Melchior Meyr

Ewige Liebe

Ewige Liebe.

Erſter Theil.

Ewige Liebe.

Roman

von

Melchior Meyr.

Erſter Theil.

Braunſchweig,
Druck und Verlag von George Weſtermann.
1864.

LG
M615/ew

634059
27.4.56

Erſtes Capitel.

In einem ſchönen Gau des mittlern Deutſchlands lag ein alter Ritterſitz, Ellerburg geheißen. Ein braungelbes, vierſeitiges Gebäude mit runden Eckthürmen, nahm es ſich beſonders anſehnlich von der Weſtſeite aus. Dieſe erhob ſich auf einem nicht hohen, aber ziemlich ſteilen Felſen, an dem ein Flüßchen, die Eller, ſachte vorbeifloß, um ſich durch die Wieſen des fruchtbaren Thales hinzuſchlängeln. Gegen Oſten, in ſanfter Abdachung, lagen die Oekonomiegebäude und ein parkähnlicher Garten. Eine Mauer und hinter ihr ein grasbewachſener Graben ſchieden die Beſitzung von dem Dorfe, das ſich von der Anhöhe bis zum Thal hinab erſtreckte.

Von welcher Seite man die Burg ansah, überall machte sie einen anheimelnden, und wie man sie vielleicht am besten charakterisirt, freundlich romantischen Eindruck. Es war eine von denen, die einem vorbeiwandernden Poeten den Gedanken eingeben können: hier sollte ich meine Dichtung ausführen — hier müßte sie gelingen! Das Anziehende bestand nicht in Pracht und Zierlichkeit, sondern in dem zugleich Malerischen und Behaglichen der Erscheinung. Von Prunk war so wenig zu bemerken, daß man bei näherer Betrachtung an Schloß und Wirthschaftsgebäuden sogar Spuren eines gewissen Verkommens entdecken und den Schluß ziehen konnte, daß der Besitzer entweder auf eine glänzende Außenseite nichts gab, oder nicht mehr zu den Reichen gehörte. — —

An einem angenehmen Sommertag des Jahres 183—, gegen Abend, konnte man im Hofe des Hauptgebäudes ein geschäftiges Treiben bemerken. Diener verschiedener Gattung trugen Möbel und

sonstigen Hausrath vom östlichen Flügel in den westlichen. Ein Herr zwischen fünfzig und sechzig Jahren stand im Hofe, überschaute den Zug mit Behagen und mahnte die Tragenden zur Behutsamkeit. Als der letzte an ihm vorüberging, bemerkte er: „Nun, damit wird's hoffentlich genug sein? — Sag' ihr, sie mög' es nicht gar zu schön machen!"

Diese Worte des Barons von Ellerburg galten seiner einzigen, siebzehnjährigen Tochter Helene, die in dem sonst nicht mehr bewohnten Theile des Schlosses ein paar Zimmer einrichtete.

Helene, an welche die Mahnung gelangte, ließ sich in der Ausführung ihrer Gedanken nicht beirren. Es sollte gut und zierlich werden, und die Diener hatten mit Setzen und Legen verschiedene Proben zu machen, bis sie ihr genug thaten. Endlich, als noch ein glänzend polirter Schreibtisch und ein Repositorium mit schöngebundenen, wenn auch nicht eben neuen Büchern, aufgestellt war und zu bequemer

geistiger wie leiblicher Existenz nichts mehr zu fehlen schien, ließ sie die Augen zufrieden umhergehen, warf noch einen Blick durch das mittlere Thurmfenster in's grüne, mit freundlichen Ortschaften belebte Thal und auf den herrlichen Laubwald, der den linken Hügelzug krönte, nickte mit einem Lächeln des Vergnügens und ging über die breite Treppe von Eichenholz in den Hof hinunter.

Sie traf den Vater, der, als er ihrer ansichtig ward, sie mit einem Lächeln betrachtete, das von schalkhafter Laune, womit es begann, bald zu froher Zärtlichkeit überging.

Es war in der That eine Tochter, woran der gute, würdige Herr seine Freude haben konnte. Eine Figur, schlank und zierlich, von einer Anmuth in Haltung und Bewegung, die vollkommen natürlich erschien und durch nichts mehr die Kunst verrieth, die gleichwohl auch beigetragen hatte, sie möglich zu machen. Die regelmäßigen Züge waren so feinschön, daß sie bei näherm Ansehen nur gewinnen

konnten. Mit blondem Haar, eignen, dunkelbläulichen Augen und einem seelenheitern Glanz des Gesichts hatte sie in ihrer Erscheinung etwas gradezu Feenhaftes. — Der Ausdruck des jetzt mehr als sonst gerötheten Gesichts sagte dem Baron, daß nicht nur Alles gethan, sondern auch Alles nach Wunsch ausgefallen sei.

„Nun," rief er, „ist's fertig? Und schön genug?"

„Ich bin zufrieden," erwiederte Helene.

„Dann," versetzte der alte Herr mit Humor, „kann er sich freuen!"

„Er soll sehen, daß wir ihn ehren wollen," entgegnete Helene. „Es ist ein Mann von Geist, ein Gelehrter, ein Dichter; — er soll die schönste Stube und die schönste Aussicht haben!"

„Herr von Lichtenfels," bemerkte der Baron nach einem Moment, „ist nicht verwöhnt. — Er lebt sehr einfach!"

„Eben deswegen!" rief Helene mit einem gewissen Eifer.

Der Vater sah sie an und sagte: „Du bist ein gutes Kind!“

Helene lächelte. „Weil ich einem Freunde Karl's, der noch dazu ein Verwandter von uns ist, eine Stube einrichte?“

„Weil Du's in so guter Meinung thust!“

„Ei nun,“ versetzte das Mädchen, „ich habe dabei meine Absichten! Es soll ihm hier gefallen! Er soll länger bei uns bleiben, soll etwas Schönes ausarbeiten und daneben mich in die Schule nehmen. Ich bin wißbegierig und habe mir schon lange gewünscht, mit einem solchen Manne umzugehen!“

Der alte Herr betrachtete sie mit einem forschenden Blick.

„Karl,“ fuhr Jene fort, „sagt in seinem letzten Brief, er könnte, wenn er wollte, Professor an einer Universität sein!“

„Zum Glück,“ erwiederte der Baron, „hat ihm sein Vater noch eine kleine Rente übrig gelassen,

und er kann unabhängig leben — wenn er allein bleibt!"

Das Mädchen sah für sich hin und rümpfte die schöne Lippe, indem das Licht einer gewissen Schelmerei in ihrem Gesicht aufging. „In Gottes Namen," sagte sie. „Man kann auf allerlei Art glücklich sein. — Aber jetzt kann er nicht lange mehr ausbleiben; es ist sieben Uhr! — Komm, laß uns sehen!"

Sie nahm den Vater bei der Hand und führte ihn durch das Schloßthor in den äußern Hof. Die Sonne vergoldete die Bäume des Gartens und beschien die Giebel höher gelegener Bauernhäuser, daß sie ungemein freundlich herglänzten. Die Beiden gingen und standen, freuten sich des schönen Abends, und der Baron wiegte sich behaglich in dem Gefühl, der Erbherr von Ellerburg zu sein.

Die Gedanken der Tochter hatten einen ähnlichen Lauf genommen, obschon zu anderm Ziel. „Es

muß ihn doch interessiren," begann sie, „das Haus kennen zu lernen, wo seine Urgroßmutter geboren ist!"

„Man sollt' es glauben!" versetzte der alte Herr. „Und das zu Bild sehen, das sie ihm als Jungfrau und berühmte Schönheit zeigt!"

„Es ist wahr," erwiederte Helene. — Sie schwieg und ging sinnend neben ihm. Dann sagte sie: „Ein herrliches Weib; blühend, stolz und lebensfroh, — die man immer wieder bewundern muß, so oft man das Bild sieht! — Und jetzt modert sie im Grabe!"

„Wie kommst Du auf solche Gedanken?" entgegnete Jener verwundert.

„Ich weiß nicht," versetzte die Tochter. — „Es ist mir so eingefallen!"

„Diesen Weg gehen wir Alle," bemerkte der Vater. „Aber Jede könnte sich gratuliren, wenn sie vorher ein so glänzendes Leben führte, wie die schöne Elisabeth. Ihr Mann, Hans von Lichten-

fels, war einer der reichsten Edelleute im Lande, sehr angesehen bei Hof, — Alles, was er unternahm, gerieth ihm. Sie hatten wackere Kinder, versorgten sie gut, und Frau Elsbeth starb in so hohem Alter, daß sie beinahe noch ihren Urenkel Hugo erlebt hätte!"

„Wie kommt's," fragte Helene nach einer Pause, „daß dieser so gar unbemittelt ist?"

„Sein Vater war ein Verschwender," versetzte der Baron, indem eine leichte Röthe über seine Wangen lief. — „Er hatte noch ein beträchtliches Vermögen; aber in einigen Jahren war's durchgebracht."

„Schade!" bemerkte Helene. „Der Sohn könnt' es so gut anwenden!"

„Nun," entgegnete der Alte, „er tröstet sich ja mit Philosophie und schönen Künsten! — Freilich," setzte er etwas spöttisch hinzu, „wär's besser, wenn er's nicht nöthig hätte!"

„Weißt Du," begann nach kurzem Schweigen

das Mädchen, „daß ich mich eigentlich vor ihm fürchte?"

„Wie so?"

„Er weiß so viel — und soll so streng sein! — unter Umständen sogar die Galanterie bei Seite setzen, die man Damen schuldig ist, und ihnen sehr unangenehme Wahrheiten sagen können!"

Der Vater sah sie erheitert an. „Dazu," entgegnete er, „wirst Du ihm hoffentlich keine Gelegenheit geben!"

„Wer kann das wissen?" versetzte Helene. „Es ist eine eigene Sache, vor einem Manne zu stehen, von dem man sich sagen muß: der kennt Alles besser als Du! Ein Gereifter und Gelehrter in Einer Person!"

„Der aber zugleich ein Cavalier ist!" — entgegnete der Vater. „Nur Pedanten sind hochmüthig und lassen Andere ihr Wissen fühlen; aber zu ihnen gehört Hugo nicht; davor schützt ihn das Blut, das in seinen Adern fließt!"

Das Mädchen hatte bei den letzten Worten gehorcht und rief, nach links deutend, erfreut: „Da hör' ich einen Wagen! — Er kommt! — — Ich bin wirklich sehr neugierig!"

Sie zog den Vater durch's äußere Thor auf die Brücke, von der man gegen Norden sehen konnte. In der That bog um das nächste Waldstück eine Postchaise. — Sie brachte den Erwarteten, denn sie lenkte den Weg zum Schloß ein. Als die Beiden deß gewiß waren, traten sie in den Hof zurück.

Der Wagen rollte durch's Thor, und der Baron ging hin, den Ankömmling zu begrüßen. Helene war noch im letzten Moment rasch bei Seite getreten, so daß der Wagen an ihr vorüberfuhr und der Vater den ersten Willkomm allein zu bieten hatte.

Der wackere Herr schüttelte dem Ausgestiegenen die Hand und gab seine Freude, ihn bei sich zu sehen, um so herzlicher kund, als der Vetter gleich

beim ersten Anblick einen sehr guten Eindruck auf ihn gemacht hatte.

Hugo von Lichtenfels stand, wie man schließen mußte, in der zweiten Hälfte der Dreißiger. Er war über Mittelgröße, wohl gebaut, von breiten Schultern. Sein Kopf hatte etwas zugleich Imponirendes und Gewinnendes. Die hohe Stirn verrieth den Denker; die braunen Augen, die schöngeprägten Lippen drückten ein Wohlwollen aus, das beim ersten Anblick Vertrauen einflößte. Die ziemlich dunkle Gesichtsfarbe, welche den schwarzen Haaren entsprach, gab den vollen Wangen etwas Männliches; und die ganze Art, wie er sich darstellte, zeigte ruhig festen Sinn, verbunden mit der Eindrucksfähigkeit einer fühlenden Seele.

Als er nach Uebergabe des Reisegepäcks an Bedienten und Kutscher den Baron wieder begrüßte, trat mit anmuthiger Bescheidenheit Helene zu ihnen.

„Meine Tochter!“ sagte der alte Herr vorstellend; und Beide verneigten sich stumm.

Hugo sah das Mädchen an und stand so überrascht, daß er die gewöhnliche Anrede entweder nicht sprechen konnte oder nicht wollte. Er erfuhr nicht nur einen Eindruck, wie ihn ungewöhnliche Schönheit, sondern eine Gestalt macht, die für den Schauenden eine ganz eigenthümliche Bedeutung hat. Er starrte hin; und glücklich im Innern, lächelte er verlegen. Dann fühlte er, daß er doch auch reden müsse, und holte nun die Versicherungen nach, womit er gesäumt hatte. Die ersten banalen Worte klangen ihm aber so dürftig, daß er sich ihrer schämend in Verwirrung gerieth und einen Satz ausführte, der ihn, wenn er ihn schrieb, nicht in den Ruf eines guten Stilisten gebracht hätte.

Der Baron lächelte für sich. Denn wenn sie nicht zu weit geht und einen schmeichelhaften Grund hat, liegt in der Verlegenheit eines Andern gar nichts Unangenehmes. Auch Helene konnte einen heitern Zug um den Mund nicht unterdrücken.

Als Hugo dem Postillon, der ihn hergebracht hatte, noch einen Auftrag gab, trat sie zum Vater und sagte mit schelmischem, innigem Vergnügen: „Ich fürchte mich nicht!“

Zweites Capitel.

Tage, Wochen vergingen. Hugo lebte mit der Familie, als ob er zu ihr gehörte, Ellerburg war ihm eine Heimath geworden.

Alles wirkte zusammen, um ihm dieses glückliche Gefühl zu geben.

Der Baron, bei allem Selbstbewußtsein, hatte eine große natürliche Gutmüthigkeit und machte gern Freude, indem er seine Meinung von sich selber in seinem Innern verbarg. Er war gastfrei und strebte nach dem Ruhm eines freundlichen Wirthes, liebte aber zugleich die Bequemlichkeit und führte bei längerem Umgang die geselligen Formen gern auf ein bescheidenes Maß zurück. Um sein Herz

zu gewinnen, gab es ein einfaches Mittel: aufrichtige Bewunderung seiner Tochter, an der er mit der größten Zärtlichkeit hing, die den Stolz, die Freude seines Lebens ausmachte.

Helene war ein Kind im schönsten Sinne des Worts. Voller Leben, sprach sie die Frische ihres Wesens unbewußt in graziösen Formen aus. Bei ungewöhnlich feinem Verstand und einer Neigung zur Schelmerei herrschte doch die vom Vater ererbte Gutmüthigkeit in ihr vor; auch sie liebte es vor Allem, zu beglücken und frohe Gesichter zu schaffen.

Zur Familie gehörte freilich noch eine Persönlichkeit, die wir bis jetzt nicht erwähnt haben und die, wäre sie die Herrin von Ellerburg gewesen, unsern Hugo schwerlich hierher gelockt hätte: die verwittwete Schwägerin des Barons. Ihr war aber in der Stellung, die sie einnahm, Zurückhaltung geboten; und wenn sie auch nichts dazu beitrug, dem Gast den Aufenthalt angenehmer zu machen, so störte sie doch auch sein Wohlgefühl nicht, und

er, da ihr Benehmen sich gleichblieb, gewöhnte sich an sie.

Gräfin Rabeneck war eine Dame, deren Mittel ihrem Range nicht entsprachen. Das Vermögen, das ihr Gemahl und sie zusammengebracht hatten, war nicht bedeutend, und sie verzehrten es denn auch in kinderloser Ehe bis auf einen kaum in Anschlag zu bringenden Rest. Der Graf starb zu guter Stunde, und die Wittwe durfte sich glücklich preisen, daß der Baron, der ein Jahr früher seine Gattin verloren hatte, ihr in seinem Hause einen Zufluchtsort anweisen konnte. Sie trug nun ihren Dank auf ihre Weise ab, indem sie an Stelle der Baronin repräsentirte und namentlich darnach trachtete, dem Neffen und der Nichte das zu verschaffen, was sie für wahres Glück hielt.

Mit einem längern Besuch Hugo's in Ellerburg war sie nicht einverstanden gewesen. Ihre scharfen, aristokratischen Züge hatten ernste Bedenken verrathen, als man sie mit dem Schreiben Karl's

und mit dem Entschluß einer Einladung des Verwandten bekannt machte. Ueberstimmt benutzte sie die Gelegenheit einer Migräne, am Tage der Ankunft das Bett zu hüten, machte aber am nächsten Morgen doch gute Miene, als Hugo mit herzlicher Artigkeit sie begrüßte und sich ihrer Gewogenheit empfahl. Der Verbindung von Seelengüte und Würde in seinem Benehmen konnte auch sie nicht widerstehen. — —

Die ersten Besuche bei nachbarlichen Freunden des Hauses waren gemacht und die Gegenbesuche empfangen; Einsamkeit und Stille waren auf der Burg wieder eingekehrt, und das kam den innigsten Wünschen des Gastes entgegen.

Was sagen wir? Hugo liebte — liebte mit allem Ernst seines tiefen Herzens die Tochter des Hauses. Der Verkehr weniger Tage hatte hingereicht, den ersten Eindruck, den sie auf ihn gemacht hatte, zu bestätigen und ihn erkennen zu lassen, daß Helene diejenige sei, die seine

Phantaſie ſehnſuchtsvoll geſchaffen und die er geſucht hatte.

Es war ſeine erſte Liebe. Obſchon wiederholt angezogen, hatte er ſich doch immer wieder frei gemacht und — ſeinem Ideal die Treue bewahrt. Sein Geiſt war zu klar und ſein Blick zu ſcharf, als daß er ſich über eine Regung auf die Länge hätte täuſchen und bloße Bezauberung der Sinne oder der Phantaſie für Liebe hätte nehmen können. Wo das Innere dem Aeußern nicht entſprach, wo er nicht die wahre Schönheit, das edle Gemüth erkannte, da wurden die Pfeile ſtumpf, die ihn zuerſt getroffen hatten, die Neigung blieb ohne Weihe, und ſie ſchwand dahin. — Hier mußte er zum erſten Male bewundernd lieben, je mehr er die Geliebte kennen lernte; und er gab ſich nun dem Strom einer Freude hin, wie ſie auch den Glücklichſten in dieſem Leben nur ſelten zu Theil wird!

Wenn Helene Jedermann hold und wohlthuend erſchien, was mußte der Liebende, — der Dichter

und ideale Denker in ihr erblicken! Die Liebe sieht nicht nur alles wirklich Schöne am vollkommensten, sie erhöht es aus sich und umgibt es mit himmlischen Farben. Das ist eben das Geheimniß der Schönheit, daß zu ihr Zwei — zwei Liebende gehören! Daß sie nur lebensvoll aufblüht in liebendem Geben und liebendem Empfangen! Daß sie in ihrem höchsten Glanze nur dem erscheint, der sie heilig liebend verdient!

Unsern Dichter entzückte an dem holden Kind Alles, und der Umgang mit ihr wurde ihm eine unerschöpfliche Quelle von Freuden. Der Klang ihrer Stimme, aus der ihre Seele tönte, machte auf ihn einen rührend süßen Eindruck; und es hätte für ihn, um einen ganzen Tag lang glücklich zu sein, nichts bedurft, als des Morgengrußes, den sie ihm spendete. Jede Stellung und Bewegung war für ihn eine neue Aeußerung der Schönheit, und er betrachtete sie, als ob er dergleichen noch nie gesehen hätte. Trat sie unerwartet

vor ihn, so erhielt sein Gesicht einen Ausdruck tiefster Heiterkeit, wie das eines Kunstenthusiasten, wenn er unvermuthet das edelste Werk des geliebtesten Meisters erblickt. Wendeten sich ihre Augen zu ihm und glänzten die Lichter der Freundlichkeit, der Freude und der Schalkheit ihn an, so staunte er über das Wunder der Natur, das Wunder des Seelenlebens. Denn es bleibt ewig wahr: die lebendige Schönheit in reiner Entfaltung und im holdesten Moment ist so überschwänglich, daß neben ihr auch das vollkommenste Idealbild erbleicht, — daß der Dichter, der es sich vorgebildet hat, gestehen muß, er habe die wahre Schönheit noch nicht gekannt und er sei unfähig, was er mit Augen schaue, in Worten auszudrücken. — Wenn im wirklichen Leben so Vieles unschön und verkümmert erscheint und der idealisirende Künstler es leicht hat, ihm gegenüber das Bessere vor Augen zu stellen: das Leben rächt sich und bringt vor das Auge des Schaffenden selber auf einmal eine Erscheinung,

vor der alle Menschenkunst sich machtlos und klein fühlt. — Doch eine solche Beschämung ist süß; und Heil dem Künstler, dem sie widerfährt!

Dieses schöne Mädchen war aber zugleich empfänglich für Kunst und Geist, empfänglich für das, was dem Liebenden selber das Höchste war, und sie begriff die Ziele seines Strebens. Ihr Verstand zeigte sich so schnellfassend, daß er sich anfangs ordentlich betroffen fühlte, wie sie Gedanken, die er erst durch jahrelange Arbeit sich errungen hatte, so leicht sich aneignete, sie dann handhabte, als ob sie ihr von jeher bekannt gewesen, und ihm sogar mit dem Vergnügen des Begreifens in Schlüsse und Combinationen folgte. Es war ihm völlig ernst, wenn er dem Vater einmal sagte: „Helene hat einen genialen Geist! Sie braucht in Hauptsachen nichts zu lernen — sie weiß schon Alles!“ —

Der größte Segen der Idealität ist die empfänglichste, dankbarste Auffassung des Wirklichen; und

ihn erfuhr Hugo nun in reichem Maße. Daß ein ſolches Weſen wie Helene exiſtirte, — daß er ſie mit Augen ſah und ihre Wirklichkeit nicht bezweifeln konnte, das erfüllte ihn immer wieder mit ſeligem Staunen. Mit Einem Strahl der Liebe durchdrang und erfaßte er das wunderbare Ganze, und ſie war ſein in allem Licht und aller Fülle des Lebens.

Helene beſaß aber zu allen Vorzügen noch den höchſten, dankenswertheſten, entzückendſten: ſie war ihm gut.

Darüber konnte für ihn kein Zweifel ſein.

Sie betrachtete ihn mit Blicken froher Achtung. Sie ſtrebte darnach, ihm Freude zu machen, nicht nur durch gewöhnliche Aufmerkſamkeiten, ſondern durch fein angelegte Ueberraſchungen. Seine Freude an ihr machte ſie glücklich; ſie hatte des innigen Vergnügens gar kein Hehl, welches neue Beweiſe davon in ihr erweckten. Und ſie zeigte ſich dafür erkenntlich! Wenn ſein Auge leuchtend auf ihr

ruhte, dann erglomm auch in dem ihren ein süßes Feuer, und ihre Lippen verschönten sich durch einen Zug, der die Rührung ihres Herzens ausdrückte. Ja sie kam ihm entgegen, sah ihn gütevoll an, und freute sich kindlich triumphirend des Glückes, das dann aus seinen Mienen sprach.

Was ist natürlicher, als daß der Liebende wieder geliebt wird? Daß die Seele dem Ruf zum Glücke folgt, das ihr wahre Liebe verheißt? — Und wenn Helene immer noch eine gewisse Zurückhaltung zeigte, selbst in freundlichster Annäherung eine zarte Linie nicht überschritt und immer den heitern Sinn der Kindesunschuld bewahrte, so war ihr das geziemend und eine neue Zierde an ihr.

Den größten Vortheil gewährte Hugo sein Verhältniß als Lehrer, was er durch sie bald geworden war. Denn nur in Märchenwelten kann man den Tag in Freundschafts- und Liebesbezeigungen verbringen — irdische Geschöpfe müssen ihn mit einer Beschäftigung ausfüllen, die für sich Interesse

einflößt. Welche Beschäftigung ist aber anziehender als die mit geistigen Dingen, mit Wahrheit und Schönheit? Welche Arbeit lohnender als die, welche dem Lehrer die Fragen, der Schülerin die Antworten auferlegen? — Es ist eine glückliche Abziehung von persönlichen Gefühlen, wenn die Seelen mit gemeinsamem Antheil auf einen großen Gegenstand gerichtet sind; die Gefühle werden heilig gehalten, und wenn sie dann wieder hervortreten, schaffen sie nur um so reinere Lust.

Wenn Hugo der Lernbegierigen klar und begeistert Aufschlüsse gab, durch hohe und heilige Vorstellungen ihre Seele mit andachtsvollem Ernst erfüllte, dann zahlte er die Freude heim, in welche die Lieblichkeit ihres Wesens ihn versetzt hatte, und sie vergalt ihm Bewunderung mit Bewunderung. Es war gut für ihn, daß sie, die ihn von Liebe bezwungen sah und nothwendig ihre Herrschaft fühlte, in anderen Momenten wieder mit Hochachtung zu ihm aufsehen mußte. Und es war schön, daß

ſie nach einem Blick der Liebe aus ſeinem Auge wieder mit inniger Zufriedenheit, ja mitſchelmiſchem Vergnügen lächelte, da ſie ihrer Macht über ihn ſich wieder bewußt geworden.

Das Verhältniß zwiſchen einem liebenden Mann, der zugleich in Wiſſenſchaft und Kunſt nicht nur heimiſch, ſondern productiv iſt, und einer Jungfrau, deren Seele nach Wahrheit verlangt, gehört ſicher zu den ſchönſten und für beide Theile ſegensvollſten. Denn es kann begabten Menſchen nicht genügen, zu leben und glücklich zu ſein: ſie wollen erkennen, wozu man lebt, wozu man glücklich iſt, und wie dem Glück Weihe und Dauer gegeben wird. Gehen doch Leben und Glück der Erde zuletzt vorüber! Wie ſchön iſt es nun, wenn der Liebende Einſichten erlangt hat, die ihn auf ewiges Glück und ewige Ehre hinſchauen laſſen, und ſeine Rede die Erwählte mit Licht erfüllt, ſo daß ihr das eigene Daſein klarer wird und das ideale Ziel erhebend vor ihre Seele ſich ſtellt! — Das iſt eben die Weihe des

Lebens und die Weihe des Glücks, daß man Leben und Glück begreifen und ihre vollkommenste Gestaltung vorausdenken lernt! —

Unsern Freund, wenn er in dem traulich stillen, von Ihr so bequem eingerichteten Gemach allein war, durchdrang ein unaussprechliches Wohlgefühl. Er konnte wenig lesen und noch weniger schreiben. Aber er saß oder ging auf und ab in heiteres Sinnen verloren, oder froh nachdenkend, womit er ihr Vergnügen machen wolle. Hie und da warf er kurze Bemerkungen auf's Papier: Eindrücke, die er empfangen — Gedanken, die sich in ihm erzeugt hatten. Oder er schrieb kleine Lieder hin, die ihm das wallende Herz und der liebebeschwingte Geist eingegeben. Von dem Lichte des innern Glücks durchleuchtet sah er dann auf die Landschaft, und sie stand vor ihm in Verklärung. Jeder Baum, jede Hütte, jeder blauduftige Hügel war ihm Poesie geworden.

Es braucht nicht gesagt zu werden, daß er auch

zur Unterhaltung der Familie und etwaiger Gäste das Seine beitrug. Der Glückliche, wenn er auch sonst nicht redselig ist, wird mittheilsam; und Hugo, der die meisten Länder Europa's aus eigener Anschauung kannte, hatte gar Vieles zu erzählen, was auch den Baron und die Gräfin interessirte. Er war keineswegs ohne Feinheit, der edle Geist; und da er die Beiden durch satirische Lichter, die er auf Erlebtes und Geschehenes warf, am meisten beglückte, so ließ er seiner Laune freien Lauf und erreichte den Zweck, auch ihnen zu gefallen. Die Bestimmtheit, womit er über genau untersuchte Dinge sein Urtheil aussprach, setzte ihn in Respect, und der Baron gestand sich, daß in ihm ein Mann steckte, der, wenn er wollte, eine bedeutende Stellung zu erlangen vermöchte.

Einen eigenen Stoff zu Gesprächen gab die Geschichte der Familie. Der Baron hatte sich dafür in jüngern Jahren sehr interessirt und war glücklich, außer den Ahnenbildern auch noch Reliquien

an Waffen und Geräthschaften zu besitzen, die er in demselben Saale aufgestellt hatte. Man liebte es, bei Betrachtung derselben sich in frühere Jahrhunderte zu versetzen; und als Hugo sich zufällig als Autor einer kleinen Erzählung bekannt hatte, die in ein Journal gekommen war, lag ihn Helene sehr an, einen Roman auszuführen, der eine Episode aus der Geschichte derer von Ellerburg behandelte. Es gab nämlich aus den Zeiten vor der Reformation eine Sage, wonach eine wunderschöne Hedwig des Geschlechts durch Kühnheit und Geistesgegenwart sich auszeichnete, indem sie gegen einen Bund feindlicher Nachbarn die frühere Burg rettete, die hernach freilich doch zerstört worden war. Diese ihre gemeinschaftliche Ahne, meinte das Mädchen, zu verherrlichen, wäre Hugo ganz der Mann, und als Abkömmling auch verpflichtet. Wenn ihn aber bei der Zeichnung ihrer Schönheit seine Phantasie im Stich lasse, so könne er ja seine eigene Urgroßmutter conterfeien, die, wie sie in der Mitte ihrer

Schwestern dastehe, ganz das Ansehen habe, als ob sie dieselbe That auszuführen vermöchte! — Hugo versprach's der lieblichen Drängerin und begann wirklich Studien zu machen, die ihn angenehm beschäftigten.

Im Ganzen trug die Unterhaltung ein stilles, friedliches Gepräge. Der Baron hatte früher chevalereske Passionen gehabt, die mancherlei Aufregung und Lärm in's Haus brachten; aber auch von der letzten — die ihn, nebenbei gesagt, am theuersten zu stehen gekommen war, — vom Spiel, hatte er seit Jahren sich bekehrt. Er war bequem geworden, der gute Herr, so daß auch einfache Jagdgänge und Spazierritte nur wenig Reiz mehr auf ihn übten. Am meisten gefiel er sich in behaglichem Umherschlendern und Träumereien, die sich auf seine Kinder bezogen.

Die Tage gingen hin. In der dritten Woche nach seiner Ankunft hatte Hugo von einer größern Tour gesprochen, die er auf den Spätsommer an-

geſetzt und die er nun bald werde beginnen müſſen; aber Helene hatte ihn ſo ſchön gebeten, die Unterhaltung und den Unterricht nicht zu unterbrechen, der Baron, der ſchon an ihn gewöhnt war, hatte ſo freundlich, um nicht zu ſagen väterlich eingeſtimmt, daß er den Gedanken aufgab und blieb. Wenn ich in ſeinem Namen offen ſein ſoll, war es im Grunde auch mehr eine Probe geweſen, worauf er die Verwandten ſtellen zu müſſen glaubte; und er wäre ſehr betroffen geweſen, wenn ſie ihn hätten ziehen laſſen! —

Wie er ſein Verhältniß anſah und über Gegenwart und Zukunft dachte, ſpricht ſich am beſten in einem Briefe aus, den er in jenen Tagen an einen Jugendfreund ſchrieb, der an der Landesuniverſität Profeſſor der Jurisprudenz war.

Er lautete:

„Mein lieber Fritz! Es iſt geſchehen, was ich gehofft, und was Deine Frau mit liebenswürdigem Vertrauen mir prophezeiht hatte, — Du biſt widerlegt! — Warſt Du nicht alles Ernſtes gemeint,

mir Sprödigkeit aus Hochmuth anzudichten und mir nachzusagen, ich sei ein Verächter der Frauen, weil ich in meinem Alter noch fesselos umherginge? Hast Du mich nicht verläumdet als Einen, der an jeder lebenden Jungfrau auszusetzen habe, daß sie nicht vom Scheitel bis zur Sohle sein Ideal sei, und der nie werde finden, was er suche, weil er eigentlich gar nichts finden wolle, sondern nur immer träumend suchen? — Ich habe gefunden! Ich habe nicht ganz das gefunden, was ich mir vorzustellen liebte — nein, mein Ideal ist nicht ganz erfüllt: die Wirklichkeit ist unendlich viel reizender und lieber! — Nur ein Blick hat dazu gehört, um mir die Gewißheit zu geben, daß sie es ist, weil sie es nicht ist, um mir zu beweisen, daß ich phantasirend ein Stümper gewesen. Ich habe geträumt, ich träume noch, aber jetzt erst den wahren Traum, das traumschöne Leben!

Es ist die einzige Schwester unseres gemeinschaftlichen Freundes Karl von Ellerburg.

Du weißt, daß die Meinen mit dem Baron und seinen nächsten Verwandten auf gespanntem Fuße lebten und daß ich Schloß Ellerburg deshalb nie gesehen, obwohl etwelches Blut der Familie in meinen Adern fließt. Diesen Sommer kam nun darauf bei Karl die Rede, und da die Gefühle der Meinen nicht auf mich übergegangen waren, so erhielt ich eine Woche später von seinem Vater die Einladung, einen Theil der schönen Jahreszeit bei ihm zuzubringen. — Ich ging, und sah Helene; — und mein Schicksal war erfüllt.

Im Gegentheil, Du consequenter Verkenner Deines Freundes: ich war von Jugend auf ein Verehrer des weiblichen Geschlechts und offen für allen Liebreiz, womit Gott und Natur diese ihre süßeste Erfindung ausgestattet. Nur das Glück hatte ich nicht, diejenige unter ihnen zu finden und zu gewinnen, die ich eben suchte. — Heil meinem Eigensinn — meiner Thorheit, wenn Du willst! Ich bin frei gewesen, als ich sie erblickte;

und habe ſchon jetzt ein Glück erfahren, um deſſentwillen es werth war, in's Daſein getreten zu ſein.

Es wird mir ſchwer, ſie Dir zu ſchildern. Denn ich kann Alles ſagen, und habe doch eigentlich nichts geſagt. Was weißt Du von ihr, wenn ich Dir ſchreibe: zartſchlanker Wuchs und reizende Linien der Bewegung; mattglänzende blonde Haare mit natürlichen Locken; Augen von einem eigenen, kräftigen Blau; fein geprägte, gehaucht rothe Lippen, kleine, ſchimmernd weiße Zähne; regelmäßige Form des Geſichts, mit kaum gebogener Naſe, in zierlichſter Ausführung; Hals und Bruſt wunderbar modellirt! — Kannſt Du Dir ein Bild machen von dem Ganzen? — Was Du Dir auch vorſtellen magſt: die Wirklichkeit — die Einheit — die Schönheit, die in der eigenthümlichen Einheit liegt, wirſt Du nie vor Augen haben!

Heiliges Leben! Selige Wirklichkeit! — Was wir dichten und denken, das Herrlichſte und Schönſte, es beſchäftigt uns, aber es befriedigt uns

nicht! Es ist nur ein Sichbereiten zur innigsten Auffassung des Schönen, wenn es uns lebendig entgegentritt. Sehnsucht lodert in uns und verzehrt uns, in Entsagung leben wir öde Tage, wenn wir es suchen und es will nicht erscheinen. Schwebt es aber her — schauen wir es mit Augen und ergreifen wir es mit den Sinnen, dann wallt ein Entzücken in uns auf unaussprechlich — ein Glutgefühl, das nicht verzehrt, sondern erfüllt und nährt und heilt: und stark und froh trinken wir vom Götterquell des Lebens! — Liebe ist zur Sehnsucht gekommen und hat sich mit ihr vermählt; der Sehnsucht ist Heil widerfahren, und Friede ist die Frucht des Bundes.

Wer die lebendige Schönheit mit Augen gesehen hat, der weiß mit vollkommenster Klarheit: die Seele bildet den Leib und adelt ihn und erhält ihn schön und umhaucht ihn mit Zaubern der Anmuth. Schönheit des Leibes ohne Schönheit der Seele ist todt. Wenn Güte, Liebe, Heiterkeit und

Schalkheit aus den Mienen blicken und die ganze Gestalt durchfließen, dann ist der Leib Seele — Poesie geworden, er duftet uns an wie Lilien und Rosen, und wir müssen ausrufen: hier ist Vollkommenheit!

Der Himmel, mein lieber Freund, beginnt schon auf Erden; — oder besser gesagt, er ist auch auf Erden nie ganz ausgegangen. Sogar das Reinschöne kann in dieser Welt erblühen, wie die göttlichsten Gedanken im Geiste der Sterblichen sich erzeugen können, die wir im Himmel nicht besser zu denken vermögen. Aber selten glühen diese himmlischen Lichter auf Erden empor, und sie erlöschen wieder. Sei es! Die Werke Gottes halten doch so lang in Schönheit aus, um uns einen Vorschmack zu geben der ewigen Vollkommenheit, in welche erhoben zu werden vor allen sie in's Dasein gerufen sind! Und der Gedanke, daß sie vergehen müssen, um beständig zu werden, läßt sie uns nur um so rührender und theurer erscheinen.

Du weißt, daß ich von Gesinnung kein Aristokrat bin. Ich kann behaupten, daß ich für die Mängel, Thorheiten und Albernheiten auf Seiten meiner Standesgenossen ein offneres Aug' und ein schärferes Wort hatte, als für die Kehrseite, die auch anderswo fatal genug hervortreten kann. Was die Stände betrifft, deren Thätigkeit wir den Boden verdanken, auf dem alles Leben gedeiht, und die ihn nun selbst mit den schönsten Blüthen des Lebens zieren, so hab' ich ihre Verdienste und Vorzüge stets mit Freuden anerkannt und gepriesen. Ich habe mit allen Berufen zeitweilig verkehrt, und indem ich ihr Treiben mit den Augen wahrer Theilnahme betrachtete, den eigenthümlichen Werth und Reiz eines jeden erkannt. Ebendarum kann ich aber auch die Vortheile und Vorzüge würdigen, die dem Adel immer noch eigen sind oder wenigstens bei ihm am meisten hervortreten.

Gestehen wir's uns: es ist schön, von einem Geschlecht abzustammen, das Jahrhunderte lang

zur herrschenden Classe gehörte, die Fähigkeiten ausbildete, die in solcher Stellung gefordert und natürlich sind, und nun Anlage und Richtung dazu dem Abkömmling überliefert, wie die Güter, die es für ihn gesammelt hat! Es ist schön, mit alten Zeiten verbunden zu sein durch das Blut, das in uns fließt, und durch die natürliche Zärtlichkeit, die wir dem Stamme widmen, von dem wir uns ableiten! Es ist schön, auf einem Gute zu sitzen, von dem wir uns sagen können: das haben die Ahnen vor Jahrhunderten gewonnen und durch Jahrhunderte erhalten! In diesem Hause sind sie aus- und eingegangen, haben Leid und Freud' erfahren und haben es beseelt und geweiht durch Menschenkraft und Menschengeschick, und durch eine Fülle schöner und freudiger, leidenschaftlicher und liebevoller Empfindungen! — Alles das, es läßt sich nicht leugnen, gibt der guten Natur ein heitres Selbstgefühl, eine Freiheit des Geistes und eine Anmuth des Betragens,

die im Umgange den wohlthuendſten Eindruck machen.

Die Ellerburger waren von jeher ſtattliche, ſchöne Leute — das bezeugen die Ahnenbilder, deren erſtes grade vor jetzt dreihundert Jahren gemalt wurde. Meine eigene Urgroßmutter, deren Originalconterfei ich endlich geſehen habe, iſt ein ſtolzes Weib, von heroiſcher Grazie, mehr Juno als Venus, — wie ſie denn als Gattin würdevoll und muthig und im Intereſſe der Familie nur etwas zu ehrgeizig war. — Von allen dieſen Geſtalten iſt Helene die feinſte Blüthe. Das edle Licht, das ihr ganzes Weſen umſchimmert, iſt um ſo rührender, als ſie ſelber keine Ahnung davon hat, wie es ſie auszeichnet. Es iſt in Wahrheit eine paradieſiſche Natur. Alles Gelernte hat ſie ſich angeeignet und vergeſſen und in Natur verwandelt durch ihr lichtfrohes Gemüth, das Alles durchfließt und jede Aeußerung der Seele glänzend neu erſcheinen läßt. —

Aber (wirst Du mich fragen) was hast Du nun eigentlich vor? Was sind Deine Ansichten und Absichten? Wie denkst Du Dir Deine Zukunft?

Ich bin glücklich, bester Freund, einen Schritt, der jetzt noch viele Bedenken erregt, nicht sogleich wagen zu müssen. Mein Reiseproject ist aufgegeben, mein Besuch nach freundlichen Wünschen auf unbestimmte Zeit verlängert. Helene ist noch jung, hat kaum das siebzehnte Jahr überschritten; ihr Herz ist gänzlich frei geblieben und kein Mann in der Nähe, den ich zu fürchten hätte. Sie hängt an mir mit einer Freundschaft, die sich nicht scheut, in Momenten der Güte die Form der Liebe anzunehmen. Sie ist geistvoll und trachtet nach Erkenntniß und ehrt in mir ihren Führer und Lehrer; und wenn die Achtung in ihrem Herzen noch überwiegt, so ist doch eben sie die Staffel zur wahren und dauernden Liebe. Träte jetzt ein Mann auf, dem ich an äußern Vorzügen weichen müßte,

er wäre aber ohne Geist und edlen Sinn, Helene würde ihn ungerührt kommen und scheiden sehen. Wer in die Welt des Ewigen und ihre Herrlichkeit Blicke gethan hat, wie sie, der bleibt ihr treu und fällt nicht ab an den Schein, der nach blendendem Gleißen in Nichts zerfließt.

Erwägungen freilich stell' ich doch an: wie ich sie mir erringe, und, wenn es gelungen, welch ein Dasein ich mit ihr führen werde. - Der Baron war bei der Uebernahme seiner Güter noch reich, aber das Vermögen, wie ich hörte und jetzt auch merke, ist geschmolzen. Wie sehr? Ich weiß es nicht; aber es scheint doch nicht so weit, daß er sich nicht durch sein jetziges eingezogenes Leben wieder erholen könnte. — Wenn mein Vater — — doch still von dem leidenschaftlichen, fürstlich leichtsinnigen Mann! — — Ich habe bisher meiner Ausbildung und meinen Neigungen gelebt, — gilt es, ein Wesen wie sie zu beglücken, dann kann ich auch der Pflicht leben und arbeiten im Schweiße

des Angesichts! Und süßer muß es sein, für die Geliebte nicht nur den Ueberfluß hinzuwerfen, sondern den Kampf des Lebens zu kämpfen und Drangsal überwindend ein Verdienst zu sammeln gegenüber dem unendlichen Geschenk der Liebe.

Lebe wohl, mein Freund! Grüß mir die liebe, freundliche Gattin, die ich jetzt sehe, wie sie schalkhaft lächelt. Sie triumphiren doch alle, wenn wieder Einer gefangen ist und entzückt verkündet, daß unser Herrgott kein schöner und edler Werk erdacht und ausgeführt hat als das Weib!" —

Zunächst ließ er sich also gehen im Glück, der Glückliche. Es ereignete sich nichts, was sein Verhältniß zur Familie geändert hätte. Die Zeit bewirkte nur, daß die Vertraulichkeit mit ihr und das Behagen des Umgangs für ihn gemehrt wurden.

Daneben begann er aber doch auch, eine gewisse Sorge für sie zu entwickeln. Der Verwalter der Oekonomie hatte durch überhöfliches Benehmen

von Anfang an ein Mißtrauen in ihm erregt, das die Urtheile von Dorfleuten über diesen Mann ihm nicht benehmen konnten.

Er bewog den Baron, auf die Wirthschaft ein schärferes Auge zu haben und die Rechnungen fleißiger zu prüfen, indem er als Gehilfe sich alle Mühe gab, ihm das Geschäft interessanter zu machen.

Die eigene Lage und die Möglichkeit der Gründung einer Familie überlegte er gewissenhaft. Von dem Einkommen, das aus seinem Erbe floß, konnte er nur selber leben; und auch er nur, weil er ohne alle kostspieligen Neigungen war. Der Baron konnte die Rente schwerlich zur Führung eines Hausstandes ergänzen, wie er ihn allein der Geliebten anbieten durfte. Was war zu thun? Sollte er seine literarischen Fähigkeiten anstrengen zum Zwecke des Erwerbs? Ein täuschendes Unternehmen, wie so manches Beispiel zeigt, und ihm, der bis jetzt mit der Feder nur seine Neigung be-

friedigt hatte, innerlich widerſtrebend! — Sollte er nach einer Stellung trachten, zu welcher ihm Geburt und Kenntniſſe eine Art Anrecht gaben? Er konnte ſich nur zwei denken. Aber die diplomatiſche Carrière verzehrt mehr, als ſie lohnt, und unter allen Umſtänden würde er nicht ſofort einen Poſten mit Einkommen erlangen. Zum Intendanten der Hofbühne hielt er ſich geeignet und glaubte auch der Verbindungen, die ihm den Weg dazu bahnen konnten, nicht zu ermangeln. Aber der jetzige Inhaber der Stelle, wenn auch alt, war noch ziemlich friſch und gab vorderhand keine Ausſicht, daß er ſeiner Thätigkeit ſatt werden möchte.

Keine Sicherung für die nächſte Zeit! — Zwar hatte er einen Onkel, Stiefbruder ſeiner frühverſtorbenen Mutter, der kinderlos geworden war und für wohlhabend galt. Aber Herr von Grollfeld war nicht der Mann, bei Lebzeiten für ihn etwas zu thun, auch angenommen, daß er ihn vor den andern Verwandten zu

begünſtigen gedachte, was noch keineswegs entſchieden war.

Was ſollte er dem Vater nun ſagen, wenn er um die Hand der Tochter anhielt? Konnte er ihn auf Hoffnungen verweiſen? — Er war nicht mehr jung, und was bei einem Jüngern anging, das geziemte ſich für ihn nicht mehr. Er mußte ein ſchönes, ehrenvolles Loos mit Sicherheit gewähren können, wenn er als Freiwerber auftreten wollte.

Durfte er aber den Vater, die Familie bei Seite laſſen und vor Allem das Ja der Geliebten zu erlangen ſuchen? Durfte er das gute, vertrauensvolle Kind an ſich feſſeln, um mit ihr vereint der Familie die Zuſtimmung abzuringen? Unmöglich — bei ſeinem Charakter! — Er mußte ſich umthun, um auftreten zu können mit Ehren, und bis dahin — warten!

Und doch, je mehr er fühlte, daß er ohne ſie nicht zu leben vermöchte, deſto mehr trat nun auch die Sorge hervor, daß er den günſtigen Moment

verſäumen und ein Anderer ſie gewinnen könnte, der ſich erklärte, während er ſchwieg. Ein Mitbewerber konnte gleichwohl jeden Tag auftreten! Brauchte es mehr, als Helene zu ſehen, um leidenſchaftlich nach ihrem Beſitz zu trachten? Und wenn Einer zum Vater nun ſagen konnte: ich mache ſie zur Herrin meiner Güter? — Er erſchrak bei dieſer Vorſtellung; und wie ſehr er das Andenken ſeines Vaters ehrte, jetzt ſtieg doch ein ſchmerzlich bittres Gefühl gegen den Vergeuder in ihm auf!

Vielleicht war er aber auch zu bedenklich! Man wollte ihm hier ſo wohl, er erfreute ſich ſo herzlichen Vertrauens! Konnte er ſich nicht dennoch jetzt ſchon erklären und eine ſtille Verlobung und die Friſt eines Jahres zur Gründung eines Geſchicks erreichen? — Das Vermögen des Barons konnte gar wohl auch noch bedeutender ſein, als er dachte! Dann war die Ergänzung ſeines Einkommens zur ausreichenden Höhe wenigſtens für

die nächste Zeit möglich; und für weiterhin wollte er sorgen!

Er mußte es dennoch wagen! — Der Schritt unter solchen Umständen war für seine edle Natur, die mehr zu geben als zu nehmen liebte und sich am meisten durch Großmuth genugthat, ein peinlicher; aber er mußte sich bezwingen. Er mußte aushalten, wenn er die Mienen zuerst betroffen sah, — durch seine Persönlichkeit ersetzen, was ihm an Weltansehen abging, und durch alle Mittel seines Geistes und Charakters — überzeugen.

Während er äußerlich derselbe blieb und seine Beschäftigungen fortsetzte, als ob er nur an sie dächte, hielt er, nachdem der zweite Monat seines Aufenthalts vergangen war, mit sich selber scharfen Rath; und er kam zu dem Schluß: Ellerburg nicht zu verlassen, ohne sich erklärt und sein Schicksal erfahren zu haben.

Ein unerwartet eintreffender Besuch stärkte diesen Vorsatz, indem er die Ausführung zu erleichtern schien.

Eines Abends, nach kurz vorhergegangener Meldung, traf Karl von Ellerburg auf dem Gute ein, um einen Theil seines Urlaubs (er war Rittmeister des Dragonerregiments in der Hauptstadt) bei den Seinen zu verbringen. Er brachte einen Fremden mit, den er als den neuen Oberförster zu G. präsentirte, indem er hinzufügte: Herr von Wildau, vor Kurzem glücklicher Gatte geworden, habe sich ihm als ausgezeichneter Freund bewährt und er empfehle ihn Allen zu guter Nachbarschaft.

Nach dieser nähern Charakteristik machte der Ankömmling durch offenes, treuherziges Wesen auf Hugo den besten Eindruck. Der Liebende hatte aber beim ersten Anblick doch einen gewissen Schreck empfunden als über einen möglichen Rival; und während die Familie den Pflichten der Gastfreundschaft oblag, machte er fest mit sich aus, bei nächster Gelegenheit dem Bruder seine Wünsche zu eröffnen und eine Entscheidung herbeizuführen.

In den ersten Tagen fand sich keine Gelegen-

heit dazu. Man arrangirte Jagdpartien, machte Besuche und tafelte mit Gästen. Karl schien dem Freund auch nicht in der rechten Stimmung zu sein, das Anliegen zu hören. Er war lebhafter als gewöhnlich, unterhielt die Gesellschaft durch lustige Reden, schien aber hinter der muntern Außenseite doch eine Unruhe zu verbergen, die auf eigne Sorgen deutete.

Wildau, nachdem er den Beifall der ganzen Familie gewonnen, verabschiedete sich, um sich nach G. zu begeben, wo man unterdessen die Amtswohnung für ihn hergerichtet hatte. Auf Ellerburg zog wieder die Ruhe und Stille ein, die Hugo am liebsten war, und die er besonders jetzt willkommen hieß. Am andern Morgen suchte er Karl auf, um ihn in's Geheimniß zu ziehen und seinen Beistand zu gewinnen.

Er fand ihn im Garten, mit abgewendetem Gesicht eine Allee hingehend, und rief ihn an. Karl drehte sich um; — seine Züge wiesen einen

Ausdruck, der den Freund bestürzt machte. Tiefer Unmuth, peinliche Gefühle sprachen aus ihnen.

„Was ist Dir?“ fragte Hugo.

„Ich bin der unglücklichste Mensch unter der Sonne!“ rief Karl.

„Was ist denn aber geschehen?“ rief Hugo. Und als Jener zauderte zu antworten, setzte er hinzu: „Ich bin Dein Freund, red' offen mit mir, und wenn ich Dir helfen kann . . .“

Der junge Ellerburg zuckte die Achseln mit einem schmerzlich ungläubigen Ausdruck. „Die Sache,“ fuhr er nach einem Moment fort, „ist im Grund einfach und mein Unglück nichts weniger als neu. Ich liebe die Schwester Wildau's, ein in jedem Betracht ausgezeichnetes Mädchen; ich hab' um ihre Hand angehalten, weil ich glaubte, daß mein Vermögen den Mangel des ihrigen ersetzen könne, und erhielt ihr Jawort. Vor wenigen Minuten hatte ich eine Unterredung mit meinem Vater. Er war betroffen, in großer Verlegenheit.

Gegen die Familie — der Vater war General — konnte er nichts einwenden, und er iſt zu gut, zu ehrlich, um ſich lange hinter Vorwänden verbergen zu können. Zuerſt ſprach er mir von der Nothwendigkeit, eine reiche Partie zu machen, weil in gegenwärtiger Zeit nur durch großen Beſitz der Glanz einer alten Familie geſichert ſei. Von mir gedrängt und durch meine Gründe für mäßiges äußeres Glück, wenn ſonſt Alles nach Wunſch wäre, beſiegt, geſtand er mir, daß unſer Gut mit Schulden überbürdet ſei, und er ſelber Mühe habe, ſich aufrecht zu erhalten. Von einem Erlegen der Caution und dem geforderten jährlichen Zuſchuß könne nicht die Rede ſein. Wolle ich heirathen, und Ellerburg übernehmen, ſo wäre eine reiche Partie unvermeidlich, und er ſelber wolle dann lieber über das Alter des Adels ein Auge zudrücken. Erſtaunt (obwohl ich in der letzten Zeit eine gewiſſe Ahnung gehabt!) und außer mir fragte ich: wo denn ſo viele Schulden herkämen?

Er wurde roth, murmelte etwas von Mißgeſchick, ſah mich aber mit einem Blick ſo tiefgefühlter Reue an, daß ich wußte: das Mißgeſchick waren ſeine eigenen theuern Paſſionen und ſeine Fahrläſſigkeit! — Und nun iſt's aus. Ich habe das Ja meiner Amalie, ſie hat das meine, und ich ſtehe hier als ein Menſch, der ſein Wort nicht halten kann!"

„Armer Freund!" rief Hugo, mit klopfendem Herzen und ſeine eigne Erſchütterung mit Mühe verbergend.

„Da hab' ich's nun mit meinem Vertrauen!" fuhr Jener mit leidenſchaftlicher Erregung fort. „Ich habe Dich immer bedauert, Freund Hugo, daß Dein Vater Dir ſeine Güter vor der Naſe wegverſchleudert hat; und nun iſt mir von dem meinen, wenn auch minder offen und chevaleresk, das Gleiche paſſirt! Das ſind ihre jetzigen Künſte! Was eine Reihe von Vorfahren mit unermüdlicher Thätigkeit gebaut haben, das wird von einem Ein-

zigen sinnlos ruinirt — und dann ist er ein rechter Edelmann gewesen! Die Kinder mögen Rotüriers werden und die Sprößlinge von reichgewordenen Rotüriers heirathen — wenn nur sie, das Geld wie Koth hinwerfend, als echte Cavaliere sich benommen haben!"

„Du wirst bitter," entgegnete Hugo, indem er die Hand des Freundes ergriff, — „bitter und ungerecht! Dein Vater mag schwach gewesen sein, aber gleichgiltig gegen Euch wahrlich nicht! Er liebt Dich und Deine Schwester zärtlich!"

„Das ist's ja eben!" fuhr Jener heraus. „Er liebt uns zärtlich; aber sich selber hat er nie etwas versagt und nie etwas zugemuthet. Er liebt uns zärtlich; aber er folgt wie ein Lamm seinen Neigungen und stürzt uns in's Unglück!"

Hugo schüttelte den Kopf und ein Blick der Mißbilligung ging aus seinem Auge. Aber Karl sah nicht auf ihn.

„Arme Helene!" rief er. „So gut, so schön,

ſo liebenswürdig — und kann jetzt von Glück ſagen, wenn ſie einmal Stiftsfräulein wird! — Wer wird ſie heirathen ohne Geld?“ fuhr er auf eine Bewegung Hugo's fort. „Ein Reicher nicht, dazu ſind die jungen Herren jetzt zu praktiſch; und ärmliche Verhältniſſe wünſch' ich nicht für ſie. Lieber eine Nonne! — Aber es iſt kläglich, es iſt jammervoll für den Bruder, ſo ein ſchönes, edles Leben um ſein Lebensglück betrogen zu ſehen!“

„Du biſt in einer Leidenſchaft,“ entgegnete Hugo, „die Dich an Allem verzweifeln läßt! Beruhige Dich! Laß die Zeit wirken, und Du wirſt die Lage, die Dir jetzt hoffnungslos erſcheint, wieder mit andern Augen anſehen!“

„Wenn ich ein Philoſoph wäre, wie Du!“ verſetzte Karl mit einem bittern Verziehen der Lippe. „Du haſt gut reden! Du genügſt Dir ſelbſt, lebſt in höhern Sphären und haſt die Bedürfniſſe eines Weiſen. Dir iſt Entſagung Genuß; aber wir Ellerburge ſind

von gröberem Stoff und nähren uns nicht von Aether!"

Hugo, während er ihn mit einem Blick des Mitleids ansah, konnte einen schmerzlichen Zug um den Mund nicht unterdrücken.

Karl, ohne es zu bemerken, rief:

„Aber ich werde nicht nachgeben und mein Wort der Geliebten halten trotz Allem und Allem! Auch für Helene werde ich nicht resigniren! Ich werde mich umthun und sehen, ob ich nicht doch noch einen Mann für sie finde, der ihrer werth ist und ihr ein Dasein schaffen kann, wie sie es verdient. Vielleicht gibt es doch auch jetzt noch einen Edelmann, der edel genug denkt, Schönheit und Tugend für eine Gegengabe anzusehen, die Rang und Reichthum aufwiegt! Vielleicht! — Jedenfalls gilt es den Versuch!"

„Gut," versetzte Hugo. „Nun sprichst Du wie ein Mann — und dabei laß uns vor der Hand bleiben!"

Sie gingen mit einander in's Schloß zurück. — —

Daß der Liebende von seinem Entschluß, dem Bruder sich zu eröffnen, für jetzt abstand, begreift sich. Er erneuerte um so ernstlicher den andern: sich um eine Stellung zu bewerben, die das mangelnde Vermögen bei ihm ersetzen, und eben ihn zu dem gesuchten Gatten für die Geliebte machen könnte.

Darnach richtete er sein Verhalten gegen die Familie ein; und wie hart es ihn ankam, sich gegen Helene genau innerhalb der Linie verehrender Freundschaft zu halten — es gelang ihm.

Den Bruder, bei dem die Anfälle von Zorn und Schmerz wiederkehrten, suchte er zu beruhigen, und auch dies glückte ihm endlich. Als dessen Urlaub abgelaufen war, nahm auch er Abschied von der Familie und ging unter Verheißungen des Wiederbesuchs mit dem Freund in die Residenz zurück.

Drittes Capitel.

Welt und Zeit haben eine wunderbare Macht gegen den Geiſt. Wir können ein Paradies finden auf dieſer Erde, in Gefühlen der Liebe, des liebenden Denkens leben und mit ſtiller, tiefer Luſt an ewigen Dingen hängen. Die Sphäre des Erhabenen und Schönen ſteht ſo lebendig und leuchtend vor uns, daß uns die Aeußerlichkeit des Daſeins wie ein Traum verſchwindet. Aber auf einmal wendet ſich's, und vielmehr das Paradies iſt wie ein Traum verſchwunden. Die Wirklichkeit mit ihrem Zwang hat uns wieder; ihre Sorgen erfüllen uns, ihre Lockungen ziehen uns hin und her und zerſtreuen uns. Das Ziel, auf welches

ſie hinweiſt, tritt in Streit mit dem idealen, das wir uns ſelber geſtellt, und dieſes weicht zurück, um den Blicken oft gänzlich zu entſchwinden.

Die Welt hat eine eigene Art, auf eine Zeit einem rein ſchönen Leben in ſich Raum zu geben. Sitte und natürliche Neigung wirken zuſammen, um einen geſelligen Verkehr zu ermöglichen, wo nur Freundlichkeiten getauſcht werden. Fühlt ſich in ſolchem Kreis ein junger Mann zu einer Jungfrau gezogen, daß über den Zuſtand ſeines Herzens kein Zweifel mehr ſein kann, ſo iſt das für Jedermann zunächſt nur erfreulich. Man hat das Gefühl des Natürlichen und Anmuthigen dieſes Zuges. Der Liebende iſt ein „Verehrer“ der Schönen, und das iſt ein Lob für Beide. Seine Verehrung ehrt nicht nur ſie, ſondern auch ihre Angehörigen. Dieſe erblicken an der Huldigung die ſchmeichelhafte Seite, ergötzen ſich daran, ja fördern ſie und dienen ihr. Und ſo kann in Freundſchaft und Liebe ein ſeliges Leben gelebt

werden, das von keiner Seite eine Störung erfährt.

Alles ändert sich aber plötzlich, wenn die Welt dem schönen Spiel, das sie gestattete, mit eignen Forderungen entgegentritt. Dann wird das Unverfängliche mit einem Mal bedenklich, das Angenehme lästig, das Ehrende kränkend, und was man bisher gehegt, gefördert hat, das kann mit Leidenschaft abgewehrt und ferngehalten werden. — —

Kurze Zeit nach der Abreise der beiden Freunde war dem Baron die Last, die auf seinem Herzen lag, so drückend geworden, daß er sich der Schwägerin ohne Rückhalt mittheilte und nicht nur die Forderungen des Sohnes und sein Verhältniß zu Fräulein von Wildau, sondern auch die ganze Ausdehnung seiner finanziellen Bedrängniß eingestand.

Die Gräfin war sehr betroffen. Sie hatte für Karl eine reiche Erbin, die Tochter einer Jugendfreundin im Auge, die mit Helene ungefähr

in gleichem Alter ſtand, und ſchon Projecte gemacht, wie ſie das Paar zuſammenbringen wollte. Von einer anſehnlichen Schuldenmaſſe des Barons wußte ſie; aber die genannte Höhe übertraf ihre Vorſtellung um ein Bedeutendes. Sie beſaß jedoch einen ſtarken Geiſt, die ariſtokratiſche Frau, und indem ſie für ſich hinſah, entgegnete ſie mit Faſſung: „Das ſind ja ſchlimme Nachrichten! — Und Karl hat ſich gebunden, daß er nicht mehr zurücktreten kann?“

„Er *will* gar nicht zurücktreten,“ verſetzte der Baron. „Eine Stunde vor ſeiner Abreiſe hat er mir noch erklärt, er werde der Geliebten ſein Wort halten unter allen Umſtänden!“

Die Gräfin zuckte die Achſeln. „Laſſen wir ihn,“ erwiederte ſie dann, „und faſſen wir etwas Anderes in's Auge. — Wenn er uns im Stich läßt, wird vielleicht das Mädchen unſere Retterin!“

„Helene?“ rief der Baron.

„Helene,“ verſetzte die Gräfin mit Nachdruck.

— „Das Kind iſt im letzten Jahr ungewöhnlich ſchön geworden. Bei ausnehmend feinen Zügen iſt ihre Erſcheinung dennoch brillant: ſie gewinnt auf den erſten Blick! — Indeß," fügte ſie mit etwas ſpöttiſchem Lächeln hinzu, „das brauch' ich dem Vater wohl nicht erſt zu ſagen!"

„Wo willſt Du hin?" entgegnete der Baron. „Haſt Du eine Partie für ſie?"

„Noch nicht. Aber es ſchwebt mir eine vor, und wir müſſen das Unſere thun, ſie möglich zu machen."

„Wer iſt es?" rief Jener mit Neugier und Hoffnung.

„Niemand!" erwiederte die Gräfin lächelnd. „Wenn es aber Jemand werden ſoll, müſſen wir dieſen Winter in die Reſidenz!"

Der Baron ſah ſie an und ſchüttelte unwillkürlich den Kopf. „Du kennſt meine Lage," verſetzte er dann. „Wo ſoll ich das Geld dazu hernehmen?"

„Entweder oder — mein lieber Schwager. So weit ist's hoffentlich noch nicht, daß man dem Baron Ellerburg eine Summe abschlägt, wenn er auf etwas ungewöhnliche Bedingungen eingehen will!"

„Aber das ist der Ruin!"

„Das ist die Rettung," entgegnete die Gräfin mit Nachdruck. — „Hier auf Ellerburg sucht man Deine Tochter nicht — Du mußt sie präsentiren, wo Freier sind! — Und wenn Du einen Schwiegersohn findest, wie Du ihn brauchst, dann ist Alles gewonnen! Auch für Karl ist noch Hoffnung, wenn wir hinziehen! Frau von Rothenberg wird dort sein und ein Haus machen, um die kleine Lilly in die Welt einzuführen. Wir bringen ihn zu ihr, ohne daß wir ihn etwas merken lassen, und vielleicht hat er dann selber soviel Verstand, um zu merken, was ihm gut ist. Heirathen kann er die Wildau ja doch nicht! Sollte er nun sein Glück opfern, ohne das ihre zu grün-

den, ja, um auch das ihre zu vernichten, indem er ſie von einer andern paſſenden Verbindung zurückhält? Er wird ſich beſinnen — und unſerm Rath ſich fügen."

„Du gehſt raſch," erwiederte der Baron ſeinerſeits mit einem ſpöttiſchen Blick. — „Ich denke jetzt nur an Helene. — Für ſie, das will ich geſtehen, könnt' ich etwas thun!"

„Nun gut!"

Der alte Herr ſtand ſinnend. „In der Reſidenz wird aber auch Hugo ſein!" bemerkte er dann.

„Was thut das?" fragte die Gräfin.

„Unſer Philoſoph liebt das Mädchen!" erwiederte Jener.

„Was thut das?" wiederholte die Gräfin lächelnd.

„Vorderhand nichts. Wenn aber Helene zufällig auch ihn liebte? — Sie hängt ſehr an ihm; und wer weiß, bei all dem unſchuldigen Weſen

hat sie sich in der Stille doch schon für ihn entschieden!"

Die Gräfin machte eine verneinende Bewegung. „Das verstehst Du nicht, lieber Schwager! Ich habe sie genau beobachtet, und wenn ich eine Gefahr bemerkt hätte, würde ich nicht geschwiegen haben. — Das Kind ist gut, und — was genau damit zusammenhängt — ein wenig kokett. Sie hat des Cousins Verehrung gewonnen, ist dadurch geschmeichelt und will sie sich erhalten und ihn für die Auszeichnung belohnen. Sie weiß, daß ein freundlicher Blick ihn glücklich macht, und sie blickt freundlich. Sie ist ein Mädchen von Geist und läßt sich geistreich unterhalten und schwärmt gelegentlich auch mit dem Philosophen — in Ermanglung eines Bessern. Das ist Alles!"

„Ich weiß nicht," bemerkte der Baron. „Mir kam's vor, als wäre sie doch immer glücklich gewesen, wenn sie ihn erblickte! — Und wenn sie jetzt wieder zusammentreffen!" —

„Ich," entgegnete die Gräfin, „war besorgt, eh' ich ihn kannte; jetzt bin ich ruhig. Dieser Lichtenfels gehört zu den Menschen, denen es genügt, zu lieben, zu huldigen, und die den Besitz der Geliebten im Grunde gar nicht ernstlich wünschen. Das ist allerdings ein großes Glück für ihn: denn wie sollte er das Kind heirathen können? Er fühlt die Unmöglichkeit selber; er weiß, daß eine solche Prätension bei seiner Armuth absurd wäre, und ist gegangen, ohne davon auch nur etwas merken zu lassen!"

Der Baron schwieg, als ob er der Gräfin Recht geben müßte. Sie fuhr fort: „Wir müssen in die Residenz, mein Freund, — je eher, je besser! — Dort liegt die Entscheidung!"

Jener betrachtete sie, die mit einer eigenthümlichen Sicherheit vor ihm stand; seine Züge erhellten sich, und er sagte: „Du scheinst doch schon an einen Bestimmten zu denken!"

„Ich denke an das Glück der Familie!" erwie-

derte ſie. „Verſchaffe Dir das Geld, — das Uebrige wird ſich finden!“

Der Baron holte tief Athem, ſo daß es am Ende wie ein Seufzer klang. Melancholiſch lächelnd entgegnete er dann: „In Gottes Namen!“ — —

Acht Tage — und die Summe (wenn auch allerdings unter ſehr ungewöhnlichen Bedingungen!) war theils in den Händen des Barons, theils zugeſichert. — Zwei Wochen, und die Familie hatte, wenn auch keine glänzende, doch eine ſtandesmäßige Wohnung in der Reſidenz inne. — —

Die Perſonen, deren Bekanntſchaft wir auf Ellerburg gemacht, waren jetzt wieder beiſammen und konnten ſich in einem Raum zuſammenfinden, wie dort: aber unter wie veränderten Beziehungen!

Die Gräfin hatte gleich nach der Ankunft in der Hauptſtadt für ihre Pläne zu arbeiten begonnen. Die erſten Beſuche waren gemacht, die erſten

Einleitungen getroffen. Sie wollte sachte geben, die jetzige Führerin des Hauses, und die Auserſehenen unmerklich zu dem Ziele hinleiten, das ihre Klugheit ihnen geſetzt hatte. Da ihr die erſten beſcheidenen Vorkehrungen gelangen, ſo zeigte ſie große Zufriedenheit und faßte die beſten Hoffnungen.

Helene war in Häuſern präſentirt, wo ſich die feinſte Geſellſchaft zu verſammeln pflegte. Man hatte ſie hier nicht nur bemerkt, ſondern ausgezeichnet. In der erſten großen Soirée bei einem der Miniſter hatte ſich ein Kreis der eleganteſten Herren um ſie gebildet, und unwillkürliche Lobesrufe oder directe Glückwünſche klangen wie Muſik in die Ohren der Beiden, die dem Erfolg erwartungsvoll entgegengeſehen hatten.

Unter denen, die der neuen Schönheit huldigten, waren auch zwei junge Männer, die für ſehr gute Partien galten. Der Baron, in häuslicher Zwieſprach, rühmte die Schwägerin ob des guten

Rathes, den sie ihm gegeben, indem er die Chance in's Auge faßte, daß einer von den Beiden sein Schwiegersohn werden könnte. Jene, ihn ruhig hörend, lächelte und sagte zuletzt: „Vielleicht kommt noch was Besseres! — Lassen wir die Dinge für jetzt ihren Gang gehen!“

Die Sorge der Gräfin richtete sich nun hauptsächlich auf die Bekehrung des Neffen. Sie hatte mit der eingetroffenen Frau von Rothenberg die Jugendfreundschaft erneuert und in erinnernder Besprechung ihrer gemeinschaftlichen Erlebnisse die herzlichsten Gefühle an den Tag gelegt. Lilly, ein kleines, rundes, nicht eben unangenehmes Mädchen, war von ihr mit achtungsvoller Zärtlichkeit behandelt und dadurch das Herz der Mutter völlig gewonnen worden. Der stattliche Rittmeister hatte gleich bei der ersten Zusammenkunft auf das gutartige Wesen einen unverkennbaren Eindruck gemacht, und die reiche Wittwe hatte freundlich dazu gesehen: — Grund genug

für die Unternehmerin, auch hier Alles für möglich zu halten und zunächst nach der glücklichen Ausführung dieses einen, scheinbar mehr vorbereiteten Planes zu streben.

Karl blieb jedoch auf sein eignes Ziel unverrückbar gerichtet. Er liebte Amalie von Wildau wahrhaft, konnte sie, die mit ihrer Mutter, wenn auch in größter Zurückgezogenheit, eine Wohnung in der Residenz innehatte, wieder und wieder sehen, und statt der idealen Gesinnung besaß er das Ehrgefühl seines Standes, das sich auf die Seite der Leidenschaft stellte. Da er nun bald sah, was die Tante mit ihm vorhatte, so beschloß er, die Schlinge zu vermeiden, indem er das Project ignorirte und sich bei Lilly in den Schranken einer Artigkeit hielt, welche den Hoffnungen der Familie günstig zu sein schien, ohne daß er sich damit verpflichtete.

Seine Gedanken waren, für die Schwester einen Gatten zu suchen, welcher durch Vermögen und

Einfluß mit ihrem Glück auch das seine möglich machen und als Freund thatkräftig herbeiführen könnte. In einer Hinsicht mit Vater und Tante eines Sinnes, verständigte er sich mit ihnen und sagte alle Hilfe zu, die er hier zu leisten vermöchte.

Und Hugo? Und Helene?

Das junge, von Allen höchst freundlich aufgenommene Mädchen befand sich in der heitersten Stimmung und lebte ganz der Gegenwart. In den letzten Tagen zu Ellerburg war in ihrem Herzen doch ein lebhaftes Verlangen erstanden, die Welt und ihre Vergnügungen kennen zu lernen, und was sie in der Einsamkeit gehofft hatte, war im Leben überschwänglich in Erfüllung gegangen. Sie hatte sich rasch in den Ton der Gesellschaft gefunden, that sich durch treffende Antworten, witzige Repliken hervor, und sah sich wegen ihres Geistes bald ebenso bewundert als wegen ihrer Schönheit, die natürlich jenem die Arbeit etwas

leichter machte. Wenn sie in einen Salon eintrat, erheiterten sich die Mienen; man kam herbei, sie zu begrüßen, zu unterhalten, und in kurzer Zeit hatte sie einen Hof um sich wie eine Königin, fühlte sich auch als solche und spielte die Rolle mit so anmuthiger Sicherheit, als ob es gar nicht anders sein könnte. Mit reinster Empfänglichkeit erfreute sie sich der in den Festsälen ausgelegten zierlichen Pracht — der musikalischen Aufführungen, denen sie lauschte, des Tanzes, an dem sie sich betheiligte. Ihr — und ihr allein von allen unsern Bekannten — wurde die Welt ein zweites Paradies: die schönheitbeglückte, huldigende Welt, die den frohen Sinn der Gefeierten mit der Poesie der Kunst umgab und Glanz und Schönheit, Freude und Ehre vor ihr Auge zauberte! —

Daß der ernste, schlichte Hugo, der in den großen Gesellschaften, wenn er auch in sie kam, doch mit den Elegants nicht wetteifern konnte, sich in seinen Beziehungen zu Helene und der

Familie wirklich verkürzt fühlen mußte, leuchtet ein.

Von der bescheidenen Junggesellenwohnung, die er innehatte, war er am ersten Tag gekommen, die Angelangten zu begrüßen und ihnen seine Dienste anzubieten. Er half ihnen beim Einrichten und Decoriren ihrer Zimmer; und als sie nach der Vollendung beisammensaßen, sprach Helene die Hoffnung aus, daß sie hier ihre „interessanten philosophischen Gespräche“ fortsetzen würden. Es zeigte sich aber bald, daß man dazu nicht wohl mehr Zeit finden konnte. Ein paar Mal bedauerte sie gegen ihn, daß sie gar so sehr in Anspruch genommen sei, indem sie ihn mit einem Blick ansah, der gleichsam um Entschuldigung bat. Dann war nicht mehr davon die Rede.

Wenn sie mit ihm in Gesellschaft zusammentraf, zeigte sie freilich, daß er ihrem Herzen immer noch der Nächste war. Sie grüßte ihn mit aller Freundlichkeit einer Verwandten, zog ihn in's Ge-

ſpräch und rief bei gewiſſen Gegenſtänden ſeine Autorität an. Die Linie, in der ſie ſich gegen ihn gehalten hatte, war aber hier noch enger gezogen und wurde genauer beobachtet; und er mußte ſehen, daß andere Verehrer, die in der Wärme des Geſprächs zierlich galante Worte an ſie richteten, zuweilen eben ſo gütige Blicke erhielten, wie er. Zwar ſchien es ihm, als ob ſie damit nur Glückliche machen wollte; und wer konnte ihr das verargen? Manchmal ſah er ſich aber doch gradezu beeinträchtigt und Andere begünſtigt; er zog ſich gekränkt, verdüſtert zurück, und hielt ſich bei Seite. Dann, nachdem ſie ein paar Mal aus der Ferne die Blicke über ihn hatte gleiten laſſen, kam ſie ſelber zu ihm, ſprach ihn herzlich an und unterhielt ſich mit ihm, indem ihr Auge in beſonders holdem Glanze leuchtete. Sie nahm ſich dann ſogar kleine Vertraulichkeiten heraus, und ruhte nicht mit Bezeigungen der Achtung und Freundlichkeit, bis ſeine Mienen ſich wieder nicht

bloß höflich, sondern ehrlich froh erhellten, worauf in der Freude ihres eigenen Gesichts ein unmerklicher Schein des Triumphes aufging. Der Beglückte, wenn sie nach heiterm Abschied sich wieder entfernte, sah ihr nach, und in liebender Erregung entfloh ein Seufzer seiner Brust.

Mit Hugo war es einem Mädchen, wie Helene, freilich leicht gemacht. Er gehörte zu jenen besonders guten Menschen, die nachsichtig gegen Andere und streng gegen sich sind; für jene meist ein Wort der Entschuldigung haben, während sie an sich selbst eher das Rügenswerthe bemerken und hervorheben. Eines Abends, da er allein zu Hause war, seine Gedanken die Richtung auf sie genommen hatten und sein Herz in Bewegung gerieth, sagte er sich: „Was hab' ich nur gegen sie? Sie ist in die Welt eingeführt, und benimmt sich in ihr nicht nur, wie's ihr zukommt, sondern vortrefflich. Im Grunde hat sie von der Kindlichkeit, die mich an ihr entzückte, nichts verloren. Sie läßt mit

derſelben reizenden Natürlichkeit das Licht ihres Geiſtes und ihrer Schönheit leuchten, daß ihr Alles gut ſein muß, und ſogar andere Schönheiten, wenn ſie auch Neid empfinden, es doch wenigſtens nicht merken laſſen. Die Verehrer, die ſich um ſie ſammeln, hält ſie in Reſpect; und ſelbſt mein Auge hat noch nichts bemerkt, was ſie von einem derſelben auch nur entfernt hätte verletzen können. Iſt es nicht ſchön von ihr, daß ſie die ehrenden Einladungen annimmt und die Geſellſchaften beſucht, wo ſie weiß, daß ſie die Freude mit ſich bringt? Soll die Sonne nicht ſcheinen? Soll die Roſe, deren Duft alle Welt entzückt, ſich nicht erſchließen? Sie erfreut die Herzen, lehrt ſie das Schöne bewundern und gibt ihnen ein Bild mit, das ſie ſich immer mit inniger Luſt vorſtellen werden!"

„Mein Wunſch, daß ſie mehr für mich als für die Welt leben möchte, iſt eigentlich thöricht und ungerecht. Wenn ſie in Ellerburg mir faſt allein

gehörte, folgt daraus, daß es so bleiben mußte? Im Gegentheil. Wer einmal über Verdienst glücklich war, der muß entsagen und es nun gerne sehen, daß auch Andere beglückt werden. Hab' ich mich gegen sie erklärt? Hat sie gegen mich Pflichten auf sich genommen, die sie zu erfüllen hätte? Ich bin hier einer ihrer vielen Verehrer, nichts weiter; und wenn sie morgen Herz und Hand einem Andern gäbe, so thäte sie nur, was ihr zustände. Ich hab' ihr meine Liebe gezeigt und sie mir ihre Freude darüber; aber ich habe sie nicht ausgesprochen, nicht durch das Gelöbniß der Treue besiegelt, — und sie darf annehmen, daß es eine Liebe sei, die nicht zum Handeln kommen, die in sich bleiben und in sich wieder vergehen werde!"

„Ich muß handeln! Ich muß die Bemühungen fortsetzen, die bis jetzt so wenig gefruchtet haben, und mich in Gottesnamen in den Dienst der Welt begeben! Nur um ihretwillen kann ich es, aber um ihretwillen muß es geschehen. Ich

will's, und setze meinen Kopf darauf, es durchzusetzen!" —

Aus diesem Selbstgespräch geht hervor, daß unser Freund auch schon etwas für sich zu thun versucht hatte. In der That machte er gleich nach seiner Zurückkunft in die Residenz ein paar Gänge und bekannte nacheinander zweien Hochgestellten, von denen er sich geschätzt wußte, sein Anliegen. Beide verwunderten sich höchlich, ihn in dieser Lage zu wissen, lobten im Uebrigen seinen Entschluß und versprachen, sich für ihn umzusehen. Die Art aber, wie sie es thaten, machte auf den Bewerber doch einen eigenen Eindruck. Beide Gesichter (wenn auch jedes in seiner Art!) wiesen nach der offenen Darlegung der Situation ein Bedauern, worin von der ihm bis dahin gezeigten Achtung nicht viel mehr zu merken, dagegen ein ungleich stärkeres Gefühl der Ueberlegenheit ersichtlich war, und beim Abschied machten sie um vieles weniger Umstände mit ihm als früher.

War das nicht angenehm für ihn, so durfte er doch einem so gewöhnlichen menschlichen Zug auch nicht zuviel Wichtigkeit beilegen. In Folge des Selbstgesprächs von der Nothwendigkeit des Handelns auf's Neue durchdrungen, faßte er den Entschluß, einen dritten, wichtigern Versuch zu wagen und direct an die Hauptquelle selber zu gehen.

Er meldete sich beim Minister des Auswärtigen, dem er von Jugend auf bekannt war, erhielt Audienz und wurde freundlich begrüßt.

Der Minister war sechzig Jahre alt, behäbigen Aussehens und zeigte in der Regel ein gutgelauntes Gesicht. Er hatte als Gesandter in Paris und Petersburg gelebt und sich überzeugt, daß man seine Gedanken am besten hinter Worten des Scherzes verbergen könne. Die unstörbare heitre Ruhe, die man von einem Diplomaten fordert, hatte er sich in so hohem Grade angeeignet, daß sie ihm recht eigentlich zur andern Natur geworden war.

Hugo bekannte seinen Wunsch, eine Carriere zu beginnen, und endete mit der Frage: ob ihm Excellenz in seinem Ressort keinen Posten in Aussicht stellen könne?

Der Minister sah ihn mit großem Vergnügen an. „Seht," rief er; „der Philosoph Lichtenfels — der Glückliche, der dem Treiben der Welt in stolzer Unabhängigkeit zugesehen hat, er will sich jetzt auch in das Gedränge mischen und Dienste thun, wie andere Sterbliche?"

Hugo, nachdem er über den Scherz ein wenig gelächelt, erwiederte:

„Man bekommt endlich Alles satt, Excellenz, auch das Zusehen; und wenn man in ein gewisses Alter tritt, wünscht man zu wirken — und nebenbei auch für sich selber zu sorgen!"

Der Erfahrene nickte begreifend, und aus den lächelnden Zügen sprach jetzt offenbares Wohlwollen.

„Sie haben Recht," versetzte er; „aber diese Ansicht ist Ihnen ein wenig spät gekommen!"

„Excellenz wissen, daß ich in frühern Jahren Hoffnung hatte —"

„Ich weiß es," unterbrach ihn der Minister mit ernster gewordenen Zügen.

„Nach der unglücklichen Katastrophe setzte ich meine Studien fort, weil sie begonnen waren. Ich bedurfte wenig; und so lange ich nur für mich selber zu sorgen hatte —"

„Ei," rief der Minister, als Jener nach dem unvorsichtigen Worte stockte, „hätten Sie jetzt auch für Andere zu sorgen? Oder — für eine Andere?"

„Das nicht," entgegnete Hugo erröthend.

„Ah," rief der alte Herr, „ich begreife. Diese Sorge steht Ihnen bevor — und Sie wollen sich darauf rüsten! — Hab' ich's getroffen?"

Hugo, nachdem er sich einmal verrathen hatte, machte eine gestehende Bewegung.

Der Minister zeigte großes Vergnügen.

„Und wer ist die Glückliche?" rief er. — „Doch

ich bin indiscret," setzte er hinzu, als Hugo bedauernd schwieg. Er trat näher und fuhr traulicher fort: „Mein lieber Baron, Ihr Vater, wie Ihnen bekannt ist, war mein Freund; — Sie selber sind ein geistvoller, kenntnißreicher Mann: es ist meine Pflicht, offen mit Ihnen zu reden. — Für einen Lichtenfels würde sich allerdings wohl eine Stelle (und zwar auch eine einträgliche!) finden — wenn wir mit Sicherheit annehmen könnten, daß er zu den Unsern gehörte!"

Hugo sah ihn fragend an.

„Sie gelten," fuhr Jener fort, „nicht nur für einen Liberalen — man hat Sie schon als Radicalen bezeichnet!"

„Das Letztere," fiel Hugo ein, „ist durchaus falsch. — Ich bin, wenn sie wollen, Philosoph, und habe meine Ansichten erlangt über die Ziele der Culturvölker, wünsche aber nichts mehr, als daß wir ihnen ohne Umsturz näher und näher kommen. Ich bin so wenig radical, daß ich vielmehr

gerecht zu ſein ſtrebe gegen alle Parteien und nichts will als das allgemeine Beſte, das ich in der Ausgleichung der verſchiedenen Richtungen erblicke, die im Laufe der Zeit hervorgetreten ſind!"

Der Miniſter lächelte.

„Darüber," verſetzte er, „haben Sie ſich indeſſen ſchon in einer Art ausgeſprochen, die in den höchſten Kreiſen, wie ich Ihnen nicht verhehlen darf, Mißtrauen gegen Sie erregt hat. Und Sie geben zu, das iſt eine Stimmung, die wir im Intereſſe Ihres jetzigen Anliegens vor Allem getilgt wünſchen müſſen!"

„Mißtrauen!" verſetzte Hugo betroffen. „Mißtrauen gegen einen Mann, der ſich immer das gewiſſenhafteſte Urtheil zur Pflicht gemacht hat?"

Der alte Herr ſah ihn mit einem eigenthümlichen Blick an.

„Man mag Unrecht haben," entgegnete er dann, — „man hat Unrecht, ich bin es überzeugt; aber darauf kommt es jetzt leider nicht an! Das

ungerechte Mißtrauen iſt ſo ſchädlich wie das gerechte — und es muß gehoben werden!“

„Aber wie ſoll ich?“ —

Der Miniſter, nach einem Moment, erwiederte:

„Mein lieber Freund, Sie ſind aus einem unſerer älteſten Geſchlechter und haben damit angeborene Pflichten. Der Zeitgeiſt iſt gegen uns; er kämpft gegen uns, um uns zu berauben, und wenn wir unſern Beſitz, unſer Recht behaupten wollen, müſſen wir zuſammenſtehen. Wenn Sie die Parteien zu vergleichen ſuchen, wird keine auf Sie hören; wenn Sie ſich aber als Kämpfer auf die Seite der Partei ſtellen, zu der Sie durch Geburt und Geiſt gewieſen ſind, dann können Sie grade für das Recht wirklich etwas thun, indem Sie das Recht auf Ihrer Seite vertheidigen!“

„Gewiſſermaßen, ich geb' es zu; indeſſen —“

„Verlieren wir uns nicht in Theorien,“ fiel der Miniſter ein. „Wir an unſerer Stelle haben unſere Ueberzeugungen und handeln darnach. Wer

etwas von uns wünscht, der muß uns entgegenkommen. Wollte ich persönlich davon Umgang nehmen, es würde Ihnen nichts nützen, denn ich allein kann nichts entscheiden." Er schwieg; dann, indem seine Züge sich aufheiterten, fuhr er fort: „Die Erfüllung Ihres Wunsches, mein lieber Baron, hängt von Ihnen ab! Sie haben sich als geistvollen Schriftsteller bewährt. Richten Sie Ihr Talent sachgemäß auf Politik! Beweisen Sie in einem Artikel, in einer Broschüre, daß Sie nicht der Abtrünnige sind, wofür sie leider grade in unsern obersten Regionen gelten! Halten sie zu uns — mit Klugheit, Maß und Würde, anders verlangen wir's nicht! — und nicht nur ein guter Posten wird sich Ihnen darbieten, sondern Aussichten werden sich Ihnen öffnen, die den größten Ehrgeiz befriedigen. Wir brauchen Männer von Kopf, wir suchen sie — und wir sind nicht gewohnt, ihnen gegenüber zu knickern. — Da Sie mir aufrichtig Ihre Lage gestanden haben," schloß

er, indem er einen durchdringenden Blick auf ihm ruhen ließ, „so wollte ich nicht verfehlen, auch gegen Sie mit aller Herzlichkeit mich auszusprechen.“

„Ich bin Ihnen dafür sehr dankbar!“ erwiederte Hugo. „Indessen muß ich gestehen, daß mir die Art von Probearbeit, die Sie von mir wünschen, doch einigermaßen widerstrebt. Ich habe keinen großen Ehrgeiz und würde mich mit einer bescheidenen Stelle begnügen. Dafür würde ich loyale, redliche Dienste verheißen — und mein Versprechen halten.“

Der Minister sah ihn mit einem Blick an, der ungefähr bedeutete: Er ist doch ein größerer Thor, als ich dachte! —

„Nun,“ sagte er endlich, „wenn Sie eine Freundlichkeit gegen uns so gar hart ankommt, so müssen wir uns eben mit dieser mündlichen Zusage begnügen und doch sehen, was sich für Sie thun läßt. In Ihrem eignen Interesse wäre es aber,

wenn wir unſerm Herrn einen eclatanten Beweis vorlegen könnten! Jetzt wird das Geringere ſchwer gehen, nachher das Bedeutende leicht werden. Ueberlegen Sie ſich's — und machen Sie mir ſpäter wieder das Vergnügen!" —

Als Hugo zu Hauſe war, überlegte er ſich die Anmuthung in der That, ſchüttelte aber den Kopf und brach in folgende Worte aus:

„Es iſt eine alte Geſchichte! Willſt Du etwas haben, ſo mußt Du etwas dafür thun; und zwar nicht die Pflicht, die jeder brave Mann gerne thut, ſondern was derjenige wünſcht, der die Macht hat: und der wünſcht immer das Ungebührliche! — Alles das will Dir geben, wenn Du niederfällſt und mich anbeteſt: darauf kommt's hinaus! Der praktiſche Menſch begreift, fügt ſich nach Möglichkeit, und macht ſein Glück. Wer's nicht will, nicht kann, iſt ein Hochmuthsnarr, und wenn er zu Grunde geht, geſchieht ihm Recht!"

Er ſchwieg, ſeufzte und rief unwillkürlich aus:

„Vater, Vater, was haſt Du mir gethan! Jetzt, wenn Du mich ſäheſt, würde Dich's doch wohl reuen, daß Du Deinen einzigen Sohn in die Lage gebracht haſt, ſuppliciren zu müſſen und gegen ſeine Grundſätze handeln zu ſollen, während er ohne Deine Verſchwendung die Macht hatte, die Gedanken ſeines Geiſtes, die Wünſche ſeines Herzens mit Ehren ſiegreich durchzuführen!“ — —

„Ich muß mir helfen ohne das Erbe, das die Vorfahren auch für mich geſammelt haben, und wenigſtens das zu erreichen ſuchen, daß es Ihrer nicht ganz unwerth geſchieht.“ — Ein ſchmerzliches Lächeln umſpielte ſeinen Mund. „Du kommſt mir theuer zu ſtehen, liebe Helene,“ ſagte er dann, — „wenn ich Dich auch in der That noch gewinne! — Der Welt dienen nach meiner Ueberzeugung, mit meinen angeborenen Fähigkeiten? Gern und unabläſſig! Der Welt dienen nach ihrem Willen und mit Kräften, die ich nach ihrem Befehl erſt aufzuſtacheln habe? Es iſt mir pein-

lich, faſt unmöglich, und doch, irgendwie muß es geſchehen!“ — —

Trotz des Vorſatzes, mit dem der Bedrängte ſeinen Monolog ſchloß, gingen noch Wochen hin, ohne daß etwas geſchehen wäre. Wie Alle ſeines Gleichen (wir wiſſen, daß es nicht Viele ſind!) wollte Hugo klug ſein ohne falſch zu ſein; und wie ſchwer dem Sterblichen dies wird, iſt dem Erfahrenen bekannt. Da er die beiden Ziele nie in eins zu wandeln vermochte, ſo wartete er; und zwar mit um ſo beſſerem Gewiſſen, als er einmal, in einem Anfall von Wuth, ſogar einen Aufſatz begonnen hatte, womit er den Wünſchen des Miniſters nach Möglichkeit entgegenzukommen gedachte: ohne Erfolg! Er ſchrieb nämlich mit ſolchem Widerwillen daran und fand ihn dann mit Recht ſo lahm, kraftlos und affectirt, daß er ihn verächtlich bei Seite warf.

Unter dieſen Umſtänden konnte er's nicht über's Herz bringen, die Excellenz wieder zu beſuchen.

Vielmehr wendete er seinen Blick nach einer andern Seite.

Im Grunde mußte er in sich doch eine vorwiegend ästhetische Natur erblicken. Dichten und Denken — Beides im Zusammenhang — erfüllte ihn mit Lust; die Ideale der Menschheit begeisterten ihn, und auch sein wissenschaftliches Streben war eben auf ihre Erkenntniß gerichtet. Die Kunst und ihre jetzigen Aufgaben zu begreifen, hatte er sich viel Mühe gegeben; und unter den Manuscripten, die sein Pult verschloß, befand sich auch ein Drama. Alles zusammengenommen mußte er sich wohl für einen Mann halten, der dem Hoftheater ungleich würdiger vorstehen könnte, als der jetzige bejahrte Intendant, gegen dessen Verwaltung die Klagen im Publicum sich mehrten. Er glaubte sich überzeugt halten zu dürfen, daß man ihm hier, wo es die Kunst galt, ein politisches Glaubensbekenntniß nicht abfordern würde, und beschloß daher, ohne Weiteres einleitende Schritte zu thun.

Er besuchte den einflußreichen Inhaber einer der ersten Hofchargen, der ihm stets achtungsvolle Freundlichkeit bezeigt hatte, eröffnete ihm sein Vorhaben und bat ihn, wenn eine Frage an ihn gelangte, um gütige Befürwortung. Der Hofmann sagte diese zu, meinte aber, daß der Intendant ungeachtet seiner Jahre noch nicht geneigt sein dürfte, den Posten aufzugeben.

Auf seinen Rath begab er sich zu einem andern Herrn von Bedeutung, der ihn nach einem eingehenden Gespräch mit guten Hoffnungen entließ. — Das Ziel stand als ein erreichbares vor seiner Seele!

Nicht lange, so steigerte sich die Möglichkeit, womit der Hoffende sich ergötzte, zur förmlichen Wahrscheinlichkeit, indem die Stelle noch dazu in bester Art frei zu werden verhieß.

Es war mitten im Fasching, Hugo befand sich auf einem Ball, den der Gesandte einer Großmacht gab, und beschaute sich das Treiben mit

ernſten, faſt melancholiſchen und dennoch lieben Empfindungen. Helene war da, ſtrahlend in Holdſeligkeit, bewundert von Allen und von den meiſten ſogar über eine auf Beſuch anweſende Lady geſetzt, die für eine der erſten Schönheiten der engliſchen Ariſtokratie galt. Allein ſie war umworben von Tänzern, für ihn, der die Kunſt nicht mehr trieb, kaum zu ſprechen, und nur zu ſehen, wie ſie im wogenden Gedränge herbeikam und wieder verſchwand. In einer Ecke ſtehend fühlte er den Traum der Freude, den die Jugend träumte, erſchien ſich ſelbſt als Träumender, da er nach einem Beſitz verlangte, der gegen ihn heranſchwebte, um dann immer wieder in die Ferne zu rücken, und verſank vor dem buntbewegten Bilde, zu deſſen ſteter Wandlung die fröhlichen Töne klangen, in Gefühle, die zugleich etwas Wehmüthiges und Wohlthuendes hatten.

Auf einmal wurde von hinten ſeine Schulter berührt; er ſchaute ſich um, und erblickte den In-

tendanten, der seit Jahren zu seinen persönlichen Bekanntschaften gehörte.

„Ei!“ rief der gesunde Siebenziger, dem die weißen Haare so gut zu dem rothen, wenn auch runzelvollen Gesicht standen, — „Sie schauen zu? Wirken nicht mit?“

„Danke, Excellenz,“ erwiederte Hugo; — „ich hab's lange aufgegeben!“

„War zu meiner Zeit in solchen Jahren nicht der Fall,“ entgegnete der Alte. „Aber die heutige Jugend kann nicht früh genug alt werden! Gott weiß, was für ein Geist in sie gefahren ist!“

Hugo lächelte.

„Rechnen Sie mich zu den Jungen?“ fragte er.

Der Intendant schaute ihn an und rief:

„Sie sind noch nicht vierzig und wollen am Ende wohl schon alt sein? Ich habe das Siebenzigste hinter mir und fühle mich wie ein Jüngling!“

Unser Freund, nach dieser tröstlichen Eröffnung, sah ihn mit einem curiosen Blick an, versetzte aber bedächtig:

„Die Thätigkeit eines Bühnenlenkers wird sonst für anstrengend gehalten; Ihnen bekommt sie aber, und zwar so vortrefflich, daß man begreift, wie Sie nie müde werden, der Kunst Ihre Kräfte zu widmen!“

Die Gesichtszüge der Excellenz wurden plötzlich ernst.

„Das ist etwas Anderes, mein lieber Baron,“ versetzte er, „und in dieser Beziehung geben Sie sich einem Irrthum hin, in dem sich noch Viele befinden!“

„Wie so?“ fragte Hugo.

Die Tour hatte geendet und die Tänzer geleiteten die befriedigt athmenden Schönen zu ihren Sitzen. Der Intendant, nach einem Blick auf den Saal, nahm Hugo vertraulich bei der Hand, führte ihn in das nächste Gemach, setzte sich neben ihn auf ein Sopha und begann:

„Ich will Ihnen über dieses Verhältniß reinen Wein einschenken, lieber Freund! Gesund und kräf-

tig, Gott sei Dank, fühle ich mich; aber nicht weil, sondern obgleich ich Intendant bin. Ihr Herren, die Ihr in's Theater geht, um Euch dort unterhalten zu lassen, habt gar keine Ahnung davon, welche Noth und Mühe es kostet, Euch das Vergnügen zu bereiten. Ein Theater unter sich haben, heißt stets Verdruß haben! Denken Sie sich Schauspieler und Schauspielerinnen, Tänzer und Tänzerinnen, und nun gar Sänger und Sängerinnen! Kaum Ein der Rede werthes Mitglied des ganzen Personals, das nicht seine Capricen hätte und um ihretwillen mein ganzes Repertoire umzuwerfen nicht jeden Augenblick bereit wäre. Die Bescheidenen können nichts, und die was können, muß man schonen wie kranke Kinder. Wenn nun erst ein Rollenstreit ausbricht, und Intriguen gespielt werden und das Gift, das die erbosten Seelen nicht mehr in sich halten mögen, zu Tage tritt — ich sage Ihnen, lieber Freund, da bin ich kein Haupt und Führer mehr, was ich doch eigentlich sein sollte: ich komme mir

vor wie ein harmloser Wanderer, der zufällig in ein Handgemeng gerathen ist und nun von beiden Theilen angefallen und bearbeitet wird! Wenn dann die besten Entwürfe nicht zur Ausführung gelangen — die wohlüberlegteste Reihe von Pieceu zerstört wird und das Publicum sich an Wiederholungen zu langweilen hat — an wen hält man sich? An die boshaften Personnagen, die daran Schuld sind? Nein, an den Intendanten! Der muß für Alles einstehen — für die Launen, die Prätensionen, die Cabalen, die wahren und die falschen Unpäßlichkeiten seiner Untergebenen! Und wenn er sich über alle diese Dinge selber aus der Haut geärgert hat, dann muß er sich vom Publicum noch dazu schmähen lassen, als ob er der Verbrecher wäre! — Ich weiß recht gut, daß das auch mir geschieht; und wenn allerdings der Undank der Welt so alt ist wie die Welt selber, so verdrießt's mich dennoch! Nein, bester Herr Baron, ich bin's müde, ernstlich müde, und schon seit

Jahren. Wenn's mich bis jetzt noch nicht umgebracht hat, so wünsch' ich doch endlich ein gesundes Alter in Ruhe zu genießen! Schon dreimal hab' ich den Herrn um meine Entlassung gebeten! Aber zu meinem Unglück hab' ich sein Vertrauen immer noch und werde immer wieder genöthigt, den Thespiskarren weiter zu schleppen. Nachgrade versiegt aber meine Geduld; und wenn man mich nicht losläßt, so werde ich mich losreißen! Ich bin entschlossen, den nächsten Anlaß zu benutzen! Dann mag das undankbare Publicum nach Anleitung seiner Zeitungsschreiber meinen Nachfolger lästern — den ich wahrlich nicht beneide!" —

Hugo hatte den alten Cavalier bei der Rede, die eine förmliche Herzensausschüttung geworden war, genau beobachtet, — um zu sehen, ob er nicht vielleicht schon etwas von seiner Candidatur vernommen habe und nur aus Gründen so zu ihm spräche! Aber wenn auch seine Miene kein übergroßes Leidwesen verrieth, klang doch jedes Wort

ſo empfunden, ſo voll Eifers, daß er nicht zweifeln konnte, der Redner ſei der beſchwerlichen Stelle wirklich ſatt geworden. Das Herz pochte ihm bei dem Gedanken, und die offenbar übertreibende Schilderung der Unannehmlichkeiten wirkte ſo wenig abſchreckend auf ihn, daß er ſie vielmehr als eine Bekräftigung der ſchönen Gewißheit, die Stelle bald offen zu ſehen, freudig empfand. Ehrlich wie er war, nickte der Philoſoph ernſthaft, als Einer, der die Motive ganz begriffen, und ſagte dann:

„Excellenz können allerdings mit Ehren abtreten und die mühſamen Geſchäfte auf jüngere Schultern laden! Sie haben ſich ſeit beinahe zwanzig Jahren reichliche Verdienſte geſammelt; — und“ ſetzte er lächelnd hinzu, „wenn Sie aus ihrem Wirkungskreis geſchieden ſind, wird dies auch die ganze Stadt wieder mit Freuden anerkennen.“

Das Orcheſter hatte die Introduction eines Walzers begonnen, und juſt als der Intendant mit einem ſonderbaren Blick erwiederte:

„Ich hoff' es," ging Helene, von einem schmucken Lieutenant geführt, an ihnen vorüber. Hugo, von seiner Aussicht erregt, warf ihr einen frohen, zärtlichen Blick zu, den sie mit einem gütigen und mit lächelndem Nicken erwiederte. „Führe sie nur zum Tanz, junges Blut," dachte der Glückliche nun bei sich; ich hoffe ihre Hand auch zu fassen, um sie dahin zu führen, wo dieses glühende, sehnsuchtswunde Herz endlich Heilung und Heil finden soll!"

Es gehörte zu den vom praktischen Standpunkte nicht ganz löblichen Eigenheiten unseres Hugo, nach Eröffnung einer Aussicht immer einige Zeit zu säumen und sich an ihr zu ergötzen; darum vergingen jetzt beinahe drei Wochen, bevor er sich entschloß, im Interesse seines Planes einen neuen Gang zu machen. Unter seinen Bekannten war ein pensionirter Geheimrath, der mit dem Intendanten als dessen Jugendfreund auf dem vertrautesten Fuße stand. Nach der Herzensergießung Sr.

Excellenz konnte es nicht mehr unräthlich erſcheinen, auch dieſem durch ſeine Connexionen vermögenden Herrn ſich mitzutheilen; und eines Tages ſuchte er ihn auf.

Als er, in der beſten Form, ſeine Abſicht geſtanden hatte und zur Begründung ihrer Vernunftmäßigkeit die Aeußerungen des Intendanten berichtete, klärte ſich das magere Geſicht des Geheimraths auf und ein ſchlauvergnügtes Lächeln belebte die feinen Züge. Er ſagte:

„Was Ihren Wunſch betrifft, Herr von Lichtenfels, ſo iſt er durchaus gerechtfertigt, und ich bin überzeugt, daß Sie unſere Bühne wieder zu der Höhe emporbringen würden, von der ſie in den letzten Jahren nur zu ſehr heruntergeſunken iſt. Aber wenn Sie die Stelle nicht eher bekommen, als mein Freund ſie freiwillig aufgibt, dann mögen Sie lange warten!“

Hugo ſah ihn erſtaunt an.

„Aber er hat ja, wie er mich auf's Beſtimm-

teſte verſichert, ſchon dreimal um ſeine Entlaſſung gebeten!"

„Lauter Wind!" entgegnete der Freund des Intendanten. „In Gedanken, das kann ſein. Er mag auch wohl in einem Anfall übler Laune ein Schreiben aufgeſetzt haben, das will ich nicht beſtreiten. Aber er hat's nicht eingereicht! Er hat nie den geringſten wirklichen Schritt gethan, des Poſtens enthoben zu werden!"

„Das iſt aber kaum glaublich," rief Hugo. „Was für ein Intereſſe kann er dann haben, dergleichen zu ſagen?"

„Den Schein zu wahren, lieber Herr Baron! Er fühlt, daß er aus allen Gründen zurücktreten ſollte, und will die Welt nun glauben machen, daß man ihn davon abhält. Er wird ſich wohl hüten, gegen den Herrn ſelber davon auch nur eine Andeutung zu geben; — denn wenn ihn dieſer beim Wort nähme, es wäre ſein Tod! Wie rüſtig er noch ausſieht und wirklich auch iſt:

nähme man ihm die Stelle, dann wäre es aus mit der Befriedigung, die ihn erhält; er fiele zusammen, und ich würde ihm kein Jahr mehr geben!"

„Aber die Schilderung der Beschwerlichkeiten und des Verdrusses, den er erlebt!" entgegnete Hugo. „Sie schien mir zwar übertrieben, aber doch auf wirkliche Erfahrung gegründet!"

„Ist's auch," versetzte Jener. „Er hat Verdruß genug; aber auch an ihn hat er sich so gewöhnt, daß er nun zu seinen Lebensbedürfnissen gehört. Die Hauptsache ist aber das Regieren! Der Intendant unseres Hoftheaters ist im Grunde ein Herr, der unumschränkter gebietet als der Monarch selber. So lange man ihm von oben gewogen ist, kann er eigentlich thun, was er will; und das ist süß, mein werther Freund, — süß namentlich für den, dem es durch langjährige Praxis zur andern Natur geworden! Man wird denn doch auch nicht bloß geärgert von den Herrschaften beim

Theater! — viel häufiger ſieht man ſich verehrt, geſchmeichelt, mit Huldigungen umgeben. Hold empor-ſchmachtende Taubenblicke ſuchen das Herz des Gebieters zu ſchmelzen; weiche, flötende Töne bitten um eine Gunſtbezeigung! Jeder Tag bringt irgend ein Ereigniß, das für den, der oben ſteht, intereſſant, pikant, erheiternd ſein kann; — und ſo vergeht die Zeit, man weiß nicht wie! — Ich bin Ihnen Wahrheit ſchuldig, mein beſter Herr Baron, und ſag' Ihnen daher: der Intendant wird ſeinen Poſten nur mit ſeinem Leben laſſen! Die Enthebung wäre für ihn ein Schlag, der ihn zum Tode träfe! Wenn Ihnen daher auch die Nachfolge geſichert wäre, ſo könnten ſie doch, nach menſchlichem Ermeſſen, noch eine Reihe von Jahren auf die Anſtellung warten müſſen, da man auch oben, ſo viel mir bekannt iſt, an keine Aenderung denkt. — Im Uebrigen, wenn ſich etwas Unvorherzuſehendes ereignen ſollte und ich Ihnen nützlich werden kann, rechnen Sie auf mich! Da

Sie sich entschlossen haben, Ihr ausgezeichnetes Talent diesem Fache zu widmen, so kann auch ich mir Niemand denken, der die Stelle besser und dankenswerther auszufüllen vermöchte!" —

Hugo verließ den Geheimrath ungeachtet der anerkennenden Schlußworte mit sehr getrübten Empfindungen. Daß der pensionirte Herr aus irgend einem Zweck die Sachlage unrichtig darstellte, konnte er nicht annehmen: das Vergnügen des Spottes über den Freund glänzte zu natürlich aus dem scharfen Gesicht hervor! — Er mußte — ohne einen Zwischenfall, auf den er nicht rechnen konnte — auch dieser Hoffnung entsagen! — Sein Herz wurde schwer, und eine stille Verzweiflung wandelte ihn an.

Nach der Unterredung mit dem Intendanten hatte er den Beruf und die heutigen Aufgaben des Theaters in's Auge gefaßt und sich durch Entwürfe und Vorstellungen in seine Pflichten schon hineingelebt. Er hatte sich mit sich selber verstän-

digt, was geschehen müsse, die Bühnenkunst zu heben, und traute sich zu, daß er trotz aller Gegenwirkungen durch unerschütterliche Consequenz einen seiner Gedanken um den andern würde zur Ausführung bringen können. Und nun war nicht nur die Verwirklichung liebgewordener Ideen in's Unbestimmte vertagt, sondern auch die Erwerbung eines Postens mit angemessenen Einkünften, — die Möglichkeit, mit Ehren vor den Vater Helene's zu treten und um die Hand der Geliebten anzuhalten!

Die Wahrnehmung, die schon so manches Menschenherz klopfen gemacht: daß der Suchende die Stellen in dieser Welt besetzt findet und das Glück eines ersehnten Wirkungskreises nur zu erlangen ist: entweder durch vieljähriges Dienen, oder durch eine höchst seltene Gunst des Geschicks, oder endlich durch Hinopferung der Ehre und des guten Gewissens — diese Wahrnehmung brachte nun auch den Philosophen in Aufruhr und über-

antwortete ihn peinlichen Empfindungen. — Keine Rettung, wo hinaus er auch blicken mochte! — Keine, wenn er ſich nicht entſchloß, zu thun, was er für unrecht, für unwürdig anſah; was er einem Andern, der ſich dazu herbeiließ, verargte, an ſich ſelbſt aber gradezu verdammen mußte!

Viertes Capitel.

In seiner Herzensnoth suchte unser Freund das Haus auf, wo er unter allen Umständen Linderung der Gefühle und eine stille, liebe Genugthuung zu finden hoffen durfte. Es war gegen Abend, an einem trüben Märztag, als er sich dorthin verfügte — er mußte etwas länger warten, bis er vorgelassen wurde, und als dies geschah, fand er den Baron, die Schwägerin und seinen Freund Karl in einer Stimmung, die auf einen eben erlebten tiefen Verdruß deutete. Trotz der Mühe, die sie sich gaben, konnten sie den Unmuth, der ihm gleich beim ersten Gruß aufgefallen war, nicht bemeistern, und Hugo erkannte, daß er hier nur den leidigen

Troſt finden würde, den es gewährt, Mitgenoſſen im Leide zu haben.

Man ſprach über Tagesneuigkeiten; — ohne alles Intereſſe und mit einer Zerſtreutheit, die am beſten zeigte, wie ſchwer es die Seelen ankam, ihre Aufmerkſamkeit nach außen zu richten. Da Hugo ſah, daß man ihn nicht einzuweihen gedachte, ſo machte er ſelber unverfängliche Mittheilungen aus der Welt und legte ſich auf die ihm eigene wohlwollende Satire, ſo daß es ihm gelang, die Geſichter ein wenig aufzuheitern. Endlich erhob ſich der alte Herr und ſagte mit einem traurig gutmüthigen Tone:

„Mein lieber Vetter, die Gräfin und ich müſſen fort; aber Karl bleibt hier, um Sie zu unterhalten, und meine Tocher darf nur erfahren, daß Sie da ſind, um auch herüberzukommen.“ — Die Gräfin war aufgeſtanden. Sie wandte ſich gegen den Neffen und ſah ihn mit einer ernſten, dringend mahnenden und bittenden Miene an. Aber

Karl ſchüttelte den Kopf mit dem Ausdruck eines unabänderlichen Entſchluſſes; und die Gräfin, nach einem Blick tiefen, bittern Vorwurfs, ging mit dem Baron hinaus.

Hugo, der ſie beobachtet hatte, konnte errathen, was vorgefallen war. Er trat zu dem Freund und ſagte:

„Du haſt mit den Deinen eine Scene gehabt?“

„Eine ſehr dramatiſche,“ rief dieſer aufgeregt. „Ich meine aber,“ ſetzte er mit Stolz hinzu, „es wird die letzte der Art geweſen ſein!“

Hugo nickte verſtehend.

„Du haſt ihre Hoffnung,“ ſagte er dann, „wegen der kleinen Rothenberg zerſtört?“

„Ich hab' ihnen keinen Grund gegeben, welche zu faſſen,“ entgegnete Karl mit Unmuth, „ſondern beiden immer deutlich genug gezeigt, wie ich geſinnt bin!“

„Sie hofften dennoch, — wie es zu geſchehen pflegt, wenn man etwas über Alles wünſcht. —

Aber wie kam's eben heute zu dem leidenschaftlichen Auftritt? Was konnte sie bestimmen, in Dich zu dringen und Dir die Sinnesänderung abnöthigen zu wollen? — Denn das, wie ich sehe, ist geschehen!"

Karl, nach kurzem Schweigen, erwiederte:

„Das hat verschiedene Gründe; und ich will Dir nur gestehen, daß ich selbst einigermaßen daran Schuld bin. Ich konnte, wie Du weißt, nicht vermeiden, zu Rothenbergs zu gehen, und da ich gut aufgenommen wurde, so vergalt ich Freundlichkeit mit Freundlichkeit. Es ist mir nun einmal nicht möglich, gegen Damen unhöflich zu sein; ich sage ihnen unwillkürlich Artigkeiten, und betone sie wohl auch wärmer, als ich sollte. Obschon ich eigentlich selten mit der Kleinen zusammenkam und ihr nie allzuviel Zeit widmete, so hab' ich ihr doch, wie's scheint, so viel Aufmerksamkeit zugewendet, daß sie sich über mein Interesse täuschen konnte. Kurz, das gute Mädchen hat sich

in mich verliebt, und zwar leider so sehr, daß sie einen ganz respectabeln Antrag, der neuerdings an sie ergangen ist, ausgeschlagen hat. Die Sache kam nun zwischen der Mutter und meiner Tante zur Sprache. Jene, die mein Verhältniß mit Fräulein von Wildau entweder nicht kennt oder nicht ernstlich nimmt und der das Glück ihres Kindes über Alles geht, machte die lockendsten Bedingungen — und die herrschsüchtige Gräfin und der geblendete gute Vater beschlossen, meine Einwilligung im Sturm zu erobern. Sie hofften, ja sie hofften zuversichtlich, daß es ihnen gelingen würde! Die Rothenberg hat, was sie brauchen — und Amalie hat nur Schönheit und Adel der Seele, nur Liebe und Treue, nur Bildung des Geistes und des Herzens! Konnte sie verlangen, daß ich ihr unter den jetzigen Verhältnissen die versprochene Treue bewahren müsse?"

„Ja, ja," versetzte Hugo nickend; — „für die Gräfin und Deinen Vater war die Antwort klar!"

„Aber ich habe ihnen anders geantwortet,“ fuhr jener mit stolzer Genugthuung fort. „Ich habe der Prätension mein Recht und meine Freiheit entgegengehalten und gegen das Geld die Ehre in den Kampf geführt, bis sie verstummten!“

Hugo sah ihn an.

„Du hast wohl gethan!“ rief er.

Karl schwieg; dann, mildern Tones, fuhr er fort:

„Leid thut mir's doch, mein lieber Hugo, das will ich Dir gestehen! Hätte Amalie nicht meine Liebe und mein Wort, wäre ich nicht gebunden, ich würde die kleine Lilly heirathen bloß um der Meinen willen, obschon ich keine besondere Neigung gegen sie fühle. Mein Vater ist in übler Lage und der Kummer, der alten Rothenberg jetzt meine Weigerung melden und erklären zu müssen, ist nicht der einzige, der ihn drückt!“

Hugo, bei den letzten, mit einem eigenthümlichen Tone gesprochenen Worten, betrachtete den Freund, und sein ahnendes Herz begann zu klopfen.

„Was hat er sonst noch?“ fragte er; — „darf ich's wissen?“

„Nun,“ versetzte jener, „Du bist ein Mann, vor dem wir kein Geheimniß zu haben brauchen! — Du hast Dir wohl schon gesagt, daß der Aufenthalt meiner Familie in der Residenz, bei dem Stand unseres Vermögens, einen besondern Zweck haben muß; — und hast ihn ohne Zweifel auch errathen. Der Zweck ist die gute Verheirathung meiner Schwester. Bei ihrer Schönheit, ihrem reizenden Wesen und Benehmen — konnte sie nicht einen Mann fesseln, der ihr Lebensglück begründen und zugleich der ganzen Familie eine Stütze werden konnte? — Ihr Eintritt in die Welt erweckte bei uns allen (denn Du siehst, wie auch ich dabei interessirt bin!) die größten Hoffnungen. Die Huldigungen, die sie erfuhr, waren außerordentlich und allgemein. Und doch ist der Winter jetzt vorüber, ohne daß irgend ein Antrag an uns gelangt wäre. Man hat ihr den Hof

gemacht, sich von ihrer Anmuth beglücken, entzücken lassen; aber auch der Edle von Hellerstein, der die ernstlichsten Absichten zu haben schien, hat gestern für gut gefunden, seinen Mutterpfennig, der für uns alle hingereicht hätte, zu verdoppeln, indem er sich mit der Einzigen des erst vor wenig Jahren christianisirten Barons von Löwenthaler verlobte. Ein Anderer, auf dessen Eintreffen die Gräfin hoffte, ist nicht gekommen, und kommt wer weiß wann, und thut dann wer weiß was! Kurz, der Zweck des theuern Aufenthalts ist verfehlt und mein Vater hat nichts davon gehabt, als eine starke Vermehrung seiner Verlegenheiten. — Das Glück," setzte der junge Mann mit einem Lächeln desperaten Humors hinzu, „ist nicht mehr mit den stolzen Herren von Ellerburg; — es geht abwärts mit dem edeln Hause!"

Hugo sah während dieser Eröffnung für sich hin; und wenn er seinem Gesicht auch einen gewissen feierlichen Ernst zu geben vermochte — ein

Strahl, der aus seinem Auge ging, verrieth doch den ganzen Freudenschauer seines Herzens über den beglückenden Theil des Geständnisses. „Der Familie muß Hilfe werden!“ rief's in ihm, — „und ich, ich, trotz Allem und Allem, muß ihr sie schaffen!“ — — Er faßte die Hand des Freundes und rief mit Festigkeit: „Verliere den Muth nicht! Was Dich persönlich betrifft, so hast Du gehandelt wie ein braver Mann handeln muß — und einem solchen wird auch der Lohn nicht ausbleiben!“

„Den Lohn,“ entgegnete Karl, „hab' ich unter allen Umständen in meinem Bewußtsein! Geh' es wie es will! Das Geld kann uns abhanden kommen, die Ehre soll bei uns bleiben, und wenn wir sie bewahren in Armuth, dann werden wir der Ahnen nicht unwerth sein, die sie bewahrt haben in Reichthum! — Da hat letzthin wieder so ein Schreiber einen Artikel geschrieben gegen den Adel und beweisen wollen, daß er zu nichts gut

ſei, als Anmaßung und Egoismus fortzupflanzen. Widerlegen wir die Verleumder dieſes Gelichters durch die That! Thun wir unſere Pflicht und handeln wir nach den Grundſätzen eines edlern Ehrgefühls, als ſie es in ſich finden können, dann wird, trotz aller Anſchwärzungen des Neides, doch die Welt ſehen, wozu wir gut ſind!“

„Das wird ſie auch, lieber Karl,“ verſetzte Hugo, indem er bewegt und erfreut ſeine Hand ergriff, mit einem Blick des herzlichſten Beifalls. — „Man hat alſo wieder einmal einen Angriff auf uns gemacht, der uns nicht beſſern, ſondern vertilgen, ausſtreichen ſoll aus dem Buche der Geſellſchaft? Man muß geſtehen, unſere Feinde ſind eifriger, als wir ſelber! Aber erkennen wir nur unſere Aufgaben — unſere andern Aufgaben in der andern Zeit, und widmen wir uns ihnen, wie ſich unſere Vorfahren den Pflichten ihrer Jahrhunderte gewidmet haben, dann ſoll uns Unverſtand und Ungerechtigkeit mit Erfolg nicht ankön-

nen! Wir werden unsere Existenz rechtfertigen und unsern Platz ausfüllen in der Gesellschaft zum Gedeihen, zur Ehre des Ganzen!"

Während er die letzten Worte sprach, ging eine Seitenthür auf und Helene trat ein. Ihr Gesicht war etwas blässer als sonst; aber die Feinheit ihrer Züge schien dadurch erhöht, und als beim Erblicken Hugo's ihre Wangen sich rötheten, sah sie wunderbar schön aus. Sie grüßte den Vetter mit einer Freundlichkeit, deren herzlicher Ernst einen Hauch von Wehmuth hatte, ging auf ihn zu und reichte ihm die Hand.

Hugo, die Hand in der seinen behaltend, schaute die für ihn Wiedergewonnene mit einem Blick der Freude und der Liebe an, daß er dem Bruder zum ersten Male von der wahren Tiefe seines Gefühls eine Ahnung gab. Er begann ein leichtes Gespräch, in keiner andern Absicht, als um sich an den Gesichtszügen zu weiden, die ihm noch nie so lieb und so theuer erschienen waren.

Welche Kluft gegenwärtig seine Hoffnung noch von seinem Ziel trennen mochte — in diesem Augenblick fühlte er das vollkommenste Glück, indem er mit Recht annahm, daß die Familie das junge Wesen in ihre hiesigen Zwecke nicht eingeweiht und die größte Förderung derselben eben von ihrer Unschuld erwartet habe.

Karl hatte eine Zeit lang nachdenklich bei Seite gestanden. Jetzt, wie nach einem Gedanken, trat er näher und sagte zu Helene:

„Weißt Du das Neueste schon? Einer Deiner Verehrer, der flachshaarige Guido, hat sich mit einer Schönheit verlobt, deren schwarze Locken das Ebenholz in Schatten stellen! — Der Orient hat den Sieg davongetragen!“

Helene sah ihn an und lächelte mit schelmischer Heiterkeit.

„Sagst Du mir das,“ erwiederte sie, „um mich zu beschämen?“

Der Bruder, nicht ohne Wahrheit, entgegnete:

„Mit Verwunderung seh' ich, wie wenig Du Dir daraus machst!"

Jene, mit dem angenehmsten Ton der Ehrlichkeit, erwiederte:

„Möcht' ich immer so vergnügt sein wie jetzt! Die Aufmerksamkeiten des blonden Herrn wurden mir nachgrade lästig, denn seine Complimente klangen trivialer und hohler, als es erlaubt ist! — Ich wünsche ihm von Herzen Glück — und, da er's just nicht hört, auch mir!"

„Stolzes Mädchen!" rief der Bruder. „Wird diese Gesinnung immer dauern? — Wenn sich nun alle Deine Verehrer von Dir zurückziehen?"

„Dann," entgegnete sie, „würden sie nichts thun, als was ich mit Nächstem ihnen anzuthun hoffe!" — Nach einem Moment des Schweigens fuhr sie fort: „Es war eine schöne Zeit, dieser Winter, und ich müßte lügen, wenn ich nicht sagte, daß ich in ihm viel Vergnügen gehabt habe! Aber mit einem Mal ist mir's genug; ich

denke wieder an unser liebes Ellerburg, an die glücklichen Tage, wo wir ohne den Lärmen und ohne die Gêne, die man hier beim Vergnügen mit in den Kauf nehmen muß, uns unterhalten und" (fügte sie mit einem Blick auf Hugo hinzu) „philosophirt haben, und ich freue mich außerordentlich auf den Frühling, mit dem wir dort wieder einziehen werden. — Die Welt ist schön, und man muß sie auch kennen lernen; aber das Leben auf dem Lande mit wenigen guten Freunden ist doch noch viel schöner! — Sind Sie nicht meiner Meinung?" fragte sie Hugo.

„Vollkommen," rief dieser; — „und war es immer!"

„Dann werden Sie wieder zu uns kommen!" rief sie.

„Wenn ich eine Einladung erhalte . . ."

„Die haben Sie ja schon, ein für allemal," entgegnete sie. „Aufrichtig zu reden, wenn ich die Unterhaltung in Ellerburg lobe, so geschieht es nur

unter der Voraussetzung, daß Sie bei uns sind. Wenn Sie fehlen, dann fehlt — die Weihe; — und wir haben am Ende doch Langeweile! Sie müssen versprechen zu kommen!"

„Nun gut," rief Hugo; — „ich komme!"

Ein Lächeln der Befriedigung erhellte die Züge des Mädchens, während Karl nicht umhin konnte, mit bedenklicher Miene von Einem zum Andern zu sehen.

Das Rollen eines anfahrenden Wagens lenkte seine Aufmerksamkeit von ihnen ab.

„Sie kommen!" rief er dem Freunde zu; und ein Wink des Auges bedeutete: „Schweige!" —

Nach einigen Secunden traten der Baron und die Gräfin ein. Ihre Züge trugen den ganzen verdrossenen Ernst der Resignation; doch warf die Gräfin auf den Neffen einen flüchtigen Blick, der zu sagen schien, daß sie noch immer nicht alle Hoffnung aufgegeben habe.

Hugo fühlte, daß er einer Explication im Wege

ſtehe, und da er des Glücks für heute genug erfahren hatte, empfahl er ſich.

Auf dem Heimweg ſtellte ſich ihm das Verhalten Karl's, das Benehmen Helene's vor die Seele, und bei der tiefen Genugthuung, die er empfand, ſah er Beides im ſchönſten Lichte. Es war mannhaft und edel von dem Freund, in ſeiner und der Seinen Bedrängniß die großen Vortheile einer Verbindung mit den Rothenbergs hinzuopfern, um eine Zuſage zu halten, von der ſich unter ähnlichen Verhältniſſen gar Mancher ſchon losgeſprochen hat. Und er that es nicht aus blinder Leidenſchaft, die nur an ihre Befriedigung denkt; nein, er war ein guter Sohn, und daß er die Wünſche der Seinen nicht erfüllen konnte, ſchmerzte ihn; aber Liebe und Ehre verlangten die Treue, der nun alles Andere weichen mußte. Helene, in der paradieſiſchen Heiterkeit ihrer Seele, erſchien ihm gradezu als ein Wunder. Ein Engel war ſie in das hieſige Weltleben getreten, hatte die Her-

zen beglückt durch Schönheit und Freude, und ein Engel trat sie wieder heraus. Wie so ganz und gar nicht hatten die vernommenen Schmeicheleien ihr Herz berückt! Wie erhaben über die gewöhnlichen Regungen umhuldigter Schönheiten war ihre Seele geblieben!

Bruder und Schwester, sagte sich der Philosoph aus altem Geschlechte, haben sich als Muster ihres Standes bewährt! Denn es ist unbestreitbar: gewisse Tugenden finden sich beim Adel immer noch am häufigsten, am ausgesprochensten und reinsten. Darum ist eben dieser Stand etwas für sich und muß es bleiben und soll nur die Stelle finden im Ganzen der Gesellschaft, worin er seine eigensten Fähigkeiten glänzend ausbildet und sie zum Ehrenschmuck des Ganzen verwenden lernt!

Als ihm Werth und Bestimmung der Classe, der er angehörte, so recht vor die Seele traten, gedachte er des von Karl erwähnten Schmähartikels. Er wollte ihn lesen, und wenn er ihn so

herausfordernd ungerecht fand, wie zu vermuthen stand, sollte der Autor und seine Partei von ihm eine Lection erhalten, die seine Standesgenossen rächte!

Er begab sich in die Expedition des Journals, kaufte sich die Nummer, die den Angriff enthielt, ging nach Hause und las.

Der Artikel war geschickter abgefaßt, als aus der Bemerkung Ellerburg's hervorzugehen schien. Er enthielt starke Ausdrücke, war aber im Ganzen mehr fein als grob ungerecht, indem er Unrecht mit Recht mischte und aus unanfechtbaren historischen Thatsachen, die nur einseitig benutzt waren, seine Folgerungen zog. Hugo sah gleich, daß ein widerlegender Aufsatz nicht leicht sei und tiefer gehen und ausführlicher werden müsse, als es der Angriff war. Die Ideen strömten ihm aber zu, ritterlicher Eifer befeuerte ihn, und noch in derselben Nacht lag die Hauptsache auf dem Papier.

Drei Tage wandte er an die feine Durcharbei-

tung und Feilung. Als er den Artikel abgeschrieben las, empfand er eine wahre Freude. Er war in die von ihm speciell gekannte Geschichte des Adels zurückgegangen und hatte die Ausbeutung der Kehrseite durch Ausbeutung der Lichtseite berichtigt; er hatte die andern Stände einer Kritik unterzogen und die Menschlichkeiten, die Sünden, die dem Adel allein zur Last gelegt waren, an ihnen gleichfalls nachgewiesen; endlich hatte er die Vorzüge, die der Adel im Großen und Ganzen nach seiner Ansicht vor andern Ständen voraus habe, aus der Natur der Dinge, psychologisch und physiologisch, zu erklären gesucht und zu guter Letzt nicht nur die socialen Aufgaben des Standes in Gegenwart und Zukunft namhaft gemacht, sondern auch mit vollstem Vertrauen die Ueberzeugung ausgesprochen, daß derselbe dem Rufe nachkommen und dem Volke erneute wahre Achtung und Anerkennung durch Thaten abringen werde.

Man wird es ganz natürlich finden, daß Hugo,

wie streng er sonst unbestochenes Urtheil von sich forderte, im Eifer der Vertheidigung doch ungleich mehr das Schöne und Hoffnunggewährende der Classe vor Augen hatte und es nun so warm und empfehlend hinmalte, daß der Aufsatz auch solche Standesgenossen freuen konnte, mit denen der Verfasser nichts gemein haben mochte. Trotzdem oder vielmehr eben deswegen that er ihm in seiner jetzigen Stimmung wahrhaft Genüge, und er ließ ihn mit seines Namens Unterschrift in dem conservativen Blatte der Residenz abdrucken.

Viele Lobsprüche und Glückwünsche seitens der vornehmen Welt waren sein Lohn; und er konnte die Antwort des radicalen Journalisten, welche nicht auf sich warten ließ und mit verstärktem Tone die „aristokratische Sophistik" auf ihr Nichts zurückzuführen suchte, verschmerzen. Karl von Ellerburg kam unmittelbar nach der Lectüre in seine Wohnung, ging mit einem rühmenden Ausruf auf ihn zu und umarmte ihn mit zärtlicher

Freundschaft. Er nahm ihn zu den Seinen mit, die sich gleichfalls auf's Anerkennendste aussprachen, so daß der Verfasser alle Süßigkeit glücklicher Autorschaft zu kosten bekam. Helene reichte ihm die Hand mit einem Blick froher Verehrung, und nicht nur der Baron, sondern auch die Gräfin, welche dermalen so weit von den in dem Artikel geforderten Tugenden entfernt war, dankte ihm, und verrieth eine große Genugthuung, die vorzüglichsten Eigenschaften ihrem Stand wenigstens auf dem Papier zugesprochen und zugetraut zu sehen!

Indessen Alles hat seine Zeit. Nach schönen Erhebungen des Geistes drängt sich die Wirklichkeit des Lebens immer wieder vor und behauptet das Feld. Die Lobsprüche für den Kämpen des Adels verrauschten; — nach acht Tagen war es, als ob er den Artikel gar nicht geschrieben hätte. Im Hause Ellerburg änderte sich nichts zum Bessern. Nach der Verlobung Guido's von Hellerstein hatte auch der zweite reiche Anbeter Helene's die Stadt

verlassen, ohne eine Andeutung zu geben, daß er bei seinen Huldigungen ernstliche Absichten gehegt habe. Der Baron, von Sorgen umdrängt, verlor bei dieser Nachricht seinen Muth völlig. Er empfand auf's Bitterste, wie alle Schönheit und Liebenswürdigkeit im Vergleich mit Geld und Gut ohne Gewicht sei, und schämte sich der Freude, die er bei den wiederholten Glückwünschen zu einer solchen Tochter empfunden hatte. Kann es auch in der That etwas Kränkenderes geben, als das Vergötterte aus äußerlichen Gründen, die dem Enttäuschten in ihrer ganzen Niedrigkeit erscheinen müssen, verlassen und verschmäht zu sehen? — Das war also die Frucht der großen Opfer, die er gebracht hatte! Die letzte Unternehmung, die noch gewagt werden konnte, gescheitert! Und keine Aussicht mehr für den Sohn, der mit unbesieglicher Hartnäckigkeit an einem Mädchen hing, das er ohne einen Glücksfall, wie ihn Niemand erwarten durfte, doch nicht heimzuführen vermochte! Keine für die

Tochter, die nun wieder mit ihm nach Ellerburg zurückgehen konnte, um dort ungesehen zu verblühen! Und wenn nur das möglich war! Wenn sie nur öde Tage hinbringen konnte in Würde, als Freiin von Ellerburg, im Stammhaus ihrer Ahnen! Aber auch dieses war nicht gewiß; und mit Schaudern dachte er an die Möglichkeit, das Gut verkaufen zu müssen, um sich und den Seinen ein etwas besseres, immer noch ärmliches Dasein zu fristen!

Wenn er sein gedrücktes Herz gegen die Schwägerin entlastete, pflegte diese in Verurtheilung der jetzigen Männer, die bei der Wahl einer Lebensgefährtin bloß die Casse des Vaters in's Auge faßten, schonungslos mit ihm übereinzustimmen. Sie rächten sich mit einander durch die beißendsten Bemerkungen, und durch eine Charakteristik namentlich der jetzigen Edelleute, welche der von Hugo bekämpfte radicale Journalist nicht vernichtender hätte liefern können. Aber die Gräfin hatte

immer noch einen Troſt, und gab denn über jenen Einen, deſſen Ankunft ſie bis jetzt vergeblich erwartet hatte, dem Bekümmerten endlich nähern Aufſchluß.

Der Baron, nachdem er die Mittheilung vernommen, ſchüttelte den Kopf, indem er gleichwohl nicht umhin konnte, etwas ermuthigter vor ſich hinzuſehen.

„Mögeſt Du Recht haben, liebe Schwägerin,“ ſagte er dann; „mögen Deine Bemühungen fruchten und Deine Bekanntſchaften Dich nicht im Stich laſſen! Du biſt eine wahre Freundin, und ich danke Dir herzlich für die Vorſorge, die Du im Intereſſe unſrer Familie getroffen haſt. Aber Deine Hoffnungen ſtehen noch ſehr im Weiten!“

„Zeit bringt Roſen! — Und Gottlob, wir haben Zeit!“

„Kommt darauf an!“ erwiederte Jener, indem er ſeiner Bedrängniß gedachte.

„Nur Muth!“ rief die Frau. „Es iſt oft ein

Glück, das Gute nicht zu bekommen — weil Einem das Beſte aufgeſpart iſt! — Und daß das Gelingen meines Planes das Beſte wäre, das wirſt Du mir zugeben!“

Eines Abends — es war am erſten April — ſaß die Familie im Salon beiſammen. Helene hatte eben wieder gemahnt, daß man baldmöglichſt heim ſollte auf's Land, und die Gräfin bedeutete ihr, daß ſie ihre idylliſche Sehnſucht denn doch noch einige Zeit niederhalten müſſe, da noch Alles ſehr zurück und die Witterung nicht grade einladend ſei! Die Saiſon wäre überhaupt noch nicht ganz vorüber — und im ſchönen Monat Mai würde man getroſtern Herzens den ländlichen Freuden entgegengeben können!

Die letzten Worte hatte ſie mit einem Doppelſinn geſprochen, der nur dem Baron fühlbar ſein konnte. Während nun Beide ſich anſahen und der Baron zuſtimmend nickte, kam der Diener herein

und überbrachte ein Schreiben — an die Frau Gräfin! — Dieſe nahm es, warf einen Blick auf die Adreſſe, zuckte, erbrach es mit zitternden Fingern und las. Nach wenigen Augenblicken wechſelte ſie die Farbe, ließ den Brief auf den Tiſch fallen und ſah den Schwager mit einem Blick an, als ob Alles verloren wäre! —

Der Brief war aus Paris und meldete die Verlobung eines deutſchen Grafen mit der Tochter eines dortigen adligen Banquiers, der nicht nur ein ſehr reicher Mann, ſondern ein europäiſcher Name war.

Der Baron ergriff das Schreiben, las — und nickte mit dem Ausdruck eines Troſtloſen. Dann richtete er auf die Schwägerin einen Blick, der den Sinn des ihrigen vollkommen beſtätigte.

Helene ſah von Einem auf's Andere und fragte geängſtigt:

„Was iſt geſchehen? Was enthält der Brief? Iſt's ein Unglück, ſo laßt mich's wiſſen!“

Die Gräfin, die sich wieder gefaßt hatte, schüttelte den Kopf und sagte:

„Wir wollen die Ruhe Deiner jungen Seele nicht stören, indem wir Dich mit einem Unfall bekannt machen, der nur ein Project von mir getroffen hat. Es ist das Scheitern einer Hoffnung, auf deren Erfüllung ich gerechnet hatte! Ich werd' es verschmerzen!"

„Nun, meine liebe Tante," rief das Mädchen mit herzlichem Tone, „wenn es nur das ist, dann tröste Dich wieder! Du bleibst bei uns und sollst es so gut haben, wie Dir's gute Menschen irgend machen können! — Sorge nur dafür, daß wir bald nach unserm schönen Ellerburg kommen! — Du siehst, hier haben wir kein Glück mehr!"

Die Gräfin, mit feuchtem Auge, nahm die Hand der Lieben und drückte sie. In diesem Augenblick ertönte die scharfgezogene Klingel. — Der Diener erschien und meldete Hugo von Lichtenfels. —

„Er ist willkommen!" rief der Baron.

Hugo trat ein und grüßte die Versammelten mit strahlendem Gesicht.

Helene, ihn betrachtend, rief:

„Ihnen ist etwas Angenehmes widerfahren! Theilen Sie's mit — Sie können uns keine größere Freude machen! — Nun?“ drängte sie, als Jener zögerte.

Hugo, seine Freude zu mäßigen suchend, entgegnete:

„Ich komme so eben vom Minister. Mein Aufsatz über den Adel hat Wunder gewirkt. Man hat mir, unter warmer Anerkennung, die feste Zusage ertheilt, daß ich im nächsten Sommer, wo verschiedene Aenderungen im Personal der Gesandtschaften vor sich gehen, eine Anstellung als Legationsrath erhalten werde.“

„Ah,“ rief das Mädchen, „das ist ja herrlich!“ — Und Vater und Tante wünschten von Herzen Glück, indem ihre Züge sich überraschend erheiterten.

„Sie müssen aber vorher noch zu uns nach

Ellerburg kommen," fuhr Helene fort. — „Sie haben Zeit und haben es versprochen!"

„Kommen Sie!" rief der Baron mit freundlicher Bitte.

„Ja, kommen Sie!" wiederholte die Gräfin mit einem Blick der Achtung, wie ihn Hugo von ihr noch nicht erhalten hatte.

Dieser, freudig erröthend, entgegnete:

„Einer so liebenswürdigen Einladung widerstehe ein Anderer! Ich nehme sie an — und will mich auf die diplomatische Laufbahn vorbereiten — im Paradies!"

Fünftes Capitel.

Die Familie war noch in der ersten Hälfte des April nach Ellerburg heimgekehrt, und Hugo hatte sich gegen das Ende des Monats eingefunden. Als er an freundlichem Tage von dem alten, traulichem Gemach Besitz genommen und in das neugrünende Thal hinuntersah, hatte er in Wahrheit das Gefühl eines wiedergewonnenen Paradieses.

Die große Gefahr, die das Glück seines Lebens bedroht hatte, war abgewendet — Helene war ihm nicht entrissen worden. Er durfte sich der süßen Zuversicht hingeben, daß er sie gewinnen werde, um sie für ewig sein zu nennen.

Welch ein Wonnemonat ward ihm nun der

Mai, der wieder einmal seinem poetischen Ruf entsprechend schöne milde Witterung brachte und, während er die durch Aprilregen feucht gewordenen Pfade trocknete, Gras und Laub zum saftigsten Grün entwickelte.

Frühling, Einsamkeit, und die Geliebte zum ungestörten täglichen Umgang! Die Poesie der wunderschön erwachten Natur in Gesellschaft mit ihr: welch überschwängliche Lust für den tief empfindenden Hugo!

Der wiederkehrende Lenz mit seinen Farben und Klängen, mit seinem holdfrischen Leben allüberall übt auf das fühlende Gemüth immer wieder einen bestrickenden Zauber. Wenn auch dieselben Reize schon oft in Aug und Ohr gedrungen sind, — unser Sinn ist ein anderer geworden, und dem sich wieder in sie Versenkenden erscheinen sie in heiliger Neuheit. Und Hugo genoß sie zum ersten Mal als Liebender, im Ueberstrome seines Glücks!

In seinem Innersten gesichert ging er in seliger

Ruhe umher und unterhielt ſich oder ſchaute und lauſchte mit inniger Zufriedenheit. Es war ihm, als hätte er nie vorher die Wunderpoeſie der Blumen empfunden und niemals in ihrer Tiefe die Töne der befiederten Sänger aufgefaßt, die nun auf den belaubten Zweigen ſich wiegend oder hin- und herhüpfend den märchenleichten Traum ihres Daſeins träumten.

Sein Verhältniß zu Helene hatte einen eigenthümlichen Charakter erhalten. Er fühlte ſich nicht nur als Liebenden, ſondern ſchon als Verlobten, obwohl er einen förmlichen Antrag noch nicht geſtellt, eine Zuſage in Worten noch nicht vernommen hatte. Er kam nicht dazu, weil er es immer wieder als eine Störung des unſchuldsholden Verkehrs empfand und — weil er es nicht mehr für nöthig hielt. Gab er ſein Gefühl doch ſonſt auf jede Weiſe kund, und ließ zumal ſeine Augen die Geheimniſſe des Herzens leuchtend offenbaren!

Unter dieſen Umſtänden rückten die Studien, die

er sich vorgesetzt hatte, allerdings nicht merklich weiter. Aber Lieder erklangen mehr und mehr in ihm, und er sprach sein Denken und Empfinden darin aus — für sich! Sie waren im Geist an die Geliebte gesungen, nicht an sie gerichtet: Erzeugnisse eines Dichters, der, indem er seine Gefühle ausspricht, sich und der Geliebten ein Ideal des Lebens vorhält. Freilich sollte die Erwählte sie auch noch erhalten und lesen; aber erst, wenn die Ringe getauscht waren, zu heiterer Wiederbetrachtung der Freuden und Leiden, die sein Herz bewegten. Sie waren zu ehrlich und zu eigen, um schon jetzt mitgeteilt werden zu können.

Helene lebte glücklich dahin und freute sich mit Hugo jedes Tages; — auch des Regentages, welcher die Heimlichkeit des Hauses empfinden ließ und zusammenhängenden Gesprächen günstig war. Von den Sorgen des Vaters hatte sie kaum eine Ahnung. Seine finanzielle Bedrängniß verbarg ihr dieser nach Möglichkeit, so daß sie nur ungefähr sah,

daß er nicht mehr so reich sei wie früher. Den Kummer, den der Bruder ihm bereitete, konnte sie nicht würdigen, da sie bei nur oberflächlicher Kenntniß der Verhältnisse eine Verbindung Karl's mit Amalie von Wildau in jedem Falle für ehrenvoll und glückversprechend halten mußte. Sie ergötzte sich an der schönen Zeit, ohne daß an dem Himmel ihres Glückes auch nur ein Wölkchen aufstieg.

Der Aufenthalt in der Residenz hatte sie doch entwickelt und in einer Hinsicht auch verändert. Ihr Horizont war erweitert, sie kannte die Welt. Ihr heller Geist hatte die Schwächen und Widersprüche der Menschen bemerkt — der Menschen, von denen sie selber als vollendetes Wesen gefeiert worden! — und damit war eine eigenthümliche überlegene Sicherheit in sie gekommen. Sie, die vorher nur die ansprechende Seite des Lebens gesehen, hatte nun auch ein gutes Theil der verkehrten und verschrobenen kennen gelernt; aber indem sie das heitere Licht ihrer Seele darauf warf, erschien es ihr

beluſtigend und bildete nur eine Anlage zu launigen Bemerkungen und ſcherzenden Verurtheilungen aus. Die Gabe einer tiefern Anſchauung der Dinge litt dabei nicht und durfte von dem Freunde nur eine Anregung erhalten, um zuweilen in Lichtern aufzuglänzen, die ihm ſelber Bewunderung abnöthigten.

Der Grundton ihres Geiſtes blieb die kindliche, ſchöne Heiterkeit; und ihr leichtbewegliches Weſen konnte ſich von andern Gefühlen, wenn ſie ihr Herz eingenommen hatten, immer wieder in ſie herſtellen.

Zur Abwechslung ging ſie in der Unterhaltung gern in die Reſidenz zurück. Es ergötzte ſie, die Bilder des dortigen Lebens und der hervorſtechendſten Perſönlichkeiten aus dem Frieden der Einſamkeit zu betrachten, und nicht ſelten hielt ſie ein ſcharfes Gericht über ſie.

Eines Tages ſagte ſie zu Hugo, mit dem ſie nach Tiſch im Saal allein war: „Ueber die Menſchen, die ſich für die Crême der Geſellſchaft halten, muß man ſich doch wundern. Sie laufen dem

Vergnügen nach und geben sich Gott weiß wie viel Mühe, um dann Gott weiß wie wenig davon zu bekommen. Sie treiben sich umher unter Aufregung und Lärm aller Art, bloß um die Zeit zu vertreiben — und oft das wirkliche Glück mit ihr!"

„Wobei sie aber," versetzte Hugo, „doch so glücklich sind, die Zeit los zu werden!"

„Das ist freilich nicht zu verachten," entgegnete Helene, „bei Menschen, auf denen sie als eine schwere Last liegt!"

„Bedauern wir sie!" versetzte Hugo. — „Die Kraft, die Zeit zu einer lieben Freundin zu machen, liegt im Innern; und das ist für die Meisten ein unbekanntes Land, das zu cultiviren ihnen nicht einfällt. Am wenigsten schauen die Leute dahinein, die Alles, was ihnen erstrebenswerth scheint, draußen zu finden meinen!"

Helene nickte still und sah für sich hin. Dann, indem ihre Züge sich aufheiterten, fuhr sie

fort: „Komisch ist die außerordentliche Selbsttäuschung, in der Manche sich wiegen. Ich habe nie die Gräfin Sandel ansehen können, ohne in ein Erstaunen zu gerathen, das gar zu gern in Lachen ausgebrochen wäre. Eine Frau über Fünfzig, die sich nicht nur schminkt, sondern darin alle erlaubten Grenzen überschreitet, ihr volles Gesicht hochroth färbt und sich nun ganz im Ernst für reizend hält, und ihre schwarzen Augen mit einer Unternehmungslust und Siegesgewißheit herumgehen läßt, als ob jeder ihrer Blicke einen Anbeter ihr zu Füßen herziehen müßte. Sie hat sich auf ihren Teint förmlich etwas zu Gute gethan und mich, als ich einmal etwas bläßer aussah, mit einem Blick des Mitleids betrachtet, an den ich nur zu denken brauche, um vergnügt zu sein. Wie sie in der That Männern und Frauen erscheint, davon hat sie keine Ahnung. Die Artigkeiten, die man ihres Bruders wegen an sie richtet, nimmt sie für baare Münze, sogar wenn sie sich mit fast handgreiflichem

Spott auf ihr vortreffliches Aussehen beziehen. Daß alle Welt von ihr wie von einer eitlen, aufdringlichen Kokette spricht, das kommt nicht auf's Entfernteste in ihre Gedanken!"

Hugo hatte mit Lächeln gehorcht. „Im Grunde," sagte er dann, „gehören solche Figuren doch auch in die Gesellschaft — zur vollständigen Assortirung!"

„O," rief das Mädchen, „ich hab' auch gar nichts dagegen. Mir machen sie Vergnügen — sie erwecken in mir Staunen über die Wunder der Einbildung!"

„Diese," versetzte Hugo, „ist auch wirklich ein Geschenk des Himmels, ohne das Leute der Art gar nicht zu leben vermöchten. — Gönnen wir," fuhr er mit einer gewissen Absicht fort, „den von der Natur Beraubten den ersetzenden Schein der Kunst — zumal wenn's Frauen sind! Greifen doch auch Männer zu diesem Mittel und halten sich, mit ihm ausgerüstet, für gefährlich, auch wenn sie

noch älter ſind als die Gräfin. Oder ſollten Sie nicht geſehen haben, daß die jugendliche Röthe des Generals Frankenberg eben ſo natürlich iſt wie die Schwärze ſeines Haares und ſeines Schnurrbartes? Freilich war er einer Ihrer eifrigſten Verehrer, und es iſt möglich —"

„Dies," fiel Helene heiter ein, „hat mich nicht abgehalten zu bemerken, wie weit die ſtattliche Erſcheinung auf Rechnung des Kammerdieners kommt: die Schwärze des Haares hatte einen gewiſſen Stich in's Röthliche, und die Röthe der Wangen einen eignen Glanz, der mir bei der erſten Huldigung, die er mir darbrachte, ſogleich Mißtrauen einflößte."

„Der kokette alte Krieger ſcheint Ihnen doch nicht ſo burlesk vorgekommen zu ſein, wie die kokette Gräfin!" bemerkte Hugo.

„Nicht mehr als billig," entgegnete Helene; — „die Dankbarkeit ſtimmt milde. Aber im Stillen bewunderte ich doch auch ſeine Thorheit. Ich frage

Sie: gibt es etwas Schöneres, als das ehrliche Geſicht eines erfahrenen Mannes, eines würdigen Greiſes? Ich ſchaue, wenn Verſtand und Güte daraus hervorſehen, faſt in keines lieber! Und die Eiteln verderben ſich ſelbſt, indem ſie ſich zu verbeſſern meinen!"

„Das," verſetzte Hugo, „thun ſie freilich noch auf ganz anderen Gebieten, als auf dem der Toilette!"

Helene ſtand nachdenklich. Dann verſetzte ſie: „Ich weiß, worauf Sie deuten. Allerdings, in dieſen Kreiſen iſt überhaupt nicht Alles, wie es ſein ſoll, und ich habe nach und nach Dinge erfahren, die mich ſehr enttäuſchten. Unſere Männer von Adel ſind nichts weniger als immer edel, und wenn es ſich darum handelt, den Einfluß oder das Einkommen zu ſteigern, ſo kann Einer und der Andere zu Mitteln greifen, die man im gewöhnlichen Leben ſchlecht nennt!"

„Die aber in ihren Augen durch den Zweck

geheiligt werden! — Und im Grunde auch in den Augen der Welt! Hat so Einer Einkommen und Einfluß wirklich vermehrt, dann werden die angewandten Mittel, wie sehr man sich anfangs dagegen ereifert hat, endlich vergessen, und nur der Vortheil größerer Macht bleibt übrig. Das wissen die praktischen Köpfe, und darum lassen sie sich vorübergehende Unehre gefallen, um die dauernde Nutznießung und den soliden äußern Glanz zu erlangen. Scheinen sie nicht ganz Recht zu haben?"

Helene, mit dem ruhigen Ton der Ueberzeugung, antwortete:

„Wenn es keinen Gott gäbe, der's anders haben wollte, hätten sie auch wirklich Recht."

Hugo nickte.

„So aber," fuhr er fort, „sind die Klugen auch diesmal die Dummen, und beißen in den Köder, den ihnen ein Anderer legt!"

Ein Schweigen folgte. Dann, indem ihre Züge sich aufhellten, sagte Helene:

„Läugnen läßt sich nicht, daß es um ein großes gesichertes Einkommen eine schöne Sache ist! Das Geld macht nicht glücklich — das thut nur unser eigener Geist; — aber es kommt diesem doch sehr zu Hilfe, und zum Glück in dieser Welt scheint es nicht entbehrt werden zu können."

„Wenn nicht Zufriedenheit an seine Stelle tritt!" bemerkte Hugo.

„Nun ja," versetzte das Mädchen. „Glücklich macht überhaupt der Besitz nur, wenn man ihn von seinen Vorfahren überkommen oder durch ehrenhafte Arbeit selbst erworben hat. Sich um des Geldes willen erniedrigen, ist abscheulich; am abscheulichsten bei denen, die durch Geburt und Stellung verpflichtet wären, Andern zum Vorbild zu dienen."

„Einverstanden," rief Hugo, indem er die Geliebte, die bei den letzten Worten erröthet war, mit frohen Augen ansah.

„Darum," begann sie nach einem dankbaren Lä-

cheln, „freue ich mich über meinen Bruder und die Festigkeit, die er den verlockenden Anerbietungen gegenüber bewiesen hat! Lilly von Rothenberg ist ein gutes Kind, und wenn sie sich auch weder durch Schönheit noch durch Geist auszeichnet, so hat mit Frauen dieser Art doch schon so Mancher glücklich gelebt. Es war für ihn doch eine Versuchung. Aber er hat sie bestanden und der armen, schönen, geistvollen Wildau seine Treue bewahrt! — Er wird sich einschränken müssen, wenn er sie heirathet — das geht wohl nicht anders; aber es thut nichts. Er kann doch leben, und eine solche Frau und ein gutes Gewissen haben mehr Werth, als alle Vortheile des Reichthums."

„Gewiß," rief Hugo; „und wir müssen uns das grad' heutzutage recht lebhaft vorstellen. Das äußere Glück ist nicht zu erzwingen, wenn man sich nicht verkaufen will! Wer also nicht reich ist von Haus aus und ein Mann von Ehre bleiben will, der richte sich auf ein stilles, mäßiges, einfach

thätiges Leben ein, das aber eben den reinsten und dauerndsten Freuden am günstigsten ist!“

Hugo hatte dabei die Geliebte angesehen, und diese lächelte erröthend. Das war ihr also an seiner Seite verheißen! Wenn in ihrem Herzen auch nichts einer solchen Existenz widersprach, so machte doch die vorsorgende Absicht Hugo's einen heitern Eindruck auf sie. Sie betrachtete ihn mit einem leichten schelmischen Zug um die Lippen, und sagte:

„Passen wir unsere Wünsche und Bedürfnisse unsern Mitteln an, und es wird uns wohl gehen auf Erden! Wenn unsere Vorfahren mehr Geld und Gut gehabt haben, so besitzen wir dagegen mehr Wissenschaft und Geist — und können mehr in Gedanken glücklich sein! — Wer einem etwas gesunkenen Hause angehört, der muß sich jetzt schon auf diese Kunst legen!“

Das Erscheinen des Barons unterbrach die Unterredung, die Hugo gern noch ein wenig länger

fortgesetzt hätte, um der Geliebten, die das „Glück in Gedanken“ etwas ironisch zu behandeln schien, das wahre Gewicht desselben fühlbar zu machen. Er nahm sich vor, es bei nächster Gelegenheit zu thun.

Der alte Herr grüßte die Beiden mit einem Gesicht, das freundlich sein sollte, aber dem eingeweihten Hugo die ganze Gedrücktheit seiner Seele verrieth. Auch der Tochter entging sein Mißmuth nicht ganz; und von ihr beredet, schob ihn der gute Vater auf eine eben gehabte Scene mit dem Verwalter, die er vergessen wolle.

Hugo wurde durch den Anblick an jenes Gefühl erinnert: daß eben er der Retter der Familie werden müsse; und er erneuerte in sich das Gelübde. In dieser Beziehung festigte sich in ihm ein wunderbarer Glaube. Wie gering seine Anlage war, in der Welt namhaftes Glück zu erringen, und wie sehr ihm die Hauptsache, ein lenksames Gewissen, dazu abging: um der Geliebten und ihrer

Familie, um seiner guten Absicht willen mußte die Welt einmal eine Ausnahme machen und ihn erreichen lassen, was so schön war an sich und ihm überdies zur Gründung eines Daseins die Macht geben sollte, woran sie selber ihre Freude hatte! Warum sollte er das nicht hoffen dürfen? Unter gewissen Voraussetzungen mußte man doch auch klug sein und durch Klugheit Weltzwecke erreichen können — mit Ehren! Und wenn es nicht die Regel war und die Aufgabe von den schwierigsten: um so größer der Reiz derselben, um so größer das Verdienst, sie zu lösen! —

Nicht lange, so ergab sich ein Anlaß, mit Helene auf ein Thema zurückzukommen, dessen überzeugende Beleuchtung ihm sehr am Herzen lag. Die Familie las einen jüngst erschienenen Roman, und der zart ehrenhafte, darum von der Welt immer wieder zurückgestoßene bürgerliche Held wurde von der Gräfin mit Geringschätzung für prätentiös und „unpraktisch„ erklärt. Hugo widersprach:

aber auf die erſten Worte entgegnete Jene mit einem Blick, der ihm deutlich ſeine Verwandtſchaft mit dem Romanideal vorhielt, und er begnügte ſich, proteſtirt zu haben. Als er bald darauf mit Helene im Garten zuſammentraf, nahm er die Frage wieder auf und ſagte mit Beziehung auf jenen Abſpruch:

„Man überzeugt ſich doch immer wieder, daß es eigentlich zwei Gattungen von Menſchen gibt, die ſich nothwendig im Gegenſatz befinden. Die kluge Frau nennt den braven Gottfried unpraktiſch, und ſie hat von ihrem Standpunkt aus Recht. Er verſäumt wirklich das, was die praktiſchen Leute Glück nennen, — aber er gewinnt mehr als er verliert; und daß die Praktiſchen dies nicht auch ſehen und in Anſchlag bringen, das verurtheilt ihren Standpunkt.“

„Sie meinen,“ bemerkte Helene, „er gewinnt ſtatt des Glücks die Ehre?“

„Und mit ihr das innere Glück, das größer und beſeligender iſt, als das äußere!“

Helene ſchwieg einen Moment. Dann ſagte ſie:

„Aber das äußer Glück gehört doch zum innern, — und ſollte eigentlich immer dabei ſein!“

„Das letztere, meine liebe Helene, kann ich nicht zugeben. Am Ende freilich müſſen beide ſich vereinigen; grade deswegen dürfen ſie aber vorher nicht beiſammen ſein!“

„Wir ſollen aber doch,“ entgegnete ſie, „auch das äußere Glück zu erlangen ſuchen und uns Mühe geben darum!“

„Wohl! Doch nicht um jeden Preis, und nicht auf Koſten der Ehre und des innern Glücks!“

„Aber mit der Ehre und mit dem innern Glück!“

„Wenn es möglich iſt!“ erwiederte Hugo. „Wenn uns nicht eine Wahl geboten iſt, in Folge deren wir das Eine um des Andern willen opfern müſſen!“

Helene ſah ihn an — und nickte.

„In diesem Fall," sagte sie mit einem ernsten Lächeln, „müssen wir dann das „bessere Theil" erwählen?"

„Ja wohl," rief Hugo; „und dieses „bessere Theil" ist wirklich das Bessere — und ist es unter allen Umständen! Wer Gut und Blut opfert um seinetwillen, der gewinnt; wer Leib und Leben läßt um seinetwillen, der gewinnt: wie sollte man dafür nicht den Ueberfluß, den äußern Prunk hingeben und sich mit dem Zureichenden begnügen können, das meist auch mehr äußeres Behagen bietet, als es die Masse der Glücksgüter zuläßt?"

„Das," erwiederte Helene, „kann für honette Menschen wohl keine Frage mehr sein!"

„Und ist's doch für Manche, die sich für sehr honett halten! Ist's, weil die Menschen im äußern Besitz alle Möglichkeiten des Glücks zauberhaft winken sehen, im Leben des Geistes bei reinem Gewissen aber nur einen dürftigen Trost zu haben meinen! — Man kennt die Freuden des Geistes

nicht, und das Gebotene erweckt überdies eine Abneigung, während an Sinnenfreuden das Verbotene reizt. Die Entscheidung für den Geist erfordert ein Wollen, einen heroischen Entschluß, — und dessen sind aus reinen Motiven wenige Menschen fähig. Wer ihn aber faßt und ausführt, dem wird nothwendig unvergänglicher Lohn. — Es gibt," fuhr der Liebende mit Bedeutung fort, „kein größeres Glück, auch auf dieser Erde nicht, als das Glück in Gedanken — das Glück im Geiste! Was ist das Leben des Gelehrten, des Forschers, des Dichters und Künstlers im Vergleich zu dem des äußerlich thätigen Menschen anders, als ein Leben in Gedanken? Aber jene haben die feinere und reinere Lust; ihr Glück, wenn stiller und schlichter, ist zusammenhängender und dauernder. Wem es vergönnt war, beide kennen zu lernen, der wird immer dem geistigen den Vorzug geben. Wenn aber dem von Haus aus Geistlosen bei seiner Hingebung an die Sinnenwelt Nachsicht werden muß, so würde

der Geistbegabte sich selbst verrathen, wenn er um ihretwillen die höhere Region verließe und für das Linsengericht das Recht der Erstgeburt hinwürfe; und er würde dem strengsten Gericht verfallen — von Rechtswegen!"

Hugo hatte dies mit Wärme und dem Schwung einer erregten Seele gesprochen; Helene, die während seiner Rede ernster geworden war, schwieg nachdenklich. Dann sagte sie mit einem anmuthigen Aufsehen zu ihm:

„Auf diese Art wären die Praktischen zwar praktisch, indem sie etwas erreichen, die Unpraktischen aber noch praktischer, indem sie etwas Besseres erreichen?"

„Vortrefflich," erwiederte Hugo. „Nichts Anderes sagen auch die Lehren der Religion, die von der Philosophie durchaus bestätigt werden. Und nichts Anderes lehrt die Geschichte!"

„Die Geschichte?" entgegnete das Mädchen, indem sie ihn ansah.

„Die Geschichte," versetzte Hugo, — „weil der Segen der bessern Wahl immer erst aufkommt mit der Zeit! Wer wird zunächst klug und praktisch genannt? Wer der Welt sich fügt und sich dafür belohnen läßt! Wer konnte mithin unpraktischer sein, als jene Männer der Geschichte, die mit der Welt in Widerspruch traten und einen Kampf mit ihr kämpften auf Tod und Leben? Wer konnte unpraktischer sein als die Helden des Glaubens, die alles Glück des Lebens in die Schanze schlugen, um in die Geister der Menschen jenes höhere Licht einzustrahlen, dessen die Welt bedurfte, um einer höhern Entwicklung fähig zu werden? In Wahrheit aber waren eben sie die im höchsten Stil Handelnden; und nachdem ihre große Praxis eine neue Ordnung der Dinge herbeigeführt hatte, konnten die Andern kommen und mit ihrer kleinen davon profitiren! Nachdem ihre große Praxis ihnen Drangsal, Noth und leidensvollen Tod gebracht hatte, konnten die Andern mit ihrer kleinen die

Pfründen besetzen, deren Stiftung allein in Folge jener großen möglich geworden! Wie nicht mehr als billig mußten die Kleinen sie als Heroen und Heilige verehren, und sich in den Staub demüthigen vor ihnen!"

Von der Wahrheit dieser Worte getroffen, sah Helene zu dem Redner mit einem Blick ernster Anerkennung empor. Dann, mit bescheidenem Lächeln, versetzte sie:

„Das ist unbestreitbar. Aber zu solchem Kampf mit der Welt muß man berufen, auserwählt sein; und es ist doch auch möglich, daß Jemand sich für berufen hält, ohne es zu sein, und nun mit dem kleinen Erfolg, den er verschmäht, auch den großen, den er vergeblich erstrebt und damit Alles zusammen verliert!"

„Das kann sein," erwiederte Hugo; — „solche hohle und überspannte Köpfe kann es geben. Sie handeln aus Eitelkeit, die sich der Unfähigkeit gesellt, — handeln verkehrt und leiden ihre Strafe.

Verwechseln Sie aber mit ihnen nicht jene biedern Charaktere, die dem Ruf des Geistes nur in ihrem bescheidenen Kreise folgen, ohne mit ihrer Tugend an den Tag der Weltgeschichte zu dringen! Diese leisten im Kleinen, was die geschichtlichen Personen im Großen leisten; ihr Bewußtsein ist aber nicht minder beglückend, und ihr Wirken segensreich. An jedem Ort, in jedem Verhältniß hat das edle Wollen und Handeln seine nothwendigen Folgen; es erhöht den ganzen Menschen, reizt diejenigen, die ein Muster nöthig haben, zur Nacheiferung und fördert nach allen Seiten."

„Und die Güter, die wir dadurch erwerben," bemerkte Helene nach einem Zeichen der Beistimmung, „sind eben diejenigen, die wir mit hinwegnehmen von dieser Erde!"

„Diejenigen, die uns ewig bleiben! Und es sollte unklug sein, für die ewigen die flüchtigen zu opfern, klug aber, um der flüchtigen willen die ewigen hinzugeben?"

„Die Vernunft," erwiederte Helene, „sagt dazu nicht Ja!"

„Nur der blinde Trieb materieller Naturen thut es! Er schwelgt in Fülle, um endlich Bankerott zu machen und dem Gericht zu verfallen, das unerbittlich sein wird!"

Nach diesen streng accentuirten Worten schwieg der Philosoph, und Helene ging schweigend neben ihm her. Jener, mit leichterm Ton, begann wieder:

„Die Menschen zeigen im Denken und Handeln eine Inconsequenz, die mich oft gewundert hat. Es kann Einer den Andern, der auf Kosten dessen, was er für Ehre hält, Vortheil zu suchen verschmäht, einen Phantasten und Narren schelten, und doch selber für eine Gattung von Ehre sein Leben zu wagen jeden Augenblick bereit sein! Ist es vom gemeinen Standpunkt aus betrachtet nicht auch sehr unklug, sich zu duelliren und sich um eines oft nicht erheblichen Wortes willen erschießen

oder verstümmeln zu lassen? Aber hier ruft der Praktische: lieber todt oder krüppelhaft mit Ehren, als lebendig und gesund mit Schande! Hier zieht auch er den metaphysischen Besitz der Ehre dem physischen des Lebens vor und ist Idealist comme il faut!"

„Freilich," bemerkte Helene nach einem Moment, „weil's eben meist nicht anders geht, und weil die Ehre in der Welt ebenfalls ein reeller Besitz ist, und die Schande in ihr eine reelle Schande!"

„Allerdings," versetzte Hugo lächelnd. „Der Idealismus ist hier ein besonderer; aber es ist doch immer Idealismus. Auch wer nur um der Weltehre willen das Leben in die Schanze schlägt, hat die Ehre der Verwandtschaft mit den Heroen, die Glück und Leben einsetzen, um die wahre, ewige Ehre zu erlangen und das Licht derselben der Menschheit zu erschließen."

Nach diesen Worten gingen Beide eine Zeit

lang schweigend nebeneinander. Helene schaute auf die blühenden Bäume und Blumenbeete, ein Licht stillen Vergnügens ging in ihrem Gesicht auf, und sie sagte:

„Im Grunde trachten wir doch immer nach Glück; und das ist natürlich. Der Kampf mit der Welt, der gar nicht zur Ruhe und zur Freude des Lebens kommen läßt, ist doch eigentlich eine Ausnahme, und in der Regel kann es braven Menschen ganz gut auch auf dieser Erde schon wohl ergehen!"

„Das ist wahr," versetzte Hugo. „Aber Glück und Ehre sind doch immer „zwei Blumen!" Wenn wir sie auch beide zu brechen vermögen, so gibt es doch Fälle, wo man um der einen willen auf die andere Schwester verzichten muß. Entscheiden wir uns dann resolut für die edlere! Und was wir dabei versäumen mit Ehren, das holen wir zu anderer Zeit nach mit Ehren — was glücklicherweise möglich ist!"

„Das ist eine Auskunft!“ entgegnete Helene mit frohem Gesicht, — „und so können wir uns vereinigen! — Sie werden nicht glauben, daß ich nach all' den Gesprächen, die wir miteinander geführt haben, den Geist nicht zu schätzen weiß und die Freuden des Geistes. Ich habe ja die Vergnügungen der Welt auch kennen gelernt, hab' es in ihr wahrlich gut genug gehabt, und ich kann vergleichen. Das Vergnügen in einer Gesellschaft, wo man uns zu gefallen strebt, ist süß, aber flüchtig. Es ist ein ewiges Kommen und Gehen, ein steter Wechsel von Bildern, die an uns vorüberziehen; ein Taumel, worin wir uns zuletzt selber verlieren. Die Genüsse, die wir in geistigen Beschäftigungen finden, sind bescheidener, aber klarer und beständiger. Sie allein machen uns wahrhaft wohl und geben uns das rechte Selbstgefühl. Wir schauen von ihnen aus mit Heiterkeit auf die Welt zurück, und die Erlebnisse, die uns dort den Sinn verwirrt haben, machen uns jetzt erst

wahre Freude. Man muß immer damit schließen, sich in dieses Asyl zurückzuziehen, um," fügte sie mit liebeheiterm Blick hinzu, „in ihm das „Glück in Gedanken" zu gewinnen, das wirklich das schönste Glück ist! — Ich danke Gott, daß er mir einige Anlage dazu gegeben, und Ihnen, lieber Freund, daß Sie zu uns gekommen sind, um sie durch gütige Belehrung auszubilden!"

Hugo hatte diesen Worten, die allerdings gesprochen waren, ihm Freude zu machen, mit Empfindungen gehorcht, die selig aus den braunen Augen sahen. Sein Herz pochte, die Liebe wallte in ihm empor, — er faßte die Hände des Mädchens und rief:

„Mit dieser Anlage, liebe, gute Helene, hat Dich Gott für mich geschaffen! Laß es mich endlich aussprechen, was Du schon lange weißt: mein Herz gehört Dir, gehört Dir seit dem ersten Augenblick, wo ich Dich gesehen habe! Wenn ich Glück suche in der Welt und mir Mühe gebe

darum, so ist's nur um Deinetwillen! Und wenn ich fest glaube, daß ich's finden werde, so ist's nur, weil Du mir die Zuversicht gibst! — Nimm das Geständniß," fuhr er mit einem Lächeln innigster Liebe fort, „gütig auf, und frage Dich, was Du darauf erwiedern kannst! Meint es Dein Herz wie das meine? Kannst Du mich lieben? — Kannst Du mir vertrauen?"

Helene, von Röthe übergossen, stand in großer Verwirrung. Sie schwieg tief erregt. Als aber Hugo sie mit bittendem Aug' ansah, suchte sie sich zu fassen, und während ihre Hand in der seinen zitterte, antwortete sie mit der Festigkeit eines siegenden edeln Gefühls:

„Ich kenne keinen Mann, den ich mehr schätzte und liebte, als Dich, Hugo! Ich verehre Deinen Geist, Deinen Charakter und habe zu Dir unbedingtes Vertrauen —"

„O," fiel der Liebende, als sie ein wenig innehielt, überglücklich ein, „das ist Alles, was ich

wünschen und hoffen kann! Jetzt hat mein Leben ein Ziel! Und welche Hindernisse sich mir entgegenstellen mögen, ich weiß, daß ich über alle triumphiren werde!"

Er preßte ihre Hände wieder und sah sie dabei mit freudefeuchten Blicken so zärtlich an, daß auch in ihren Augen ein immer süßeres Feuer sich entzündete und ein Strahl der Liebe in die seinen drang, der ihn auf die seligste Höhe seines Lebens erhob. Er wollte noch ein Wort hinzufügen, als ein Geräusch von Gehenden hörbar wurde. Beide wendeten sich um; — sie erblickten den Vater und die Tante, die von der Kastanienallee gegen sie herankamen.

„Sieh da," rief der alte Herr mit einem Scherzversuch, „unser Philosoph mit seiner Schülerin! — Diesmal," fuhr er nach einem Blick auf sie fort, „muß es aber ein erhabener Gegenstand gewesen sein, der Euch beschäftigt hat! Wie seht Ihr aus? — Als ob Ihr noch in höhern Sphären wäret!"

Die Gräfin betrachtete das Paar — und die Vermuthung, die in ihr aufstieg, kam der Wahrheit einen Schritt näher. Ihre Miene sprach ein gemischtes Gefühl aus, und Helene, die es wahrnahm, versetzte mit einem Blick auf sie, der nicht ohne einen gewissen Hinterhalt war:

„Wir haben freilich ein sehr ernsthaftes Gespräch gehabt! — Wir haben untersucht, was unsere Pflicht ist, wenn der Vortheil und das äußere Lebensglück in Widerspruch tritt mit der Ehre, und auf welche Seite wir uns dann schlagen sollen!"

„Nun," versetzte der Baron, „das scheint mir doch gar keine Frage mehr zu sein!"

Die Gräfin, welche in der Rede des Mädchens eine Absicht gefühlt hatte, warf einen etwas spöttischen Blick auf den Gutmüthigen, und sagte dann:

„Zu welchem Schluß seid Ihr gekommen?"

„Den Vortheil," entgegnete Helene, „zwar der

Ehre zu opfern, aber ſtatt des Aufgegebenen den Erſatz zu ſuchen, der mit Ehren errungen werden kann!"

„Sehr weislich," bemerkte Jene.

„Vortrefflich!" rief der Baron mit dem ehrlichſten Beifall.

„Wir haben Beide," fuhr das Mädchen fort, „die Ueberzeugung gewonnen, daß man nicht bloß nach Ehre ſtreben müſſe, ſondern auch nach Beſitz und Macht, und daß es eine ſehr ſchöne Aufgabe iſt, Beides ſo zu thun, daß wir zuletzt ein glückſeliges Daſein und ein gutes Gewiſſen haben."

„Das ſind allerdings ausgezeichnete Grundſätze," bemerkte die Gräfin, „und wer nach ihnen verfährt, dem kann das Glück unmöglich entgehen!"

„Ironie?" bemerkte Hugo.

„Weil mit ſolchen Reden nichts gethan iſt," erwiederte die Gräfin. „Weil Alles auf geſunde Begriffe von Ehre ankommt, und auf die Ausfüh-

rung, mein Herr Philoſoph! — Was iſt erlaubt und was darf man wagen? Auf dieſe Frage wird anders der überſpannte und zaghafte Theoretiker, anders der Mann von Welt antworten, der ſich berufen fühlt, oben zu ſtehen und am Regimente theilzunehmen!"

„Ich kann Ihnen nicht widerſprechen," entgegnete Hugo mit heiterer Ruhe. „Das Handeln entſcheidet, und hier wie überall müſſen wir die rechte Linie treffen. Aber dieſe vorher zu beſtimmen, iſt uns nicht gegeben. Wir müſſen's eben wagen — und zuletzt unſer Geſchick hinnehmen, das nie bloß unſer eigen Werk ſein wird!"

Auf dieſe Erklärung erwiederte die Frau mit einem Nicken, das zum Handeln des Vetters nur ſehr wenig Zutrauen verrieth, und man ließ das Thema, indem der Baron auf ein ökonomiſches überging, dem er in den letzten Tagen ſeine Aufmerkſamkeit zugewendet hatte. — —

Wenn in der Gräfin über Hugo wieder eine

minder günstige Stimmung aufgekommen und bei dieser Gelegenheit deutlich hervorgetreten war, so hatte der Liebende doch keine Zeit, darüber nachzudenken. Seit der Erklärung, die sein Glück unzweifelhaft gemacht hatte, war er ein anderer Mensch geworden. Er hatte geglaubt, die Geliebte zu gewinnen — fest geglaubt, als ihm durch den Minister die rettende Aussicht gegeben war; jetzt aber wußte er's; jetzt hatte sie es ihm selbst geoffenbart, — und das war doch etwas ganz Anderes! Zu der Liebe, die ihn erfüllte, kam nun ein unendliches Dankgefühl gegen sie wegen der ihm bewiesenen Güte! Ihr holder Mund hatte das Wort der Liebe gesprochen, das Wort der Bevorzugung und Erwählung; und wenn sie nun auch wieder in einer gewissen Zurückhaltung sich gab, so schien durch den edeln Ernst ihrer Miene doch das Bewußtsein hindurch, daß sie ihm gehöre! Ihn erfreute die Scheu, die sie nach dem wechselseitigen Geständniß wieder an den Tag

legte; sie erschien ihm darin verehrungswerther, höher, heiliger; und da er in ihrer Seele die lieblichsten Bekenntnisse las, kannte seine Zärtlichkeit keine Grenzen.

Ein Huldigungseifer, eine Schwärmerei der Liebe durchdrang ihn, wie sie nur die minneglücklichsten Ritter alter Zeiten erfüllt haben mochte. Er war kein Mann des jetzigen Jahrhunderts mehr, dichterische Phantasie hatte ihn in die Region eines Denkens und Empfindens entrückt, welche mit der hellern kühlern Weise der gegenwärtigen Zeit in gradem Widerspruch stand. Seine Leidenschaft riß ihn hin, und er folgte ihr sehnsüchtig, wollend. Die Poesie des Cultus, die Wonne der Demuth war ihm aufgegangen, und die kleinsten Dienste, die er der Geliebten erweisen durfte, waren für ihn eben so viele Beseligungen. Er gab sich den Gefühlen seines Herzens ohne Rückhalt hin, und offenbarte sie ohne Rückhalt. Die Autorität des Lehrers, in der er sich früher unbewußt gegeben hatte, schien ihm jetzt

unmöglich zu ſein. Er vermied Geſpräche, die ſeine geiſtige Ueberlegenheit an's Licht ziehen mußten, und wenn er philoſophirte, ſo war es zum Lob der Frauen. Er ſchilderte, — indem er Züge des Ideals in ſein Gemälde verwebte, — was das echte Weib iſt und wirkt, mit einer Innigkeit und Farbenglut, mit einem Scharfblick für Alles, was an den Holdeſten und Vollendetſten bezaubernd erſcheint, daß vielleicht nie ein beſſerer Anwalt des Geſchlechts aufgetreten iſt. Nun dichtete und ſchrieb er auch Lieder nicht nur für ſich, wie bisher, ſondern für ſie — Lieder, die er an ſie richtete und ihr überreichte. Klänge der Zärtlichkeit, der Verherrlichung, der Anbetung, — die ihm ſelbſt aber nie genügten und ihm nur ein ſchwacher Ausdruck ſeiner Welt von Empfindungen zu ſein dünkten.

Ihm war ſo wohl bei dieſem Dienſt! Neue, reiche, wunderbare Gefühle erſtanden in ihm; entzückende Lichter umglänzten, berauſchende Wohl-

gerüche umströmten ihn! Das reinste Glück des Lebens hatte sich ihm erschlossen, und er wollte an nichts weiter denken, als es zu genießen von Grund aus!

Die Art, wie er sich gegen Helene benahm, wurde von ihr mit freudigem Dank aufgenommen. Was gibt es denn Holderes, als sich verehrt zu sehen wie ein höheres Wesen? Wodurch schmeichelt der Liebende mehr, als durch ein glückseliges Emporschauen in Demuth, welches die Erkorene immer wieder ihre Herrlichkeit, ihre Macht empfinden läßt? — Hugo wurde von seiner Leidenschaft aber zu weit geführt. Er ließ sich in ihr nicht nur gehen, er gehorchte und pflegte sie methodisch, und mußte nun Allen auffallen, die ihn beobachteten. Mit Willen gleichsam war er in jene erste Jugend zurückgetreten, welche die Vorherrschaft des Gefühls und der Phantasie charakterisirt; und die Art seiner Freude, seines Entzückens hatte eine Lebhaftigkeit, einen naiven

Ungeſtüm, der mit ſeinem Alter und ſonſtigen Weſen nicht in Einklang ſtand. Offenbar vergab er ſich damit etwas, und konnte nun wohl bei den Andern ein Lächeln auf ſeine Koſten hervorrufen. Wenn ſich dieſes zunächſt die Gräfin vergönnte, ſo enthielt ſich der Baron doch nicht, ihr zu folgen, und auch Helene gab endlich dem Reiz dazu nach.

Die unbedingte Huldigung und Hingebung hat immer die Folge, daß ſie in dem verehrten Weſen das Gefühl der Machtvollkommenheit ſteigert. Auf das wiederholte freie Darbieten einer Gabe wird ſtillſchweigend ein Anrecht gegründet, ſie fordern zu können, ſo daß man ſie fernerhin nicht mehr als ein Geſchenk, ſondern als ſchuldigen Tribut anſieht. Wie gut nun Helene war und wie freundlich ihr Herz für Hugo ſprach, ſo trat doch unwillkürlich eine Aenderung in ihrem Benehmen hervor. Die Hochachtung, mit der ſie immer zu ihm emporgeſehen hatte, minderte ſich einigermaßen, die Verehrung wich dem Gefühl der Huld

und aus der Schülerin wurde eine Herrin — eine liebevolle und gütige zwar, die aber doch nicht umhin konnte, in ihren Zügen eine schalkhafte Genugthuung zu verrathen, wenn der Liebende sein Glück allzu innig kundgab und die wallende Güte seines Herzens über alle Schranken gebotener Haltung hinwegging.

Seltsam! Hugo war so eingenommen von seiner Leidenschaft, so bezaubert von der Geliebten, daß er ihr verändertes Betragen wohl fühlte, aber seiner Bedeutung sich nicht bewußt wurde. Ihn entzückte vielmehr die anmuthige Art, wie sie gleich einer Göttin der Schönheit mit ihm spielte; und wenn sie bei einem überschwänglichen Ausdruck seiner Zärtlichkeit mit gutmüthig schelmischem Lächeln auf ihn schaute, meinte er sie nie holder gesehen zu haben.

Wochen vergingen in einem Flusse des Lebens, welcher durch Besuche und außergewöhnliche Arbeiten nur vorübergehend unterbrochen wurde.

Der Baron betrachtete Hugo als seinen Schwiegersohn. Er war eine Zeit lang nicht durch Mahnungen behelligt worden, und schmeichelte sich nun auch wieder mit einer Ordnung seiner Vermögensverhältnisse, indem er dabei eben auf Hugo seine Hoffnung setzte. Ihn kam es in Momenten erregter Einbildungskraft nicht hart an, sich zu denken, daß dieser in raschem Lauf zum Gesandten emporgehen und endlich als Minister das Land regieren werde. War das nicht verbürgt, so war es doch möglich, und er konnte sich wohl einstweilen der Aussicht hingeben.

Völlig entgegengesetzt dachte die Gräfin; — sie hatte dem Vetter den letzten Rest ihres Vertrauens entzogen. — Ein Diplomat, der sich in seinen Gefühlen verlor und über seinem Glück die Welt und die Pflichten des Weltmannes gänzlich vergaß! — Einem Zufall dankte er die Gunst des Ministers! Wenn er die verheißene Stellung nun auch erhielt — wie konnte er bei seiner Gesinnung,

seinem träumerischen Wesen darin vorwärts kommen? — Er zeigte sich unfähig und blieb sitzen und schleppte in Dunkelheit ein beengtes, kleines Dasein.

Schwer dünkte sie's, dem Baron oder gar Helene dies gradehin zu sagen. Hugo war ein Freier — leider der einzige, der sich in die Schranken gestellt hatte! Keiner war mehr erschienen — das Auftreten eines Mitbewerbers höchst unwahrscheinlich! — Wäre doch die unselige Verbindung in Paris nicht geschlossen worden! Auch er, das Muster chevalereskter Männlichkeit, hatte sich vom Geist des Jahrhunderts verführen lassen, und griff nach der Million! — Die Zeiten des Adels sind dahin, und es ist Thorheit, emporbringen zu wollen, was dem Untergang verfallen ist!

Trotz ihrer Zweifel und Zurückhaltungsvorsätze mußte die Gräfin bei Gelegenheit doch reden, wie es ihr um's Herz war. Eines Tages, als Helene von einem längern Spaziergang mit Hugo zurückkehrte, fragte sie mit ruhigem Spottlächeln,

das in den vornehmen Zügen fast berechtigt erschien:

„Nun, wie hat Dich der Seladon heut' unterhalten? In welchen Sphären ist man wieder herumgeflogen? — Machen die Schwärmereien des verliebten Philosophen Dir noch immer Vergnügen?"

„Welche Frage!" erwiederte das Mädchen nicht ohne Schalkheit. „Das größte, meine liebe Tante!"

„Ein aparter Geschmack," entgegnete die Gräfin mit einem Verziehen der Lippen. „Mir wäre ein Mann, der vor Zärtlichkeit in Thau sich auflöst, antipathisch; denn alle Uebertreibung ist mir gegen die Natur. Hat er nicht gestern über eine unbedeutende Bemerkung von Dir — nimm mir's nicht übel, chère nièce! — ein Entzücken an den Tag gelegt, als ob ein Engel des Himmels gesprochen hätte?"

„Er ist eben gut!" erwiederte Helene. „Und

er liebt mich, — liebt mich, wie Niemand mehr in der Welt mich lieben wird!"

Die Gräfin zuckte die Achsel.

„Wenn es damit gethan wäre!"

„Das Andere wird kommen," entgegnete das Mädchen lächelnd. „Wie er jetzt ist, bleibt er nicht immer! Wenn er gegenwärtig aus Liebe schwärmt und singt, künftig, wenn es nöthig ist, wird er aus Liebe handeln!"

„Kommt darauf an!"

„Aus Liebe zu mir; — zu mir, liebe Tante!" entgegnete Helene.

„Geb' es Gott!" versetzte die Gräfin. — „Ich wünsch' es Dir, möchte darauf aber keine Häuser bauen. — Bist Du denn schon ganz einig mit ihm? Hast Du Dich förmlich — mit ausdrücklichen Worten gebunden?"

„Das eigentlich noch nicht!"

„Ah," rief die Tante; „das ist gut!"

Helene wurde ernst.

„Was willst Du damit sagen?“ entgegnete sie.

„Man weiß nicht, was kommt, meine liebe Nichte; es ist immer gut, seine Wahl frei zu haben —“

Helene fiel ihr in's Wort.

„Daran denke ich nicht,“ rief sie. — „Hugo ist ein ausgezeichneter Mann, er liebt mich und gehört mir ganz und gar. Ist er zu gut für die Welt, — zu gut überhaupt, so wird sich das ändern. Ich liebe ihn grade mit dieser Güte, die immer mehr an Andere denkt, als an sich, und gern die ganze Welt glücklich machen möchte. Nein! Wenn ich auch nicht ausdrücklich gebunden bin, so fühle ich mich doch gebunden. Hugo vertraut mir, und er soll sich nicht in mir täuschen! Es wäre abscheulich von mir, wenn ich jetzt noch an einen Andern dächte, der möglicherweise kommen könnte. Rede nicht mehr so zu mir, Tante, Du thust mir weh, und Du beleidigst mich!“

Die Wangen des Mädchens waren roth und

ihre Augen feucht geworden. Sie nickte zum Abſchied und verließ die Stube.

„Geh hin!“ rief die Frau ihr nach. „Man hat Beiſpiele, daß man in ſolchen Aufwallungen mehr verſpricht, als man ſpäter halten kann! Indeſſen, wenn Du Dir's in den Kopf geſetzt haſt und Deine Ehre darin ſuchſt, guten Rath zu verſchmähen, ſo habe Dein Schickſal! — Und verkommt meinetwegen Alle miteinander, ihr kindiſch gewordenen Ellerburg's!“ —

Ein paar Tage ſpäter ſuchte ſie den Baron einer häuslichen Frage halber in ſeinem Arbeitszimmer auf, und traf ihn in einer Niedergeſchlagenheit, die er umſonſt hinter freundlichem Weſen zu verbergen ſuchte. Nachdem ſie die gewünſchte Auskunft erhalten hatte, ſagte ſie, ihn betrachtend:

„Was haſt Du? Du biſt verdrießlich!“

„Ich hab' einen fatalen Brief erhalten,“ erwiederte er. — „Verwünſchte Affaire!“

Die Gräfin nickte, als ob sie weiter nichts zu wissen brauchte. Ein anderer Gedanke kam ihr.

„Sag mir doch einmal," begann sie nach einem Moment, „was denkst Du von dem Verhältniß unserer jungen Leute?"

Der Baron sah sie verwundert an. „Ich halte sie für ein Liebespaar, das sich verständigt hat, und erwarte jeden Tag einen förmlichen Antrag."

„Um ihn gutzuheißen?"

„Kann ich anders?"

Die Gräfin sah mit ernstem Bedenken für sich hin.

Jener, indem er sie betrachtete, sagte:

„Bist Du nach jenem schlimmen Brief aus Paris nicht selber der Ansicht gewesen, aus ihnen ein Paar zu machen? Hofftest Du nicht für Hugo eine ehrenvolle Laufbahn?"

„Ich ließ mich auch blenden von dem Succeß, den ein zufällig entstandener Zeitungsartikel gehabt hat. — Jetzt seh' ich klar."

„Und bist gegen die Verbindung?"

„Mein Verstand ist dagegen!"

„Aber was soll dann —"

„Lassen wir das und halten wir uns an das Nächste. — Hugo, mein lieber Freund, hat nicht eine der Eigenschaften, womit man die Welt für sich gewinnt und emporkommt, alle dagegen, um sich mit ihr zu verfeinden und auch zufällig erlangtes Glück wieder zu verlieren!"

„Ach," rief der Baron ärgerlich, „das ist Schwarzseherei! Ganz ungerechtes —"

„Laß mich reden," fiel die Gräfin ein, „ich will's beweisen! — Unserm edeln Vetter geht vor Allem das Haupterforderniß ab: er liebt die Welt nicht, sie interessirt ihn nicht, sie langweilt ihn. Ihre Tendenzen und Formen sind ihm Schnickschnack, und die Ehre, die sie spenden kann, reizt ihn nicht. Wenn er sich in Gesellschaft begibt, sieht man ihm deutlich an, daß er nicht Theilnehmer, sondern nur Beobachter ist. Er hängt

nicht am wirklichen Leben, er hängt an seinen Ideen und Phantasien, und zwar mit einer Leidenschaft, die nur immer wachsen kann. Wenn er der Welt etwas zu Danke macht, so ist's von ungefähr. Eine Pflicht gegen seine Neigung zu erfüllen, ist ihm unmöglich, und er wird immer wieder seine Berufsarbeit liegen lassen, um seinen Passionen zu fröhnen. Das ist ein Hang und eine Denkart für einen Mann mit gesicherten großen Renten: der Arme kommt damit nicht aus der Misère heraus, und wer sich mit ihm verbindet, der verbindet sich mit dem Elend. Glaub' mir, Schwager, ich kenne die Leute dieses Schlags. Sie versprechen Alles und können reden, als wären sie die Klügsten des Jahrhunderts. Aber das ist nur eine Komödie; das Interesse fällt sogleich wieder aus ihrem Kopf und vom Handeln ist keine Rede. Was gegen die Natur ist, das geht nicht. Hugo ist ein Philosoph — ein Mönch; und er thäte besser, auch als Mönch zu leben, seine Heirathsgedanken aufzugeben

und uns Helene zu laſſen. Wir hätten dann wenigſtens noch eine Hoffnung!"

„Aber das iſt ja zum Verzweifeln!" rief der Baron, außer ſich gebracht. „Die Carriere Hugo's auch eine Täuſchung! — Alles verloren — Alles nichts! — und wir ſollen noch eine Hoffnung haben? Was denn für eine? — Geh'! Du biſt unglücklich mit Deinen Hoffnungen, Frau Klugheit — das ſollteſt Du nachgrade ſelbſt einſehen!"

Die Gräfin ſtand ruhig und ihre Miene verrieth nicht die mindeſte Empfindlichkeit.

„Ich weiß nicht," ſagte ſie dann; — „ſeit ich mich überzeugt habe, daß Hugo kein Schwiegerſohn für Dich iſt, meine ich immer, der rechte müßte unerwartet kommen. Wir haben zu viel Unglück gehabt in dieſem Jahr, endlich kann auch das Glück wieder einkehren!"

„Nun," verſetzte der Baron mit dem Sarkasmus des Unglaubens und einem entſchloſſnern Ton, als man ſonſt an ihm gewohnt war, „dann laſſ' es

nur bald kommen, Dein Glück in Gestalt eines Millionärs zum Schwiegersohn! Sonst thu' ich den Kindern ihren Willen und verheirathe sie, was auch die Folgen sein mögen! Sie lieben sich und werden glücklich sein! Ja, das werden sie! Wenn auf die schönen Monate auch die Noth folgt, was thut's? Unser Leben ist ja doch nichts — voller Mühen, Sorgen und Verdruß, wo wir hinsehen! Und sie sind dann doch wenigstens glücklich gewesen!"

„Diese Reden," versetzte die Gräfin nach kurzem Schweigen, „sind das Erzeugniß desperater Aufregung. Laß uns besonnen bleiben und nach Einsicht handeln! Wer weiß —"

„Du mahnst mich recht!" fiel der Baron ein. „Ich will besonnen bleiben — und mich von Dir nicht über Hugo irre führen lassen! Du verkennst ihn ganz, weil er nicht auf Deiner Seite steht, und machst einen completten Thoren aus ihm, was er durchaus nicht ist. Er hat Charakter, Talent,

Beobachtungsgabe, und wenn er's nicht so weit bringt, als mir's lieb wäre, so wird er meiner Tochter doch immer ein anständiges Loos bereiten können!"

Die Gräfin zuckte die Achseln und sah ihn mit einem Blick des Mitleids an.

Der Baron, ihn bemerkend, wurde roth.

„Du bist der Dämon unseres Hauses," rief er gereizt, mit funkelnden Augen! „Du hast uns noch keinen Vortheil gebracht; und Du wirst uns nicht zum Glück führen, wenn wir Dir folgen, sondern zum Ruin!"

„Wenn etwas in der Welt zum Glück führen kann," entgegnete die Gräfin unerschüttert, „so ist's die Vernunft!"

Ein Lachen des Aergers und Spottes war die Antwort.

„Guten Tag, liebe Schwägerin," rief der Erzürnte mit verabschiedendem Nicken, „guten Tag!"

Er setzte sich an den Schreibtisch. Jene, nachdem sie mit einem geringschätzigen Lächeln auf ihn gesehen, verließ das Zimmer.

Einige Zeit nachher trat sein Kammerdiener ein.

„Was gibt's?“ rief der Baron aufsehend.

„Der Bote ist gekommen. Ein Brief an den Herrn Baron.“

Jener nahm ihn, sah die Adresse, und warf ihn mißmuthig auf den Tisch.

„Hat er sonst nichts gebracht?“

„Einen Brief an die Frau Gräfin,“ erwiederte der Diener. „Es muß etwas sehr Gutes darin stehen! Denn wie sie die Adresse gelesen hatten, brachen sie ihn noch unter dem Thorweg auf, wo sie mir ihn abnahmen, und ich habe seit lange das Gesicht der Frau Gräfin nicht so vergnügt gesehen!“

Der Baron erhob sich.

„Was kann das sein?“ fragte er sich. Er machte ein paar Schritte, hielt aber plötzlich inne.

„Ich muß warten," ſagte er ſich. — „Wer weiß, ob es der Mühe werth iſt!"

„Der Herr Baron befehlen nichts?" fragte der Diener.

„Nein," war die Antwort. Jener entfernte ſich, und der alte Herr ging hin und her, wiederholt auf die Thüre blickend. Nach einer Weile ging dieſe auf und die Gräfin erſchien mit ſtrahlendem Geſicht.

„Ich will Gnade für Recht ergehen laſſen," rief ſie, „und Dir eine Nachricht mittheilen, die ich ſoeben von meiner Freundin Dumoulin erhalte!"

Der Baron, ahnend, ſtarrte ſie an.

„Die Verlobung Geierſteins mit Adele iſt zurückgegangen, der Graf wird nächſtens auf ſeine Güter heimkehren — frei, um von nun an im Lande zu bleiben!"

„Und Du hoffſt —?" entgegnete der Baron. — „Ein Exbräutigam iſt verdächtig!"

„Bah," entgegnete die Gräfin. „Seine Güter mögen etwas verſchuldet ſein — aber was ſind

es für Güter? Einige Jahre Oekonomie an der Seite einer geſcheidten Frau — und Geierſtein iſt der reichſte Cavalier im Lande!"

„Wie Du vorwärts gehſt! Wie Deine Phantaſie arbeitet! — Und Du meinſt, daß ich Hugo, den ich ungeſtört hoffen ließ, wenn der Herr Graf ein Auge auf meine Tochter werfen, ohne Weiteres aufopfern — daß ich nach der Neigung meiner Tochter gar nichts fragen werde? Du kennſt mich ſchlecht, wie ich ſehe!"

„Du wirſt warten," entgegnete die Frau, „die Dinge ihren Gang gehen laſſen und endlich thun, was Du nicht laſſen kannſt! — Ich traue Dir viel Gutmüthigkeit zu. Aber daß Du eine ſolche Wahl haben und falſch entſcheiden könnteſt, das glaub' ich nicht! — Es handelt ſich um das Geſchlecht, um den Glanz unſeres Namens, um die ganze Familie! — Mit Hugo gehen wir in die Notüre hinunter, mit Geierſtein zur nächſten Nähe des Throns empor."

„Biſt Du denn aber dieſes Mannes ſo ganz ſicher?“ verſetzte der Baron, über ihre Zuverſicht ordentlich aufgebracht.

„Ich habe meine Verbindungen, kenne den Grafen aus frühern Jahren — und ſeit dieſem Brief iſt mir's, als ob es nicht anders ſein könnte!“ Entſchloſſen ſetzte ſie hinzu: „Wenn er Helene ſieht, iſt er unſer!“

„Aber Helene?“ entgegnete der Baron. „Wenn ſie nun ihn nicht will? — Unter keiner Bedingung werde ich ſie zwingen!“

„Ich hoffe, daß es nicht nöthig ſein wird,“ verſetzte die Gräfin mit Ruhe. „Helene hat Verſtand und mehr Ehrgeiz, als Du glaubſt. Sie wird mit meinen Augen ſehen. Wenn ſie Gräfin Geierſtein iſt, wird ſie die ganze Familie emporbringen, und es beginnt eine neue Epoche des Geſchlechtes von Ellerburg!“

Sechstes Capitel.

Es war vierzehn Tage ſpäter. Die Juniſonne ſchien vom wolkenloſen Himmel, aber ein wehendes Oſtlüftchen bewirkte, daß die Wärme nicht übermäßig wurde. Man fühlte ſich immer noch wohl in ihr und genoß die Herrlichkeit des Lichtes, während die Strahlen nur dazu dienten, die Lebenskraft aufzuregen.

Schloß Ellerburg zeigte an dem ſchönen Tag ein ungewöhnlich ſchmuckes Ausſehen. Mehrere auffällig gewordene Schäden am Bewurf der Gebäude waren getilgt, äußerer wie innerer Hof ſorgfältig gekehrt. Haus- und Wirthſchaftsdiener trugen

ihr beſtes Gewand. Die Gräfin, die mit dem Baron und Helene im großem Hof die Runde machte, nickte zufrieden und ſpendete ein paar Mal gnädiges Lob. Sie ſelber erſchien in gewähltem Anzug, ebenſo Helene, und ſelbſt der Baron, der ſich zu Ellerburg in einer gewiſſen Nachläſſigkeit gefiel, zeigte ſich in einem neuen und feinen Rock.

Der Feſttag, der ſchöne Pfingſtmontag, erklärte dies nicht allein. Man erwartete einen ungewöhnlichen Beſuch: den Grafen Anton von Geierſtein, der ſeit drei Tagen auf dem nächſtgelegenen ſeiner Güter ſich befand.

Die Gräfin hatte ihn ſchriftlich eingeladen und zugleich dafür geſorgt, daß der Gaſt beim erſten Eintritt nur erfreuliche Eindrücke empfange.

Den Schwager hatte ſie in einer neuen ernſtlichen Unterredung dahin gebracht, ihr in dieſer Angelegenheit freies Spiel zu laſſen, indem ſie ihm vorhielt, daß er ja immer noch thun könne, was er wolle, und ein freundnachbarliches Ver-

hältniß zu Geierstein für ihn unter allen Umständen ehrenvoll und nützlich sein werde.

Gegen die Nichte hatte sie sich wohl gehütet, mit ihren eigentlichen Gedanken herauszugehen. Nur gelegentlich erzählte sie, wie sie den Grafen kennen gelernt; wobei sie ihn aber unvermerkt als das Musterbild eines adligen Herrn erscheinen ließ, der sich in Paris während eines zweijährigen Aufenthalts vollendet haben müsse.

Das Mädchen blieb nicht ohne eine gewisse Ahnung dessen, was die Kluge im Sinn trug. Sie verzog bei dem Lob den Mund und erwiederte:

„Da werd' ich also einen wahren Phönix kennen lernen! — Am Ende muß ich mich vor ihm in Acht nehmen?"

Jene entgegnete mit ruhiger Verweisung:

„Wenn Graf Geierstein Dich bemerkt, kannst Du Dir etwas darauf einbilden!"

„Ah," rief Helene. „Welche Ehre steht für mich in Aussicht!"

Die Thurmuhr ſchlug vier, der Graf konnte jeden Moment eintreffen; die Mienen der im Hofe Gruppirten drückten angenehme Erwartung, frohe Spannung aus. Das einzige Geſicht, das eine Ausnahme machte, war das unſeres Hugo. An der Seite ſtehend, ſah dieſer auf die Familie mit einer Reſignation, die nicht ohne Schwermuth war. Er fühlte, daß in dem Erwarteten ein Störer ſeines Glücks, ein Feind in's Haus kommen könnte, und die neue Infrageſtellung ſeines Geſchicks drückte ſeine Seele. Freilich meinte er der Geliebten und dem Vater Unrecht zu thun, wenn er die ſchlimme Möglichkeit gelten ließ; aber obſchon er dagegen kämpfte, blieben ſeine Gedanken doch getrübt, und vergebens trachtete er nach der frühern Heiterkeit ſeines Geiſtes.

Ein Trab ließ ſich hören, eine Bewegung entſtand unter der Dienerſchaft — und nach wenigen Secunden ritt Graf Anton, von ſeinem Reitknecht gefolgt, in den Hof.

Es war allerdings ein vollkommener Cavalier, und ein sehr schöner Mann dazu. Sein Aussehen und die Art seines Benehmens rief unter den Domestiken ein Murmeln der Bewunderung hervor. Der Baron und die Gräfin gingen ihm entgegen, mit freudiger Höflichkeit ihn willkommen heißend; er dankte und grüßte mit einer Anmuth, einer achtungsvollen Artigkeit, die des angenehmsten Eindrucks nicht verfehlen konnte.

Der Graf war dreiunddreißig Jahre alt, größer und schlanker als Hugo — gewachsen wie Apollo. Das Gesicht mit der Adlernase, die aber mäßig gebogen war, verrieth unternehmenden Sinn, und drückte jetzt frohes Selbstgefühl aus. Die männliche Röthe mochte zum Theil Wirkung des Rittes an dem warmen Tage sein, kam seinen Zügen aber zu statten, indem sie einige Falten überglänzte, welche sich zwischen Mund und Wangen bemerklich machten. An der Art, wie er sich gab, hätten kaum französische Augen etwas vermissen und den

Deutschen herausfinden können; der Familie, die ihn in den Gartensalon geleitete, imponirte er unwiderstehlich, und auch Hugo konnte ihm seinen Beifall nicht versagen.

Die Unterhaltung wurde großentheils von dem Gast und der Gräfin geführt, indem diese durch wiederholte Fragen ihn bewog, eingehend von Paris und Frankreich zu erzählen. Er schilderte Männer und Frauen mit dankbarem Wohlwollen, aber nicht ohne das Gemälde durch ironische Streiflichter für deutsche Betrachtung ergötzlicher zu machen. Die Französinnen ließ er in allen Vorzügen der natürlichen Lebhaftigkeit und Grazie erscheinen, machte aber einen Vergleich zwischen einer französischen und deutschen Jungfrau, der sehr zum Vortheil der letztern ausfiel, indem der Kenner sie durch die „Poesie der Schönheit" über alle Gaben der erstern siegen ließ. Sein Auge gleitete dabei über Helene hin; diese erröthete und ein leichter Schauer erfaßte sie.

Die Gräfin zeigte die tiefste Genugthuung. Sie sah, daß der Nachbar Helene nicht bloß bemerkt hatte, sondern von ihrer Anmuth und Schönheit geblendet war.

Hugo, obwohl auch er in der französischen Hauptstadt gewesen, kam doch nur wenig zu Worte. Einmal warf er zwischen die Erzählung Geierstein's eine modificirende Bemerkung; dieser ging aber darüber hinweg, und die Familie glaubte ihre Aufmerksamkeit dem Gaste nicht entziehen zu dürfen. Ein zweiter späterer Versuch hatte denselben Erfolg und so schwieg unser Freund, indem er still beobachtete.

Ein gewisser Unmuth stieg in ihm auf. Die Gastfreundschaft gebot zwar, vor Allem den Besuch zu ehren und ihn zum Mittelpunkt der Höflichkeit zu machen. Aber daß man sich ihm ausschließlich widmete und Wort und Blick nur für ihn zu haben schien, das hieß offenbar des Guten zu viel thun.

Gestehen mußte er sich, daß Geierstein sich den

Aufenthalt in der Weltstadt viel mehr zu Nutze gemacht hatte als er selber. Er, indem er das Leben prüfend betrachtete und sich an das Wesentliche hielt, war dort nur immer deutscher geworden. Der Graf hatte seine deutsche Art formiren lassen und ohne sie zu verlieren, eine graciöse Leichtigkeit und eine Herrschaft über sich selbst erlangt, die einen unmittelbar wohlthuenden Eindruck machten. Kam dazu nun ein bestimmtes Interesse, wie gegenwärtig, — eine Begierde zu erfreuen und zu gefallen, so war ihm allerdings kaum zu widerstehen.

Unser Philosoph konnte sich nicht enthalten, ihn im Stillen zu bewundern. Nach verschiedenen interessanten Mittheilungen verließ er seinen Gegenstand, zog den Baron und Helene in's Gespräch, machte sie reden und lenkte die Unterhaltung so, daß nicht nur die Tochter, sondern auch der Vater sich darin auszeichnete. Helene sprach über den Winter in der Residenz, und zwar merklich anders

als zu Hugo, indem die größte Pracht und Eleganz ihren höchsten Beifall zu haben schien und ihre satirischen Bemerkungen sich mehr gegen Ungeschick und pedantisches Wesen als gegen Unwahrheit und Gefallsucht richteten. Der Baron machte seine Autorität in Sachen der Jagd und Pferdezucht geltend. Obwohl Beides verschollene Passionen von ihm waren und seine Kennerschaft nie über allen Zweifel erhaben sein mochte, so hörte der Graf doch zu wie Einer, der sich reiferer Einsicht beugt und für ihre Belehrungen dankbar sein muß. Besonders schmeichelhaft wirkte die Art, wie er das Schloß, die Lage desselben und die schöne Gegend pries. Hugo hatte das auch gar oft gethan: aber sein Beifall galt immer nur der Sache selbst, wogegen der Graf Alles mit einer Miene hervorhob, als ob es eine Schöpfung des Besitzers und diesem eigentlich als Verdienst anzurechnen wäre! Er bezog Alles auf die Familie Ellerburg, als die Schutzmacht der Gegend, und der jetzige Repräsentant

konnte nicht umhin, mit behaglichem Stolze zuzuhören.

Hugo sah wohl, daß der Gast die Absicht hatte, durch die warmcolorirte Artigkeit Vergnügen zu machen und zu gewinnen; aber er mußte auch einen natürlichen Trieb dazu in ihm erkennen und eine Freude am Effect, ohne die es ihm nicht gelingen konnte, seinen Zweck zu erreichen.

Nach einem gemeinsamen Spaziergang durch die Besitzung und einem kleinen Mahl verabschiedete sich der Graf. Er hatte die Familie zum Besuch auf sein Gut eingeladen und eine Zusage für die nächsten Tage erhalten. Als ihm sein Rappe vorgeführt war, trat er nochmal zu den Damen, gab erst der Gräfin, dann Helene die Hand und sagte zu dieser „Auf Wiedersehen!“ mit einer Freundlichkeit in Ton und Blick, daß sie, davon betroffen, nur dieselben Worte zu wiederholen vermochte. Er bestieg sein Roß und sprengte hinweg.

Die Familie kehrte in den Gartensalon zurück.

Nach einem Schweigen, wobei Jedes seinen Gedanken hingegeben war, begann die Gräfin das Lob des Nachbars und pries das Glück, einen solchen Herrn in der Nähe zu wissen. Der Baron stimmte zu, indem er es interessant fand, einmal in einem Mann alle Vorzüge beisammen zu sehen! Helene sah auf Hugo, der stumm dasaß. Dann sagte sie:

„Hat Dir der Graf nicht auch gefallen, Hugo?"

Diese Frage, mit einem etwas befangenen Lächeln und einem Tone gesprochen, der offenbar begütigen sollte, machten einen irritirenden Eindruck auf den Freund. Er antwortete gleichwohl:

„O ja. Seine Manieren sind scharmant."

„Aber er scheint mir auch gut zu sein," erwiederte das Mädchen.

Hugo zögerte mit der Antwort.

„Nun?" rief Jene.

„Wenn ich ehrlich sein soll: Zutrauen hat er

mir nicht eingeflößt. Und um es grad herauszusagen, ich trau' ihm nicht."

Die Gräfin ließ einen Blick des Spottes über ihn gleiten. Sie empfand großes Verlangen, sein Urtheil für das zu erklären, was es nach ihrer innigsten Ueberzeugung war; aber sie beherrschte sich und ihre Miene offenbarte das Bewußtsein, Gnade für Recht geübt zu haben.

Was sie verschwieg, bewog ein neckischer Trieb das Mädchen, auszusprechen. Mit aller wiedergewonnenen Heiterkeit sagte sie:

„Weißt Du was, Hugo? Wenn ich Dich nicht besser kennte, würd' ich sagen, Du wärst eifersüchtig auf ihn!"

„Du hättest Unrecht!" erwiederte Hugo, nicht ohne eine Anwandlung von Empfindlichkeit.

„Darum sag' ich's auch nicht," versetzte Jene. „Du bist Philosoph, siehst auf die Welt aus höhern Sphären herab, und gönnst Andern, die in ihnen

nicht zu Hauſe ſind, die kleinen Triumphe und das Glück, das ſie bei uns Weltkindern machen!"

Die Gräfin warf einen beifälligen Blick auf die Nichte, und auch der Baron konnte ſich ein gewiſſes Schmunzeln nicht verſagen. Hugo, ſich zuſammennehmend, verſetzte:

„Das Letzte unter allen Umſtänden, meine liebe Couſine! Die Weltkinder ſind auch gar nicht ſo ſchlimm, wie ſie ſich machen. Sie wechſeln mit ihrer Aufmerkſamkeit, und wer ſie heute vermißt, dem kann ſie morgen wieder zufallen. — Dem Ideal der Gerechtigkeit, Jedem das Seine zu geben, kommen ſie eigentlich am nächſten!"

Helene, die Entgegnung würdigend, ſchwieg. Dann ging ſie auf ihn zu, gab ihm die Hand und ſagte:

„Laſſen wir den Scherz und bleiben wir gute Freunde!"

Hugo ſchüttelte die Hand und ſeine Miene zeigte, daß ſein Herz von der Verſtimmung frei geworden.

Der Tag war gleichwohl verhängnißvoll. — Ein seltsames Leben entspann sich von ihm ab in Ellerburg. Ohne nach außen auffällig zu erscheinen, war es innerlich dramatisch bewegt und reich, und hatte von dieser Seite eine Geschichte, die aber in ihrem Verlauf nur angedeutet werden kann.

Die Familie machte ihren Gegenbesuch bei dem Grafen. Hugo hatte eine Zusammenkunft mit Wildau verabredet und freute sich, die Einladung, die der Baron an ihn richtete, ablehnen zu können. Ueber die Ablehnung selber freute sich aber ihrerseits die Tante. Sie hatte den Grafen beobachtet, und erwartete auf seinem Gute nicht nur eine traulichere Annäherung an die Nichte, sondern ein Geständniß zunächst gegen sie, die natürliche Vermittlerin.

Die Annäherung erfolgte nicht in dem gewünschten Maße, da Helene sich ein förmliches Betragen vorgenommen zu haben schien und meist nachdenklich und ernst war. Die zweite Hoffnung traf dagegen über Erwarten ein.

Der Graf hatte eine Großtante bei sich, eine verwittwete Staatsräthin, die seinem Hauswesen vorstand. Während diese den Baron und Helene im Garten zu den Blumenbeeten führte, blieb er mit der Gräfin absichtlich zurück. Er brachte das Gespräch auf Helene, rühmte sie mit Feuer und pries den Mann glücklich, dem es gelänge, sie als Gattin heimzuführen. —

„Wird es Herr Hugo sein?“ fragte er.

Die Frau schüttelte fast unwillig den Kopf.

„Sie gelten für verlobt!“ setzte Jener hinzu.

„Ein leeres Gerücht. Der Schöngeist ist verliebt, Helene hat seine Verehrung geduldet, sich aber in keiner Weise gebunden.“

Der Graf schwieg. Dann sagte er:

„Lichtenfels ist arm; aber der Baron Ellerburg hat eine schöne Besitzung und nur die eine Tochter!“

Jene, innerlich froh, den Bewerber in so gutem Glauben zu wissen, entgegnete mit scharfem Ton:

„Das ist kein Grund, sie an einen Vetter

wegzuwerfen, der so gut wie nichts dagegen zu bieten hat!"

Eine neue Pause folgte. Endlich fragte der Graf ohne Weiteres:

„Sie glauben also, daß ich Chancen hätte, wenn ich mich in die Schranken stellte?"

Die Gräfin, hocherfreut über das endlich gesprochene Wort, schaute ihn verbindlich an und sagte:

„Alle, mein lieber Graf!"

„Ich gestehe," fuhr Jener fort, „daß mich dieses herrliche Mädchen bezaubert hat. Sie blüht wie eine Blume, und hat einen Duft der Unschuld, der um so entzückender ist, je seltener wir ihn im Leben antreffen. Ich habe ein ganz wunderbares Gefühl, und möchte fast sagen: es ist meine erste Liebe!"

Die Gräfin lächelte.

„Wir sind zufrieden, bester Graf, wenn es Ihre letzte ist!"

Jener sah sie heiter an.

„Sie sind sehr freundlich," entgegnete er. „Aber das Gefühl," setzte er ernster hinzu, „ist mir ganz neu, und ich habe keinen andern Gedanken, als sie zu gewinnen. — Zu welchem Verhalten rathen Sie mir?"

Die Frau besann sich.

„Gehen Sie vorsichtig zu Werke," sagte sie. „Wenn das Kind auch noch frei ist, so hängt sie doch an dem Cousin, der zugleich ihr Verehrer und Lehrer ist, mit den Banden der Gewohnheit und einer gewissen Dankbarkeit. Man muß ihr Zeit geben, sich loszulösen. — Besuchen Sie uns als Freund und Nachbar, so oft es Ihnen möglich wird; — eröffnen Sie mit Lichtenfels einen Wettstreit! Das muß für Sie Reiz haben — und der Sieg ist Ihnen gewiß!"

„Sie haben Recht," erwiederte der Graf. „Wir wollen kämpfen. Je schwerer der Sieg, je größer die Freude!"

„Und die Ehre!" fügte die Gräfin hinzu. —

Die Zurückkunft der Andern machte dem Gespräch ein Ende, in welchem Beide sich genug gesagt, wenn auch manches absichtlich verschwiegen hatten.

Auf die Einladung, die der Baron zum Abschied gegen ihn wiederholte, kam der Graf einmal zu Wagen mit der Staatsräthin; dann, fast jeden andern Tag, allein zu Pferde. Der Kampf mit Hugo begann und setzte die Herzen bald in große Bewegung.

Die wirksamern Vortheile waren auf Seiten des Grafen. Wer die Welt kennt, der weiß, daß äußerer Glanz auf die meisten Menschen einen unwiderstehlichen Zauber übt. Die Macht, die in Rang und Reichthum liegt, begreift man; sie scheint unfehlbar, und man huldigt ihr unwillkürlich. Einem Manne, der mit Weltehren geschmückt ist, die äußere Achtung versagen, wäre lächerlich. Mit der äußern erhält er aber meist auch die innere,

und was er thut, ist das Rechte, weil es ihm ansteht und zusteht.

Wenn mit so Einem der bloß Geistbegabte sich messen soll, hat er einen schlimmen Stand. Wer Achtung anspricht, weil er die Macht hat, findet Verehrung; wer Achtung anspricht, weil er ein Mann von Ehre sei, fordert den Spott heraus. Es ist so leicht, an die unsichtbaren Güter nicht zu glauben, und so schwer, sie zu demonstriren! Sinnenfälliger Besitz dagegen erweist sich selbst; und ihn in Abrede stellen, hieße eine Albernheit begehen, deren kein Verständiger sich schuldig machen wird.

Wie bedeutungslos Hugo neben dem Grafen der Frau von Rabeneck erschien, sagt man sich selbst. Sie begann seine Ansprüche auf den Besitz ihrer Nichte als eine Prätension zu empfinden, die nachgrade beleidigend wurde. Schwer kam es sie an, ihre Geringschätzung zurückzuhalten; aber trotz der Gründe, welche ihr dies geboten, brach das Gefühl

doch hier und da sehr merkbar durch, zumal für Hugo selber, dessen Menschenkenntniß in jenen Tagen eine schmerzliche Bereicherung erfuhr.

Der Baron, von den Vorzügen des Cavaliers geblendet, stand bereits auf der Seite Geierstein's; aber er erlitt Rückfälle, so daß er schwankte. Wenn er sich ein höheres Glück für Helene, als die Gemahlin des Grafen zu werden, nicht denken konnte, so hatte er doch auch wieder Augenblicke, wo ihm der Charakter Hugo's verlässiger erschien, und er stellte sich vor, wie er in prunkloſern Verhältnissen sein Kind doch ebenfalls glücklich machen könnte. Freilich durfte Jener nur wieder erscheinen, um die Wagschale zu seinen Gunsten sinken zu machen. Aber wenn der alte Herr sich immer wieder für ihn entschied, so empfand er mit dem Vetter nur um so ehrlicheres Mitleid. Er sagte sich, daß er ihm Unrecht thue, und suchte ihn zu entschädigen, zu begütigen, indem er ihn rücksichtsvoller behandelte als bisher und namentlich seiner Stimme, wenn er

mit ihm sprach, einen Klang wahrhaft väterlicher Herzlichkeit gab. Die Absicht, die Hugo darin wahrnahm, konnte natürlich auch keine angenehme Wirkung auf ihn hervorbringen.

Helene, den Eindrücken ihres Herzens nachgebend, war an einen Scheideweg geführt. Auf der einen Seite mit Macht von Hugo gehalten, fühlte sie sich auf der andern gleichwohl von dem Grafen angezogen. Ihre Hochachtung vor dem Geist des Lehrers hatte sich nicht verringert, und eine Stimme in ihrem Innern sagte: Du mußt ihm Treue halten! Aber in andern Momenten glaubte sie noch keineswegs so verpflichtet zu sein, daß sie die Lage der Dinge gar nicht mehr hätte in's Auge fassen und urtheilen dürfen! Sie sagte sich dann wohl: es geziemt mir, zuzusehen und mein Loos mit Bewußtsein zu ergreifen; für Hugo ist es nur um so ehrenvoller, wenn er die Prüfung besteht und ich mit sehenden Augen den Grafen ausschlage, um ihm meine Hand zu reichen!

Sprechen wir es aus: auf das Weib übt die äußerlich männliche Erscheinung immer eine ganz besondere Wirkung. Wer Herr ist, wem gehorcht wird, der erscheint ihr schon darum in imponirender Würde. Ihrer Natur nach sucht sie Schutz — und bei wem kann sie diesen mehr finden, als bei dem Gebietenden? Wen sie nun mit den Eigenschaften ausgestattet sieht, die in der Welt zum Siege führen, der erscheint ihr unwillkürlich als der männlichere Mann, und sie freut sich an dem Beweis derselben auch bei gewöhnlichen Anlässen. Die ritterlichen Fertigkeiten ergötzen ihre Phantasie, und sie kann dem, der sich darin auszeichnet, ihre stille Bewunderung nicht versagen. Trotz aller Emancipationsgelüste hat die heutige Frau noch immer das Gefühl, womit die ehemalige den Gemahl freudig ihren „Herrn" nannte. Und wenn derjenige, zu dem sie unmittelbar emporsieht, vor ihr sich demüthigt, ihr auf jede Weise zu gefallen sucht und sein Geschick aus ihren Händen

empfangen will, — ist es möglich, ungerührt zu bleiben?

Wie sehr Helene befähigt war, den Geist nicht nur zu schätzen, sondern mit dem denkenden Mann selber in seine Regionen emporzugehen, haben wir gesehen. Aber sie hatte auch Phantasie — die Phantasie des Weibes. Sie hatte den Hang ihres Geschlechts: gegen den geistig Ueberlegenen sich humoristisch aufzulehnen, ihn zu necken und im Kampfe den Gegner zu verstärken; und sie gab diesem Hange nach. Wie weit es Liebe, wie weit es ernstliche Parteinahme und vorübergehender Abfall war — wer ermißt es?

Die Gespräche, die man im Schloß Ellerburg führte, und in welchen die Gegner mehr oder weniger bewußt sich maßen, fielen meist zu Gunsten des Grafen aus. Geistreich, witzig, weltgewandt, behandelte der Cavalier die Gegenstände spielend und ergötzte damit, während Hugo, bei seinem Hang, in die Tiefe zu gehen und bei einem Thema

zu verweilen, die lebhaften Seelen ermüdete. Im Wortſtreit hatte Jener den Vortheil der Schlagfertigkeit und gewiſſer Hilfsmittel ſcherzhafter Wortverdrehung, zu denen Hugo aus Ehrlichkeit nie ſeine Zuflucht nahm. Gegen die tiefern Gründe des Philoſophen ſtellte der Weltmann die nächſtliegenden, aber eben darum einleuchtendern auf, und wenn es ihm auch daran fehlte, dann half er ſich mit einer ſpottenden Bemerkung über den ganzen Streit und brachte Hugo dadurch viel beſſer zum Schweigen, als durch die unwiderſtehlichſte Logik. Denn eigentlich iſt in der Unterhaltung der Ernſt doch hors-d'œuvre, der Scherz am Platz. Wer die Geiſter, ſtatt ſie in die Sache einzuführen, ergötzlich darüber zu erhalten weiß, der verſteht es, und er behält Recht.

Geierſtein hatte die Welt vor Augen wie ſie iſt, Hugo machte ſich immer ein Bild, wie ſie ſein ſollte; und wenn Jener in Bezug auf höhere Beſtrebungen der Epoche ſich ſkeptiſch verhielt, ſo

ſprach der Philoſoph manchmal einen guten Glauben aus, der auch beſonnenen Idealiſten noch gewagt erſchienen wäre, um wie viel mehr den Weltkindern, die ihn hörten! Wenn er nun hier, im Eifer des Streites, mehr verſprach, als er ſpäter wohl ſelber gut heißen mochte, dann ſpielte um den Mund des Grafen ein ſpöttiſches Lächeln, deſſen Ueberlegenheit anſteckend wirkte, ſo daß auch Helene einen faſt mitleidigen Blick auf den Guten richtete, der den Menſchen viel zu viel Gutes zutraute! —

Mit einem beſondern Glanz umgab ſich der Graf durch die Art, wie er von ſeinen Bekanntſchaften redete und über vornehme, berühmte Perſonen urtheilte. Die Leichtigkeit und Sicherheit, die er dabei an den Tag legte, die Ungezwungenheit, womit er ſich als einen in den höchſten Zirkeln Heimiſchen gab und durch ſeine Mittheilungen bewies, zeigten ihn in ſeiner ganzen Superiorität. Hugo hatte dagegen ſo wenig zu bieten! Seine Bemerkungen nahmen ſich gradezu unſcheinbar

neben den Schilderungen des Grafen aus, worin gekrönte Häupter, Prinzen und Prinzessinnen, Herzöge, Marquis ꝛc. ꝛc. mit Celebritäten aller Art das brillanteste Ensemble bildeten. — Auch hatte er gut beobachtet, der deutsche Edelmann! Er hatte die schwächern Seiten an unsern liebenswürdigen Nachbarn jenseits des Rheins fein aufgefaßt und wußte sie sehr unterhaltend in Scene zu setzen. Die dortige Gesellschaft führte gleichsam ein Schauspiel vor den Deutschen auf, welches nicht nur an sich amüsirte, sondern zugleich dem Nationalgefühl schmeichelte.

Einmal kam der Graf auf ein Duell zwischen zwei Berühmtheiten zu sprechen, deren einer er als Zeuge gedient, und erwähnte dabei, daß er ein paar Tage später selbst einen Zweikampf bestanden hätte. Helene äußerte lebhaftes Verlangen, das Nähere zu erfahren, und Jener befriedigte sie. Der Grund war sehr ehrenvoll: der Graf trat für eine Dame ein, die ein vornehmer Geck zu

verläumden ſich herausgenommen hatte. Der Verlauf des Kampfes wirkte aber um ſo anziehender und ſpannender, als der Bericht rein ſachlich gehalten und das Duell gefährlich war. Der Gegner beſaß Erfahrung und große Geſchicklichkeit, und Geierſtein ſah dem Tod in's Auge, bevor es ihm gelang, jenen kampfunfähig zu machen und ſelber dem Tod nahezubringen. Das Mädchen, das mit dem größten Antheil gehorcht hatte, athmete bei dieſem Schluß auf und konnte nicht umhin, mit Augen auf den Grafen zu ſehen, die Bewunderung ausdrückten.

Ein neckiſcher Dämon trieb ſie nach einer Pauſe an, Hugo zu fragen, ob er ſich auch ſchon duellirt habe!

Die Miene, womit ſie es that, und die Abſicht, die, wenn auch unbewußt, der Apoſtrophe zu Grunde lag, konnte auf Hugo nicht anders als verſtimmend wirken. Er unterdrückte aber ſein Gefühl und erwiederte: „Eigentlich nicht. Denn ein paar

Duelle auf der Universität, wobei man höchstens einen Schnitt in's Gesicht erhalten konnte, will ich nicht in Anschlag bringen."

„Und später auf Deinen Reisen, bist Du nie in den Fall gekommen, Dich schlagen zu müssen?"

„Niemals," erwiederte Hugo, indem er unwillkürlich eine gewisse Geringschätzung gegen solche Interessen an den Tag legte. „Ich habe keine Händel gesucht, — und zufällig sind auch keine Händelsucher an mich gekommen."

„Im Grunde," sagte der Graf lächelnd, „ist das natürlich. Wenn man nicht in gewisse Kreise kommt und nicht den Ehrgeiz hat, darin eine Rolle zu spielen, läßt sich der Zweikampf gar wohl vermeiden. Einem Philosophen, wie Herrn von Lichtenfels, ist auch nicht zuzumuthen, den Anlaß, den man ihm nicht gibt, zu nehmen! Es ist schon aller Ehren werth, daß er das Duell nicht überhaupt verdammt!"

„Das Duell," versetzte Hugo mit dem Stolz

geiſtiger Ueberlegenheit, „hat ſeine zwei Seiten; und wenn es nach der einen verrückt erſcheinen kann, ſo iſt es auf der andern doch nicht zu umgehen und unter allen Umſtänden beſſer als etwas Schlechteres, das den Menſchen auch ſehr nahe liegt. Aus dieſem Grunde kann es auch der Philoſoph nicht überhaupt verdammen. Was aber mich perſönlich betrifft," ſetzte er mit einem vollen Blick auf den Grafen hinzu, „ſo handl' ich nach meinem Gefallen, wie jeder Andere auch, und würde mir ein Vergnügen daraus machen, was ich bis jetzt verſäumt habe, gelegentlich nachzuholen!"

„Bon sang ne peut mentir," erwiederte der Graf. „Und ſchon Hamlet hat bewieſen, daß man zugleich ein tiefſinniger Kopf und tapfer ſein kann."

Der Baron, der Hugo's Mund verachtend gerümpft ſah, legte ſich in's Mittel. „Bei einem Lichtenfels," bemerkte er, „verſteht ſich das Letzte von ſelbſt. Mein Vetter wird Keinem die Ehre laſſen, mehr Muth zu haben, als er!"

Der Graf, die Absicht des alten Herrn erkennend, versetzte mit Selbstüberwindung: „Nichts Anderes ist meine Meinung; und Baron Lichtenfels wird, ich darf es hoffen, nichts Anderes aus meinen Worten herausgehört haben."

Helene, die bei seinen ironischen Reden in Sorge gerathen war, sah nach dieser begütigenden mit Beifall auf den Grafen. Er erwiederte mit einem Blick, der ihr sagte: „Es geschah um Deinetwillen!" — und ging somit auch aus diesem kleinen Wortgefecht als Sieger hervor. —

Man könnte fragen: wie hielt es der offenbar Zurückgesetzte in dieser Lage überhaupt aus? Wie konnte er im Hause des Barons weilen, das an Gastlichkeit gegen ihn so viel verloren hatte? Wie konnte er zögern, eine Entscheidung herbeizuführen, die entweder den Grafen oder ihn selber vom Wahlplatze trieb?

Die Antwort darauf ist nicht so schwer, als sie scheint.

Hugo liebte, er liebte mit einer Innigkeit, die ihn auch in Schmerzen beſeligte, und darum glaubte und hoffte er. Sein großmüthiges Herz verzieh der Geliebten die kleinen Unbilden, wie tief er ſie im erſten Moment auch empfinden mochte, indem er ſie aus einer Laune erklärte, die ſie angewandelt und der ſie nachgegeben habe. Iſt's nicht alte Sitte der Liebe, daß ſie gerne neckt? Und kann die ſcherzende immer das rechte Maß halten?

Wenn der Liebende nun trotz Allem vertraute, ſo wurde er darin auch beſtärkt durch die Art, wie Helene, wenn ſie ihm unrecht gethan zu haben glaubte, ihn wieder zu entſchädigen ſuchte. In dem bereuenden, gerührten Herzen trat dann alle Freundlichkeit wieder hervor und gab der Stimme eine Weichheit und den Augen einen Schmelz, daß Hugo, von ihr bezaubert, ſich vielmehr wieder in ihrer Schuld fühlte! —

Was die Entſcheidung betrifft, die Hugo bewirken konnte, ſo hatte er in ſeinem Innern einen Zeit-

punkt festgesetzt, der noch nicht erschienen war; und die Gefahr, die ihm von dem Grafen drohte, änderte seinen Entschluß nicht, im Gegentheil, er wollte kämpfen mit ihm und sehen, ob echte Männlichkeit über die blendenden Eigenschaften des Weltlings nicht dennoch den Sieg davontragen würde! Die Geliebte sollte die Probe bestehen, die nicht durch ihn veranlaßt war, die er aber jetzt alle Ursache hatte, vor sich gehen zu lassen. Um wie viel tiefer mußte ihr Besitz ihn erfreuen, wenn er sie im Kampfe mit einem gefährlichen Nebenbuhler errang! Welch ein Schein der Treue mußte ihr Haupt umfließen, wenn sie einer Versuchung widerstand, die wahrlich groß war, da seinem Gegner mit Wünschen und Mahnungen nicht nur die Tante, sondern, wie er leider fürchten mußte, auch der Vater zur Seite stand!

Seltsam! Wenn Helene sich in Gesellschaft befand, nahm sie fast immer gegen ihn Partei; wenn sie mit ihm allein war, gehörte ihre Seele

ihm. Unter Menſchen benahm ſie ſich als Weltkind; im Geſpräch mit ihm wurde ſie wieder ſeine Schülerin und ſtimmte mit ruhiger Herzlichkeit bei, wenn er, wozu Leben und Literatur immer wieder Gelegenheit boten, gegen die äußern und flüchtigen Güter die bleibenden hervorhob und ſie als ſolche darlegte.

Die mit ihm allein war, das war die rechte Helene! In Geſellſchaft der Weltmenſchen nahm der Geiſt der Welt ihre Seele ein und veränderte ihre Denkart. Aber dieſen Geiſt lernte ſie mit ihm beſiegen, um dann auch in Geſellſchaft nur die Eine, wahre Helene zu ſein! —

Eines Tages, als man wieder beiſammen ſaß, lenkte eine Zeitungsnachricht das Geſpräch auf Politik, und der Graf wurde veranlaßt, über die franzöſiſchen Zuſtände in dieſer Beziehung ſeine Gedanken auszuſprechen.

Er ſchilderte das Julikönigthum nach ſeiner Art, indem er unter gewiſſen Bedingungen dafür

Partei nahm. Aus seinen früheren Reden ging hervor, daß er am liebsten unter Ludwig dem Vierzehnten gelebt hätte. Da er aber den Verstand hatte, zu sehen, daß jene Zeiten nicht wiederkehren und auch die Wünsche der heutigen Legitimisten sich nicht mehr erfüllen würden, so lobte er den Bürgerkönig, der mit den Bestrebungen der Epoche sich verständigte, um von der guten alten Zeit doch so viel als möglich zu retten. Darin erblickte er seine Mission.

„Louis Philipp," sagte er mit der Sicherheit eines nicht erst seit gestern Ueberzeugten, „hat etwas Bürgerliches in seinem Wesen, das durch seine Schicksale ausgebildet wurde; aber er ist ein Bourbon wie nur einer. Herr will er sein und die Geschicke Frankreichs lenken, und ist nur klug genug, sich der Mittel zu bedienen, die jetzt reussiren. Seine Manieren, die ihn dem Bourgeois empfehlen, sind nicht bloß geheuchelt; es liegt so was in seiner Natur; aber ich bin überzeugt, er lacht im

Stillen über die Maske, die er damit von Haus aus zur Verfügung hat. Hinter solch einer biedern Außenseite ist die Schlauheit am besten aufgehoben und kann am sichersten operiren. Und er operirt und hält sich und setzt seinen Willen durch. Meine legitimistischen Freunde verstehen das nicht. Da die Majestät ihren ehemaligen Zauber verloren hat und die Menschen ihr nicht mehr aus religiösem Instinkt gehorchen, so muß der Verstand den Schaden ersetzen. Das Wollen und Wünschen thut's nicht, man muß es auch können! Was helfen alle Prätensionen, wenn man davongejagt wird! Jedes Jahrhundert hat seinen Köder und sein Netz, womit man die Menge fängt und die zum Dienen Bestimmten zum Dienen bringt, damit die zum Herrschen Geborenen herrschen können. Daß das wieder erreicht wird, das ist die Hauptsache. Laßt ihn also nur machen, unsern Bürgerkönig! Er hält seine Franzosen am Zügel, und so lange er lebt, werden sie nicht mit ihm durch-

gehen. Und er wird, hoff' ich, so lange leben, bis er einen Nachfolger erzogen hat, der sein Werk fortsetzt, und es womöglich noch besser macht. Kann er uns nicht Alles wiederschaffen, so hält er doch die Canaille nieder, die uns nehmen möchte, was wir noch haben, und zeigt durch sein Beispiel, wie man in dem Zeitgeist, der uns die Wunden schlägt, auch die Mittel findet, sie zu heilen!"

Nach dieser ernsthaft abgegebenen Erklärung trat eine Stille ein, in der die Zuhörer das Gesagte zu überlegen schienen. Hugo, mit einem Blick auf den Grafen, entgegnete:

„Sie sehen also in Louis Philipp eine Art von Jesuiten des Königthums; — nicht einen Fürsten, der das Maß politischer Freiheit, welches er für heilsam hält, der Nation ehrlich erhalten will, sondern einen Herrscher, der es nur duldet, um hinter ihm seine egoistischen Zwecke zu verfolgen?"

„Sie drücken sich hart aus, mein lieber Baron,"

versetzte der Graf. „Seine Zwecke sind die vernünftigsten, die ich kenne, und seine Mittel wirksam. Er bändigt das wilde Thier, welches man das Volk nennt, — und das ist von jeher die Aufgabe der Regierungskunst gewesen!"

Hugo schüttelte den Kopf. „Ich denke besser von der Kunst zu regieren," erwiederte er, „und stelle ihr ein anderes Ziel."

„Und das wäre?"

„Das Volk zur Freiheit zu erziehen, und es immer freier, immer selbständiger werden zu lassen!"

Der Graf sah ihn an. „Damit es den Stiel umdrehe und den Herrn zum Knecht mache?"

„Das wird es nicht!" versetzte Hugo mit Nachdruck.

„Wenn es die Macht dazu hat?" wandte Jener ein. „Es wäre sehr thöricht, wenn es diese nicht benutzte. Zum Ueberfluß lehrt die Geschichte daß es das immer gethan hat."

„Nicht so ganz, Herr Graf, entgegnete der,

Philosoph. „Und wenn auch, so wäre damit nicht bewiesen, daß es jetzt und künftig so handeln würde!“

Der Graf lächelte. „Sie denken zu gut von den Menschen, Baron Lichtenfels,“ sagte er dann. „Es ist dies ein Fehler, in welchen grade die besten Menschen verfallen; aber wie edel seine Quelle sein mag, die Folgen sind um nichts weniger verderblich. Ludwig der Sechzehnte war auch gut und dachte gut von dem Volk; wie hat er geendet?“

„Napoleon,“ fiel die Tante hier ein, „hat den Pöbel besser gekannt und richtiger behandelt; und er hielt ihn im Joch!“

„So lange es ging,“ versetzte Hugo. — „Der Ausgang, den er genommen hat, ist nicht eben viel besser, als der seines Vorgängers.

„Der Unterschied ist groß,“ versetzte der Graf. „Indessen zugegeben: dem Soldatenkaiser fehlte etwas — er war zu herrisch und nicht klug genug. Darin hat der Napoleon des Friedens etwas vor

ihm voraus. Er fährt nicht ſo grob drein, ſchont die Eitelkeit der Bürgerlichen und meint es doch viel beſſer mit uns. Er hält die Menſchen für ſchwach und ſelbſtſüchtig, bringt dieſe Eigenſchaften bei ſeiner Rechnung in Anſchlag, und rechnet richtig."

„Wenn Louis Philipp ſo iſt, wie Sie ihn ſchildern," erwiederte Hugo, „dann wird der auf einer Lüge errichtete Thron eines ſchönen Morgens auch einſtürzen, und er ſelber das Weite ſuchen müſſen, wie ſein Vorgänger!"

„Wenn er ſo ſchwach wird," verſetzte Jener, „von ſeinem Princip abzugehen und bei dem Volke auf Dank und Treue zu rechnen — einverſtanden! Aber er wird kein Narr ſein. Er weiß auch, wann Hiebe an der Zeit ſind — und der Pariſer Pöbel kennt ihn!"

Hugo ſchwieg. Der Graf, der ihn einwandlos glaubte, fuhr fort: „Die ſogenannte Güte, mein lieber Baron, iſt bei einem Fürſten eine der

schädlichsten Eigenschaften. Der Gute ist vor Allem blind und wird schon darum fehlgreifen, weil er durch deplacirtes Vertrauen sich selber täuscht. Aber das ist noch nicht das Schlimmste; — er findet nicht nur, wo er auf gute angetragen hat, die Menschen schlecht — er macht sie schlecht. Haben Sie noch nie bemerkt," fuhr er mit einem hinterhältischen Lächeln fort, „daß die Gutmüthigkeit Geringschätzung erweckt und zur Anmaßung reizt? Sobald Sie nachgeben, rückt der Gegner vor, und wer an Terrain verliert, der verliert an Achtung. Wer macht sich respectirt? Wer Furcht einflößt. Die Liebenswürdigkeit macht beliebt auf Kosten des Respects; — über sie verfügt Jedermann. Gegen einen Herrn, der nur beliebt sein will, kommt aller Uebermuth, alle Anmaßung der Menschen heraus; und wenn er sich mokirt, wird er beseitigt."

„Von Rechtswegen," setzte die Gräfin hinzu, „denn er hat's nicht anders haben wollen! —

Der Stolz, zur Herrschaft geboren zu sein, und der Wille, die Unterthanen niederzuhalten und unten in Ordnung zu erhalten, die machen den Fürsten!"

„Und den Adel, der mit ihm zu herrschen berufen ist," setzte Geierstein hinzu. — „Indessen komme ich wieder auf meinen Satz zurück. Die Zeit verlangt, daß Kraft und Muth sich mit Klugheit verbinden. Der Wille sei derselbe; aber er bediene sich feinerer Mittel. Diese Concession sei dem Kinde, das man Volk nennt, gemacht, — weil es denn doch ein großes geworden ist!"

Hugo sah den Mann an, dessen Züge frivoles Behagen ausdrückten. „Und der Besitz der Gewalt," fragte er ihn, — „die Herrlichkeit über ein unterdrücktes Volk, wenn Fürst und Adel sie errungen hätten, würden sie bei ihnen keine Hoffahrt, keinen Uebermuth, keine Anmaßung erzeugen?"

Der Graf lachte. „Das will ich nicht in Abrede stellen," erwiederte er. „Aber nur so viel

als uns zukommt und das Volk am Ende selber verlangt! Wer oben steht, dem geziemt der Stolz und den ziert der Uebermuth. Hat man die Ellenbogen frei, so kann man sich wohl auch gereizt fühlen, einen tollen Streich zu machen — warum nicht? Aber das bringt grade Leben in die Welt, und ergötzt die Menge selber. Streichen Sie aus der Geschichte die genialen Excesse der höhern Stände, so haben Sie die Poesie herausgenommen. — Die Poesie, welche grade den niedern Ständen die beliebteste Erquickung bietet."

„Und dieser Segensquell der Poesie," entgegnete Hugo, „soll ausschließlich in den höhern Regionen springen? In den untern soll er verstopft sein?"

„Nichts weniger als das," replicirte der Graf. „Auch drunten mögen sie den Uebermuth cultiviren; nur gegen uns sollen sie ihn nicht richten! Untereinander und gegen diejenigen, die Jeder noch unter sich sehen darf, mögen sie sich herausnehmen, was

ſie können; an dieſem Schauſpiel wollen auch wir uns ergötzen."

Hugo ſchwieg, nicht ohne den neuen Socialpolitiker ſeinerſeits mit heiterm Auge anzuſehen. „Das iſt Alles recht ſchön," ſagte er dann; „aber ich fürchte nur Eines!"

„Nun?"

„Daß Sie die Rechnung ohne den Wirth machen."

Der Graf ſah ihn an. Jener fuhr fort: „Wenn das ſogenannte Volk nun die Austheilung nicht gut findet und nicht mitthun mag?"

„Es muß!" verſetzte Geierſtein. „Die Fürſten ſind mächtig und wiſſen, um was es ſich handelt. Und der Adel iſt noch nicht überall entartet. — Die Fahnenflüchtigen ſind Ausnahmen. Wenn der Bürgerkönig uns die Franzoſen im Zaume hält —"

„Daran," fiel Hugo ein, „hält alſo das ganze Gebäude! — Wenn ihm aber die Franzoſen hinter die Schliche kommen? Wenn ſie ihm in die Karten

ſehen, mit welchen Sie, Graf Geierſtein, ihn ſpielen laſſen? — Leben wir nicht in einer Zeit der Oeffentlichkeit? Kann heutzutage etwas auf die Länge geheim bleiben? Und das Blendwerk hat es überhaupt an ſich, die Geiſter allerdings eine Weile zu berücken, dann aber, in ſeiner Hohlheit erkannt, Ekel und Verachtung einzuflößen und in Nichts zu vergehen!"

„Sie vergeſſen die Erfindung, mein beſter Freund," erwiederte Jener. „Wenn der alte Köder nicht mehr zieht, muß der kluge Kopf neuen zu legen wiſſen. Vor Allem aber, wie ſich von ſelber verſteht, muß er gerüſtet ſein zum Kampfe!"

„Alles das," entgegnete Hugo nach einem Moment, „kann aber fehlen. Der Spieler ſelbſt kann entlarvt werden, und ſein Verfahren ſo allgemeine Indignation hervorrufen, daß vor ihren Sturmwogen auch die geſichertſte Macht erbeben und hinſinken wird."

Der Graf zuckte die Achſel. „Sie haben das

Volk erſt zu gut gemacht," verſetzte er, — „nun machen Sie's zu geſcheidt und zu mächtig! Wenn's einig werden könnte, ja, dann möcht' es furchtbar werden! Aber der verworrene Haufe, wenn er in blinder Wuth gegen die Burg der Macht anſtürmt, wird nur um ſo gewiſſer von ihr zurückgeſchleudert werden, und er wird froh ſein, wieder ſeinem Tagewerke nachgehen zu können."

„Was Sie das Volk nennen," entgegnete Hugo, deſſen Augen den Entſchluß verkündeten, dem Streite durch einen ernſtlichen Angriff ein Ende zu machen, „iſt gut und geſcheidt und einig."

„Ah," rief der Graf erheitert, — „da gratulir' ich!"

Hugo, ohne ſich irren zu laſſen, fuhr fort: „Wo iſt heutzutage die Cultur? Wo iſt die Wiſſenſchaft und die Kunſt und das praktiſche Geſchick? Bei dem gebildeten Mittelſtand, den Sie zum Volke rechnen. Wer hat die Preſſe in der Hand? Wer iſt der Träger — in erſter Linie

Producent und Consument der Literatur? Ebenderselbe. Der gebildete Mittelstand ist die Seele des Volkes und mit ihm ist das Volk gescheidt und gut und mit ihm wird es einig werden."

„Enfin," entgegnete der Graf, „dann haben wir in ihm unsern Herrn."

„Der gebildete Mittelstand," versetzte Hugo, „will nicht Herr sein, er will nur den Antheil an der Herrschaft haben, der ihm zukommt. Was er für das Volk verlangt, ist gerecht und billig: die Fürsten müssen es gewähren!"

„Dann ist Alles verloren," rief Geierstein.

„Dann wird das Oberste zu unterst gekehrt," setzte die Gräfin hinzu, „und der Pöbel triumphirt."

Auch der Baron, sein Schweigen brechend, sagte zu Hugo kopfschüttelnd: „Ich fürchte, ich fürchte —"

„Nichts zu ist fürchten, mein lieber Baron," entgegnete dieser. „Guter Wille und offenes Spiel,

das ist jetzt nicht nur das Edelste, sondern auch das Klügste. Die bloße Güte sei verderblich — ich bin der Letzte, es zu leugnen. Aber die Güte, mit Festigkeit und Vorsicht gepaart, ist heilvoll, und gegenwärtig das allein Rettende. Ist die Presse zu unterdrücken? Nein. Wird vor ihren Luchsaugen auf die Dauer etwas verborgen bleiben können? Nein. Seien wir also lieber gleich offen, da doch Alles an's Licht gezogen wird! Und damit wir es mit Ehren sein können — seien wir ehrlich!"

„Lassen wir sie," fügte der Graf spöttisch hinzu, „in die geheimsten Falten unseres Herzens blicken, während sie hinter pathetischen Tugendphrasen ihre Gedanken verbergen! — Machen wir uns grün, damit uns die Ziegen fressen!"

Der Philosoph, nachdem er unwillig die Achsel gezuckt, fuhr fort: „Sie bleiben dabei, nur auf Gewalt zu bauen — ich vertraue der Stärke, die Gerechtigkeit und Billigkeit übt und das Ziel der Ausgleichung erstrebt. Sie sehen im Volke nur

Selbstsucht und Herrschsucht — ich seh' in ihm ein Maß von Verstand und gutem Willen, womit man sich vertragen kann. Aber zugegeben, daß das Entgegenkommen eine Gefahr in sich schließt — ist es nicht männlich, der Gefahr die Stirn zu bieten? Ist es nicht ritterlich, zu wagen und zu kämpfen? Und was verdient mehr, daß man dafür wagt und streitet, als der edelste Zweck des Jahrhunderts? Unsere Vorfahren haben das Schwert gezogen für die Religion und die Civilisation! Nicht Standesvortheile zu wahren, sind die Ritterorden gestiftet worden; und so lange sie ihrem idealen Ziel treu nachrangen, waren sie eine Zierde der Christenheit! Haben wir gegenwärtig etwa ein geringeres Ziel? Nein, ein größeres. Ernst machen sollen wir endlich mit der Religion — die Grundsätze der Gerechtigkeit und der Menschenliebe in's wirkliche Leben verpflanzen und mit ihnen Staat und Gesellschaft organisiren, um der Welt die Harmonie, den Frieden, das Glück zu bringen.

Iſt es unmöglich, Jedem das Seine zu geben und damit Jeden zu befriedigen und ihn zum freudigen, dankbaren Gliede des Ganzen zu machen? Der Selbſtſucht, ja, dem Unverſtand, ja; nicht aber dem edlen Willen, der mit Einſicht unabläſſig nach Verſtändigung und Ausgleichung trachtet. Die Selbſtſucht ruft Selbſtſucht hervor, und gegen den Haß entbrennt der Haß; aber Vertrauen erweckt Vertrauen und am Edelmuth entzündet ſich der Edelmuth. Der Ausdauer in der Güte kann zuletzt nichts widerſtehen. Wer für das Ideal unſerer Epoche kämpft, der kämpft den ritterlichſten, den heiligſten Kampf, und die erhabenſte Poeſie wird ſeinen Geiſt umfließen. Stirbt er in dieſem Kampf, ſo iſt's der ſchönſte Tod; ſiegt er, ſo iſt's der ſchönſte Triumph. Der Sieg aber iſt nicht nur möglich, ſondern auf die Dauer unausbleiblich. Die Harmonie der Gerechtigkeit gegen Alle iſt das Ziel, auf welches die Menſchheit Gott gewieſen hat und zu welchem er ſie führen wird, was auch

Egoismus und Bosheit in den Weg legen mögen. Das Wort, das bei der Geburt des Heilands erscholl: Friede auf Erden — endlich wird die Menschheit es verwirklicht schauen!"

Nachdem Hugo dies mit Begeisterung gesprochen, suchten seine Augen unwillkürlich die der Geliebten — und der freudige, gerührte Blick der erhobenen Seele antwortete, dankte ihm. Auch der Baron war ernst geworden, und seine Mienen drückten den Beifall aus, den man einer „schönen Rede" zollen zu müssen glaubt. Der Graf und Frau von Rabeneck wechselten Blicke des Spottes; aber diese waren nicht ganz frei, sondern durch eine gewisse Verlegenheit beeinträchtigt, und der Graf mußte sich erst ein wenig sammeln, bevor er entgegnen konnte.

„Sie haben," sagte er so leicht als möglich, „in der Rede, wozu ihr enthusiastischer Geist Sie hinriß, ein Gebiet betreten, in das ich Ihnen nicht mehr folgen kann. Sie sind Prophet geworden

und verkündigen Dinge, die da kommen ſollen. Nun da beſcheid' ich mich! Ihre Worte ſind für die kommenden Geſchlechter, und dieſe mögen urtheilen, was daran Wahres geweſen."

„Sage man," bemerkte die Tante mit ſtechender Ironie, „daß es nichts Neues unter der Sonne gibt! Diplomat und Prophet in einer Perſon: das iſt noch nicht dageweſen!"

„Ei," rief Helene mit einem Blick auf ſie, — „um ſo ſchlimmer dann! Gehört es nicht eben zum Beruf des Diplomaten, Prophet zu ſein?"

„Ich ſollt's meinen," verſetzte Hugo.

„Prophet und Prophet iſt zweierlei," entgegnete die Frau mit der Schärfe des Aergers. — „Die Prophetenſchaft, von der hier die Rede iſt, gäbe wahrlich eine neue Diplomatie!"

„Die Diplomatie der Zukunft!" bemerkte der Graf mit heiterer Miene.

„Die leicht ehrenhafter ſein könnte als die bisherige," verſetzte Hugo. „Und nützlicher obendrein!"

„Wenn wir in Utopien lebten!“ entgegnete die Gräfin. „Leider befinden wir uns aber auf der Erde, wo die Menschen sind, wie die Natur sie geschaffen hat, nicht wie der Poet sie träumt! — So lange die Welt steht, sind Prophezeiungen, wie diese da, Prophezeiungen geblieben!“

„Nicht so ganz,“ erwiederte Helene. „Etwas davon ist doch immer auch eingetroffen!“

„Sehr viel ist eingetroffen,“ fuhr Hugo fort, — „im Lauf der Zeiten. Wenn wir die Geschichte betrachten —“

„Mein lieber Baron,“ fiel der Graf nun ein, „meinen Sie nicht, daß wir heute genug theoretisirt haben und uns einen Cursus durch die Geschichte ersparen könnten? — Leben wir,“ fuhr er mit einem Blick auf die Damen fort, „in der Gegenwart — huldigen wir der Freude, der Schönheit! Alles Uebrige ist ja doch nichts! Das Leben ist Zank und Streit, Plage und Langeweile. Nur die Schönheit entzückt uns und gibt uns das

himmliſche Gefühl des Vollkommenen. Ihr zu dienen, ihre Huld zu erlangen, ſei und bleibe der höchſte Zweck unſeres Daſeins! — Darin, mein lieber Baron, werden wir hoffentlich einig ſein?"

„Ich fürchte," entgegnete Hugo, „darin werden wir eben am weiteſten auseinandergehen!"

Der Graf warf einen höhniſchen Blick auf den Ehrlichen, gab aber ſeinem Gefühl alsbald den Ausdruck des Bedauerns und ſagte: „Dann muß ich darauf verzichten, jemals Ihre Freundſchaft zu gewinnen. — Es thut mir Leid, Baron Lichtenfels; von Herzen! —"

Eine Viertelſtunde ſpäter, als der Graf ſich empfohlen hatte, trat Helene zu Hugo und ſagte: „Du haſt mir heute recht aus der Seele geſprochen! Sei herzlich bedankt dafür! Ich kann nicht leiden, wenn immer Einer die Andern für ſchlecht hält und nun glaubt, gegen ſie beſtändig auf der Lauer ſein zu müſſen. Wer von Andern nur das Schlimmſte denkt, der gehört gewiß ſelber nicht zu

den Besten. Soll einmal," fuhr sie mit einem Lächeln fort, „geirrt sein, dann ist's doch unvergleichlich besser, durch zu viel Vertrauen zu irren!"

„Um so mehr," versetzte Hugo mit einem Blick heitern Verständnisses, „als übertriebenes Vertrauen ein Fehler ist, der sich mit der Zeit von selber verliert!"

„Das kommt freilich drauf an," entgegnete das Mädchen. „Manche haben einen so unerschöpflichen Reichthum an Glauben, daß sie den schönen Fehler immer auf's Neue wieder begehen. — Und wenn ich's ehrlich sagen soll, mein lieber Hugo: ob Du als Diplomat Dein Glück machen wirst, das ist doch noch sehr die Frage!"

„Der Mensch," erwiederte der Liebende nach einem Moment, „ist complicirter, als Du glaubst, und kann oft auch das Gegentheil von dem, was er allein zu können scheint. Wer den Zweck liebt, der lernt auch das Mittel lieben; und wenn jemals," fügte er mit einem zärtlichen Blick auf die Geliebte

hinzu, „ein Zweck das Mittel geheiligt hat, so ist's gewiß der meine!“

„Ach, Hugo,“ rief das Mädchen, indem sie ihm gerührt die Hand drückte, „Du bist gut! Du bist und bleibst der Beste der Menschen, die ich kenne!“

Siebentes Capitel.

Bei dem nächsten Beſuche des Grafen zeigte Helene gegen ihn eine ſichtliche Zurückhaltung und nahm ſogar eine Artigkeit, die er an ſie richtete und die allerdings etwas übertrieben klang, mit einem ablehnenden Verziehen des Mundes auf. Jener ſah ſie an, wurde roth, und da ſie ganz ruhig blieb, warf er einen Blick auf ſie, der allen Unmuth eines verletzten Herzens verrieth. Mit dem Ausdruck einer ſtolzen Reſignation unterhielt er ſich den Abend nur mit dem Baron und der Gräfin. Helene konnte zuletzt nicht umhin, wieder ſeinen Blick zu ſuchen, und rief ihm beim Abſchied

einen Gruß zu, der nach Ton und Wortlaut begütigen, versöhnen sollte.

Am selben Abend noch hatte die Gräfin eine Unterredung mit dem Baron. Als sie sich von einander trennten, konnte man aus der zufriedenen Miene des Weibes abnehmen, daß sie bei dem Schwager etwas durchgesetzt habe.

Vier Tage vergingen, ohne daß der Graf seinen Besuch wiederholte. Auch am fünften erschien er nicht. Statt seiner traf Karl von Ellerburg ein.

Er begrüßte die Familie mit einem Ernst, der etwas Feierliches hatte, und Hugo nahm an, daß er gekommen sei, um eine letzte Auseinandersetzung mit dem Vater zu haben. Während des Abendessens unterhielt man sich über Neuigkeiten aus der Residenz und gewöhnliche häusliche Gegenstände. Dann folgte Karl der Tante auf ihr Zimmer, wo er bis in die Nacht mit ihr allein blieb.

Am andern Morgen suchte der Bruder die Schwester in ihrem Gemache auf. Er grüßte mit

einem Tone, der nicht ohne Befangenheit war, und wollte mit einigen ſcherzhaften Bemerkungen über ſeine Stimmung hinwegkommen. Aber es gelang ihm nicht. Mit plötzlichem Anlauf ſagte er daher:

„Meine liebe Helene, ich bin nicht zufällig in Ellerburg. — Ich hab' mit Dir zu reden!“

Das Mädchen ſah ihn an. „Was haſt Du?“ rief ſie. „Du biſt ſo eigen diesmal! — Was gibt es?“

„Deine Miene,“ entgegnete Karl, „zeigt mir, daß du ahnſt, um was es ſich handelt!“ — Und entſchloſſen fuhr er fort: „Der Graf Geierſtein hat der Tante ſeine Abſicht geſtanden, um Deine Hand anzuhalten. Aber er wagt es nicht. Du benimmſt Dich gegen ihn, daß er verſchmäht zu werden fürchtet!“

Helene erröthete und konnte die Bewegung ihres Herzens nicht bemeiſtern. — Sie erwiederte:

„Meine Hand iſt nicht mehr frei. Hugo hat

mir seine Liebe erklärt, er hofft auf mich, ich schätze und liebe ihn, und hab' es ihm gestanden!"

„Diese Verbindung ist unmöglich!" rief der Bruder mit Heftigkeit. Auf ihre erstaunt fragende Miene setzte er mäßiger hinzu: „Sie wäre Dein und Hugo's Unglück!"

Helene, nachdem sie ihn betrachtet, entgegnete: „Also auch Du führst diese Sprache? — Auch Du, Bruder Karl? — Das hätt' ich nicht von Dir erwartet!"

„Ich kenne die Welt," versetzte Karl wie Einer, der sich in einen Gedanken hineineifern will, „und ebenso Vetter Hugo. Er wird nie in die Lage kommen, einem Mädchen von Deiner Erziehung eine Existenz bieten zu können, wie Du sie fordern mußt!"

„Wenn ich nun aber darauf verzichte?" entgegnete Helene. „Wenn ich mit einem stillen, bescheidenen Glück vorlieb nehme?"

„Es würde Dich reuen!" versetzte der Bruder.

„Doppelt und dreifach, weil Du Dir immer ſagen müßteſt, daß Du ein glänzendes Daſein haben konnteſt und es leichtſinnig hingabſt!“

Helene ſchüttelte den Kopf.

„Und dann,“ fuhr Jener fort, „handelt ſich's nicht um Dich allein — es handelt ſich um die ganze Familie.“

„Ach ſo!“ rief Helene.

„Der Graf bringt uns Alle empor!“

„Und bewirkt vielleicht auch,“ fuhr Jene fort, „daß der Rittmeiſter von Ellerburg Amalie von Wildau heirathen kann?“

Karl wurde roth. Dann, mit halbem Lächeln, erwiederte er: „Es wäre nicht die ſchlechteſte Folge einer Verbindung, wofür ſonſt alle Gründe ſprechen!“

„Du alſo,“ fuhr das Mädchen fort, „willſt Deinen Kopf durchſetzen und dem Ruf der Ehre und der Liebe folgen! Du willſt glücklich ſein! Ich aber ſoll gegen mein Herz handeln und mich opfern!“

Der Bruder verzog die Lippe. „Gräfin Geierstein zu werden, scheint mir das größte Opfer nicht zu sein!“

„Und warum hat der Herr Rittmeister nicht der Gemahl der reichen Lilly werden wollen?“

„Das ist etwas ganz Anderes, meine liebe Schwester! Ich habe mich mit Amalie feierlich verlobt — Du, wie mir die Tante sagt, bist noch nicht gebunden. Dann ist Lilly kein Mädchen, um die man eine Amalie aufgibt, Geierstein aber ein Mann, der für einen Hugo entschädigt!“

„Das ist Deine Ansicht!“ versetzte Helene mit Ernst. — „Genug, ihr wollt Recht haben, ich soll mich unterwerfen — und Hugo soll unglücklich werden!“

„Das wird er nicht,“ entgegnete Karl. „Sage was Du willst, er wird es nicht. Eine kurze Zeit, und er wird getröstet sein. Ich habe mir Alles — Charaktere und Verhältnisse — reiflich überlegt. Hugo ist ein Idealist, wie je einer

gelebt hat. Die ſind aber grade dann am glücklichſten, wenn ſie nicht erlangen, was ſie wünſchen, und den Beſitz, ohne den wir Andern nicht exiſtiren können, ſich nur vorträumen. Wenn ſie nicht verlangen und ſchmachten können, dann entbehren ſie ihr eigentliches Lebenselement. Erfüllung ihrer Wünſche iſt für ſie das Verderblichſte: ſie ſehnen ſich im Beſitz nach Sehnſucht — und machen unglücklich, was ſie beſitzen!“

„Geh, geh,“ rief Helene, „das hat Dir die Tante vorgepredigt!“

„Die Erfahrung,“ erwiederte Karl, „hat mich's gelehrt und die Vernunft. Ich ſpreche im höchſten Ernſt zu Dir — und, wie ich hinzuſetzen muß, im Einverſtändniß mit dem Vater! Es handelt ſich um Sein und Nichtſein unſeres Hauſes. Prüfe Dich, liebe Schweſter, und erwäge die Lage der Dinge! Die Familie verlangt ein Opfer, welches für Dich keines iſt! — Keine Widerrede! Du liebſt Hugo nicht — liebſt ihn nicht mit jener

unwiderſtehlichen Leidenſchaft, wie man liebt, was man nicht laſſen kann!“

„Ich verehre und bewundere ihn, und lieb' ihn freilich nicht ſo, wie Du meinſt, — ich lieb' ihn beſſer! — Hugo iſt das treueſte, wahrſte Herz! Er hat den Geiſt und das Gemüth eines Engels! Wenn man ſich einen Scherz gegen ihn erlaubt hat, ſchämt man ſich nachher und ſieht mit um ſo größerer Hochachtung zu ihm hinauf. — Aber der Graf — ! —“ Sie hielt inne.

„Der Graf,“ erwiederte der Bruder, „iſt ein Cavalier, — ein Mann von Ehre. Er hat in Paris eine der reichſten Partien ausgeſchlagen, weil er (vielleicht in übertriebenem Verdacht!) für ſeine Ehre fürchten zu müſſen glaubte. -- Kurz,“ fuhr er mit einem faſt trotzigen Tone fort, „Geierſtein iſt ein Mann. Im Wirbel des Lebens hat er ſich umgetrieben und ſehnt ſich jetzt nach einer ſchönen, ruhigen Häuslichkeit, — nach einer Häus-

lichkeit mit Dir, die er leidenſchaftlich liebt und mit der er glücklich ſein wird!"

Helene mit einem ſpöttiſchen Lächeln verſetzte: „Wie lange?"

„Das iſt Deine Sache!" erwiederte der Bruder. — „Auf Dich allein wird's ankommen!"

Jene entgegnete: „Du hältſt mich für ſehr kindiſch, daß Du mir ſolche Dinge vorſagſt, als ob ich ſie nur hören müßte, um ſie zu glauben! — Ich ſoll alſo den edlen und reinen Mann aufgeben, um den zu nehmen, der Gott weiß wie viele ſchon ſo leidenſchaftlich geliebt hat, wie er jetzt mich lieben ſoll! Ich ſoll den Treuen aufgeben, um das Weib eines Mannes zu werden, den nur eine Thörin glauben kann für immer zu feſſeln! Und um eines ungewiſſen Looſes willen ſoll ich einen Treubruch begehen! — Beſchönige es, wie Du willſt, es iſt nichts Anderes! Wenn wir Treue hoffen laſſen und beweiſen ſie nicht, dann brechen wir die Treue! Und das verlangt

mein Bruder? — Der Edelmann, den ich für so edel gehalten habe?“

Karls Geſicht verdunkelte ſich; er ſah beſchämt — unwillig auf die Schweſter. Aber er faßte ſich wieder und entgegnete nicht ohne Würde:

„Helene, ich will Dir's geſtehen: ich fühle ſehr gut, was wir von Dir verlangen, und hab' es mir ſchon ſelber geſagt. Man kann aber in dieſer Welt nicht anders, wenn man wählen muß, — und wir müſſen wählen. Entweder die einzige Möglichkeit der Rettung verſäumen — oder ein kleines Unrecht begehen! Ein kleines! — Denn um ein großes handelt ſich's hier nicht. Sich aber davor zu ſcheuen, wenn es um das Wohl einer Familie geht, das iſt nicht Tugend, ſondern Schwäche, um nicht zu ſagen Verbrechen! Wer ganz rein bleiben will, der kann gar nicht leben! — er kann keinen Schritt vorwärts thun, denn immer, wenn er eine Hoffnung erfüllt, wird er eine andere täuſchen. Wir müſſen die Augen auf-

machen und uns für das entſcheiden, was uns die Vernunft, was die dringendſte Pflicht gebietet; und darüber kann gegenwärtig kein Zweifel ſein. An Deine Vernunft, Schweſter Helene, appellir' ich. Sei nicht ſcrupulöſer im Punkte der Ehre, als wir es ſind. Wir ſtehen für Dich ein — wir übernehmen die Verantwortung. Folge uns, und eine dankbare, glückliche Familie wird Dir zum Altar folgen!"

Helene ſtand mit erröthetem Angeſicht; dann erhob ſie ihr Haupt und ſagte: „Mein Bruder, Du haſt nun ohne Zweifel Alles geſagt; aber mich nicht überzeugt. Ich will aufrichtig gegen Dich ſein. Ich bin nicht unempfindlich geweſen gegen die glänzenden Eigenſchaften des Grafen. Er iſt wirklich der Mann, ein Mädchenherz einzunehmen, ich leugn' es nicht. Aber ich trau ihm nicht — ich fürchte mich vor ihm! — Dagegen hat Hugo mein ganzes Vertrauen. Ich darf nur an ihn denken, um eine Sicherheit zu fühlen, als ob alle

guten Geiſter mir ihren Schutz zugeſagt hätten! Ich ſehe das Glück und die Ehre auf ſeiner Seite, und halt' es für das kleinere Unrecht, Eure Wünſche unerfüllt zu laſſen. Die Hoffnung, die Hugo uns gewährt, verſpricht mehr als der Beſitz, den der Graf uns anbietet — ich entſcheide mich für die Hoffnung!"

„Das," entgegnete Karl mit Unwillen, „thut in Dir nicht die Pflicht und nicht die Liebe, ſondern der Eigenſinn des enfant gâté! Ihr wollt es? Nun geſchieht's erſt recht nicht! — Es iſt gradezu kindiſch!"

Mit glühendem Geſicht wendete er ſich von ihr weg und ging im Zimmer auf und ab. Dann, plötzlich, ſtellte er ſich vor ſie hin und rief:

„Wie hab' ich's nun mit Dir? Soll ich mit dieſer Antwort zum Vater gehen?"

„Geh, ja," rief Helene. „Ich bleibe bei meinem Wort!"

Karl ſah ſie an, mit ſcharfen, prüfenden Blicken.

Seine Miene hellte sich auf und er sagte: „Es wird nicht Dein letztes sein! — Du liebst den Philosophen nicht — Du achtest ihn bloß! Der Graf ärgert Dich, aber er hat Dich gefangen! — Spare die Einwendung! — Adieu!“

Er verließ die Stube. —

Hugo, der angenommen, daß Karl mit den Seinen zu reden habe, blieb aus Discretion den Vormittag auf seinem Zimmer und arbeitete. Als er zum Essen gerufen wurde, sah er die Gesichter verdrossen und gespannt, und bedauerte den Freund, der nach seiner Ansicht wieder eine stürmische, nutzlose Scene gehabt. Die Unterhaltung bei Tische war höchst einsilbig und blieb ganz auf der Oberfläche. Als man aufgestanden war, benutzte Hugo einen Moment des Alleinseins mit Helene, um seine Vermuthung gegen sie auszusprechen und sie zu fragen, ob für den Bruder nichts geschehen könne.

„Karl und mein Vater,“ entgegnete Helene

mit einem wehmüthig bittern Zug um den Mund, „ſind im beſten Einverſtändniß. — Es handelt ſich um ganz was Anderes!“ Hugo ſchaute ſie betroffen an. Als er aber das Nähere erfragen wollte, kam die Gräfin, ſagte ihr, daß ſie mit ihr zu reden habe, und nahm ſie mit ſich fort.

Hugo trat zu Karl und zum Baron. Während des kurzen Geſprächs, das er mit ihnen führte, nahm er eine Befangenheit, einen durchſcheinenden Verdruß und eine gezwungene, aufgetragene Höflichkeit wahr, daß er eine deutliche Ahnung der wirklichen Sachlage erhielt.

Sich völlige Gewißheit zu verſchaffen, war nicht ſchwer. Noch im Laufe des Tages konnte er aus den Mienen, die er darum anſah, abnehmen, daß er überflüſſig, überläſtig ſei. Der Baron offenbarte ſein Gefühl mit Bedauern, ja mit Beſchämung; in dem Rittmeiſter kämpfte mit neuem Unmuth die alte Freundſchaft, die den Ausdruck milderte; die Gräfin dagegen that ſich gar keinen

Zwang mehr an. Sie sprach nicht in Worten aus, was sie gern hätte sagen mögen; aber ihre Haltung und ihr Blick machten ihre Gesinnung so anschaulich, daß Hugo den Widerwillen mit Händen greifen konnte.

Er war in peinlicher Verlegenheit. Auch Helene, wie es ihm schien, vermied mit ihm allein zu sein. Ihre Miene war traurig — er sah sie einmal in tiefes Nachdenken verloren, und ein Argwohn flüsterte ihm zu, daß auch sie von ihm abgefallen sein könnte. Was sollte er thun? Bleiben, um Beleidigungen zu erfahren? Gehen, um das Feld dem Gegner zu überlassen? — gehen, um die Geliebte zu verlassen, wenn sie den Ihrigen dennoch Stand halten wollte, und sie seines Beistandes zu berauben?

Er hätte freilich jetzt auch entschlossen vor den Vater treten und förmlich um die Tochter anhalten können. Aber noch war die Hoffnung, die ihm der Minister gegeben hatte, nicht Gewißheit! Und

ohne sie, in der jetzigen Stimmung der Familie, an diese einen solchen Antrag richten, mußte das nicht Alles verderben? —

„Nun," sagte er endlich zu sich selbst, „wenn es denn sein muß, so will ich bleiben trotz alledem und den Dämonen, die gegen mich aufgestanden sind, die Stirn bieten. Ich habe alle diese Menschen gegen mich gut, freundlich und liebenswürdig gesehen; nun will ich sie auch widerwärtig und ungastlich sehen und dem Schauspiel, das sich ungerufen vor mir aufführt, bis zu Ende folgen, indem ich thue, was die Pflicht mich heißt. Die Dinge stehen so, daß eine Entscheidung kommen muß. Es gibt ein gewisses Maß von Mißgeschick, von dem aus man wieder hoffen kann, weil Alles ein Ende haben muß; — und bei Gott, ein solches Maß ist mir hier zu Theil geworden!"

Zwei Tage vergingen. Der Graf zeigte sich noch immer nicht, und man hörte, er sei unpäßlich. Am dritten ritt Karl zu ihm auf Besuch. Hugo,

der sich denken konnte, was Beide mit einander verhandelten, war in Verzweiflung. Er ging in der größten Aufregung umher, gemartert, keinen Rath zu wissen, der freilich in seiner Lage theuer war. Mit der Geliebten zu reden, wagte er nicht. Durfte er ihr sagen, was sie besser wußte als er? Durfte er sie zum Ausharren ermahnen wollen? Das war kränkend, wenn sie zur Treue entschlossen war, und unnütz, wenn ihr Herz dem Grafen sich zugewandt hatte. Er schwieg, ein gewisser Trotz, dem unberechenbaren Schicksal gegenüber, erhob sich in ihm, eine dumpfe Ruhe der Entsagung nahm in seiner Seele Platz.

In der Abendstunde ging er spazieren; die Straße hin, die zur Stadt führte. Er verlor sich in seine Gedanken. Die eigenthümliche Erfahrung, daß die Möglichkeit des Unheils ein edles und männliches Herz zum Kampf aufruft und damit fast etwas Süßes hat, machte auch er. Er vertiefte sich in seine Gefühle, und ging instinktmäßig

vorwärts. — Nahende Tritte ſchreckten ihn auf: er ſah den Poſtboten auf ſich zukommen — und eine jähe Hoffnung ergriff ihn.

„Du haſt Etwas für mich!“ rief er mit größter Beſtimmtheit.

„Ja, Herr Baron,“ war die Antwort. „Hier iſt es!“

Er übergab ihm ein Schreiben, Hugo nahm es, betrachtete das Siegel, und ſein Herz pochte: es war vom Miniſter!

Den Boten belohnend, daß dieſer ihn überraſcht anſah, rief er ihm, der ſich in's Schloß aufmachte, noch nach: „Unter uns!“ Jener nickte und ging weiter.

Hugo entfaltete den Brief und las;

„Mein lieber Herr Baron!

Endlich iſt eine Stelle für Sie frei geworden. Ich habe Sie vorgeſchlagen, und das Decret iſt bereits unterzeichnet. Meinen herzlichſten Glückwunſch zu dieſem erſten Reſultate! Es iſt aber jetzt

nöthig, daß Sie sich dem Herrn vorstellen: kommen Sie sobald als möglich, damit wir das Weitere miteinander besprechen können!"

„Ah," rief der Glückliche, tief aufathmend, „Gott sei Dank! Das ist Hilfe in der Noth! — Nun," setzte er mit freudigem Selbstgefühl hinzu, „hab' ich einen Beistand, mit dem ich etwas unternehmen kann, das Aussicht hat!"

Hätte sich Hugo in diesem Moment bei dem Baron befunden, er würde ihm das Schreiben sofort mitgetheilt und seinen Antrag gestellt haben. Aber auf dem Heimwege kamen ihm Gedanken. — Wenn er mit der erlangten Gewißheit das Jawort des Vaters doch nicht erhielt? Wenn er überraschte, verstimmte und durch die Nothwendigkeit sofortiger Entscheidung in den Herzen den Widerspruch aufregte? Wenn trotz Anstellung und Aussichten der Unbegüterte durch den Begüterten doch überglänzt war und blieb? — Konnte der Bruder sich nicht mit dem Rival verständigt haben

und sein Antrag nun eine Scene herbeiführen, in Folge deren er kläglich aus dem Schlosse ziehen mußte?

Verstand und Ehre geboten ihm ein anderes Verfahren, und er kam mit sich überein, nur einen Theil des Briefes zu bekennen — von der Familie Abschied zu nehmen und schriftlich um die Hand der Geliebten zu werben. Dabei konnte er sich eingänglich und klar aussprechen, die Geister überzeugen, die Herzen gewinnen. Das Ja, wenn es ihm bestimmt war, gewann er leichter und schöner; das Nein war mindestens nicht von dem Schimpf einer offenbaren Niederlage begleitet und ein peinlicher Abzug ihm erspart.

Er suchte den Baron auf, traf ihn im Gartensaal mit der Gräfin und eröffnete ihm, daß er morgen abreisen werde. Der Minister habe ihm geschrieben und ihn eingeladen, schleunig in die Residenz zu kommen.

„Sie haben also —?“ rief der Baron.

„Große Aussicht!“ fiel Hugo ein.

Die Gräfin konnte nicht umhin zu lächeln. Ihr Gesicht wurde beinahe freundlich, und sie sagte:

„Ich wünsche von Herzen Glück, mein lieber Cousin! Reisen Sie mit Gott, werfen Sie sich in's thätige Leben und wenden Sie die Gaben und Kenntnisse, wodurch Sie sich auszeichnen, zum Ruhme des Fürsten und zum Nutzen des Landes an!“ —

Unmittelbar nach diesen Worten trat Karl ein, der von seinem Besuch zurückgekehrt war. Er wechselte mit der Gräfin einen bedeutsamen Blick und sagte zum Vater:

„Der Graf läßt danken. Er befindet sich besser und hofft in den nächsten Tagen ausreiten zu können.“

„Weißt Du denn schon,“ versetzte der Baron, „daß Vetter Hugo uns verläßt? Der Minister hat ihn gerufen!“

„Alles Glück!“ rief Karl, indem ein Strahl

aus seinen Augen ging, der die Erleichterung seiner Seele verrieth. — „Siehst Du, mein Freund?“ setzte er, ihm die Hand schüttelnd, hinzu; — „endlich kommt Alles! — Ich sehe Dich im Geiste schon als Gesandten!“

„Wenn man den Fuß,“ bemerkte die Gräfin mit Würde, „auf die erste Sprosse gesetzt hat, dann ist das Uebrige nur eine Frage der Zeit. Sie werden gewiß hinauf kommen, Vetter Lichtenfels, und die Wünsche Ihrer besten Freunde werden sich erfüllen!“

Hugo konnte nicht umhin, von diesen Reden sich wohlthuend berührt zu fühlen. Hatten die Gemüther sich schon durch die näher gerückte Aussicht freundlicher stimmen lassen? Edel war es nicht, aber — menschlich, und er wollte sich, von dem Grund absehend, an die erfreuliche Wirkung halten.

„Schade,“ fuhr die Gräfin gradezu wohlwollend fort, „daß Helene nicht da ist. Aber ich

will ihr die gute Nachricht mittheilen! — Sie ist ein wenig leidend," bemerkte sie auf einen fragenden Blick Hugo's, und bleibt auf ihrem Zimmer."

„Ich hoffe nicht —," rief der Liebende.

„Ein leichter Husten," fiel Jene ein, — „der morgen vorüber sein wird!"

„Es ist nichts, lieber Hugo," versetzte der Baron. „Sie hätte wohl auch hier sein können; aber die Tante ist zu ängstlich!" —

Am andern Morgen nachdem die Habseligkeiten Hugo's gepackt waren und die Kutsche des Barons für ihn bereit stand, kam Helene von ihrem Zimmer in den Hof. Sie sah angegriffen und bleicher als sonst aus; aber die laue Morgenluft des Juli-tages schien Sie zu erquicken, und als sie Hugo's ansichtig ward, ergoß sich eine lebhafte Röthe über ihre Wangen. Der Mund lächelte wehmüthig und liebevoll. „Meinen herzlichsten Glückwunsch," rief sie indem sie ihm die Hand reichte. „Mögest Du

im praktiſchen Leben wenigſtens einen Theil Deiner Ideen ausführen können!"

„Ich hoff' es, liebe Helene," erwiederte Hugo. Und leiſer fügte er hinzu: „Das Nächſte geht Dich an! — Du wirſt von mir hören!"

Das Mädchen ward roth und lispelte: „Es wird mich freuen!" — Nachdem ſie ihm nochmals die Hand gedrückt, rief ſie mit einem Blick aus feuchten Augen: „Leb wohl! — Sei glücklich!" — Sie winkte mit der Hand und ging in's Schloß zurück.

Hugo nahm Abſchied von Allen, dankte dem Baron für die bewieſene Gaſtfreundſchaft, — und der Wagen rollte aus dem Hofe.

Das Ziel der Fahrt war das Forſtamt in der Stadt. Wenn ſich der Oberförſter, aus naheliegenden Gründen, auf dem Schloſſe nur wenig hatte ſehen laſſen, ſo war doch Hugo, der ſich zu ihm hingezogen fühlte, um ſo öfter bei ihm geweſen; und er wollte nun in ſeinem Hauſe den Brief ab-

faſſen, der das Geſchick ſeines Lebens entſcheiden ſollte.

Von dem Ehepaar freundlich empfangen, theilte er die günſtige Nachricht mit und bat um Schreibmaterialien. Man führte ihn in's Gaſtzimmer und verſorgte ihn. Er ſetzte ſich und ſchrieb.

Den Brief wörtlich mitzutheilen, iſt nicht nöthig. Hugo ſchilderte dem Vater die Entſtehung und die Art ſeiner Liebe, wie wir ſie kennen. Er habe gezögert, ſich gegen ihn auszuſprechen, weil er gefühlt, welche Anſprüche Helene machen dürfe; aber der Vater werde ſeine Gefühle doch erkannt haben; und da er nun ein geſichertes, wenn auch vorerſt beſcheidenes Loos anbieten könne, ſo wage er es, um die Hand der geliebten Couſine anzuhalten, deren Herz nach ſeiner innigen Ueberzeugung ihm gehöre. Die Stelle nämlich ſei ihm nicht bloß verſprochen, ſondern das Decret bereits unterzeichnet. Er fühle ein außerordentliches Verlangen, thätig zu ſein für ein geliebtes Weib! Jede

Faser an ihm trachte nach Arbeit, welche den Seinen Glück und Segen, dem Lande sicher keinen Schaden bringen werde! Bei den Absichten, die seinen Geist von jeher beschwingten, habe er einsehen lernen, daß die Guten heilig verpflichtet wären, in's Getreibe der Welt einzugreifen und den Egoisten den Vorrang streitig — sie zu Werkzeugen zu machen, damit auch sie heilvollen Zwecken dienen müßten. Er habe sich gelobt, dies mit Umsicht, Vorsicht und Schonung zu thun; und die Ausdauer, deren er sich fähig wisse, werde ihn an's Ziel führen.

„Verehrtester Mann," schloß der Brief, „erwägen Sie meinen Antrag! Erwägen Sie ihn mit Helene, die mich so gänzlich kennt, daß ich durch ein besonderes Schreiben die theure Seele zu verletzen geglaubt hätte. Wenn die tiefste, treueste Liebe, — wenn eine Verehrung, wie man sie einer Heiligen widmet, — wenn ein Geist, der Alles und Jedes auf die Erwählte bezieht und beziehen

wird, jemals ein Weib glücklich gemacht haben, ſo werde ich Helene glücklich machen."

„Ich erwarte die Antwort hier. Möge Gott Ihr Herz zu der Entſchließung lenken, die das Glück zweier Liebenden gründen und heiligen wird für Zeit und Ewigkeit!"

Hugo trug den Brief ſelber auf die Poſt und kehrte dann zu dem wackern Paar zurück, deſſen freundliche Einladung, einen Tag zu verweilen, er ſchon angenommen hatte. Mit der Aufregung, die ſo natürlich war, fühlte er doch zugleich einen eigenen Schwung der Seele und in dieſem eine freudige Zuverſicht. Das Bild häuslichen Glücks in ſchlichten Verhältniſſen, das ihn im Forſtamt anlachte, ließ keine Sorge in ihm aufkommen. Das war ein Muſter, dem er in anderer Sphäre nachzutrachten hatte! — und die Wirklichkeit, die er mit Augen ſah, ließ ihn die Möglichkeit, die ihm vorſchwebte, bereits auch als Wirklichkeit ſchauen.

Der erſte Tag verging, und ein großer Theil

des folgenden. Gegen Abend regte sich in dem Liebenden unvermerkt die Sorge wieder und machte sein Herz pochen; denn er sagte sich, die zustimmende Antwort würde sobald als möglich ertheilt werden! — Auf seinem Zimmer sitzend faßte er die Möglichkeiten in's Auge, die an einer Verzögerung Schuld sein konnten; und er hatte sich schon wieder beruhigt, als die Magd hereintrat und ihm ein Schreiben überbrachte, das er von Weitem als das erwartete erkannte.

Er nahm es ihr ab. Während Jene sich entfernte, erbrach er es mit glühendem Angesicht, entfaltete es mit bebenden Fingern und las:

„Mein lieber, theurer Vetter! Mit Gefühlen, die ich nicht zu schildern versuchen will, mit wahrer, tiefer Betrübniß melde ich Ihnen, daß der ehrenvolle Antrag, den Sie an mich richten wollten, meine Tochter nicht mehr in der Lage getroffen hat, über ihre Hand verfügen zu können. — Graf Anton von Geierstein hatte bereits ihre und unsere

Zusage! — Der Graf hatte meiner Schwägerin schon sehr bald, und später auch meinem Sohne Karl seine Liebe zu Helene gestanden und die Hoffnung ausgesprochen, mein Schwiegersohn werden zu können. Gestern Nachmittag kam er selbst und stellte an mich den förmlichen Antrag. Bei der Neigung, die Sie meinem Kinde gewidmet haben und die uns freilich nicht entgangen war, stand ich an, sogleich eine Antwort zu geben. Die Gräfin, mein Sohn und ich beriethen uns ernstlich und lange. Die Verhältnisse der Familie, die Ihnen, verehrter Freund, wohl zum Theil, aber nicht ganz bekannt sind, zwangen uns zur Entscheidung für den Grafen. Wir machten Helene mit dem Antrag und unserer Entschließung bekannt. Sie erschrak, widersetzte sich und bezog sich mit Thränen auf die Hoffnungen, die sie in Ihnen erregt und genährt habe. Aber wir schilderten ihr die Lage des Hauses — die Gräfin und Karl drangen mit allen Gründen, Bitten und Mahnungen auf sie ein

— und die gute Tochter fügte sich. Mein Sohn ritt sofort zum Grafen, ihm die Nachricht zu überbringen. Da kam Ihr Schreiben an!

„Mein hochverehrter, lieber Vetter Hugo! Sie haben ein edles Herz und werden meiner Tochter und mir verzeihen! In der Lage, in der wir uns befinden, konnten wir nicht anders — das sei mein letztes Wort! — Leben Sie wohl! — Sie werden die Zwecke, denen Sie so männlich zustreben, erreichen. Das Leid, das wir Ihnen anthun mußten, wird im thätigen Leben sich mildern und endlich ganz verschwinden. Und wenn Sie dann glücklich sind — glücklich mit einer liebenden und geliebten Gattin, — denken Sie ohne Groll an die Familie zurück, bei der Sie immer im verdientesten Andenken stehen werden!“ —

Hugo war nach den ersten Zeilen dieses Schreibens blaß geworden wie ein Marmorbild. Sein Herz klopfte heftig — und das Blut stürmte wieder in sein Haupt empor. Er las den Brief

zu Ende. Nach dem letzten Worte legte er ihn bei Seite und bedeckte sein Gesicht mit den Händen. Endlich, vor sich hinblickend, rief er:

„Das Ziel meines Daseins ist versunken — wofür leb' ich noch?"

Ewige Liebe.

Zweiter Theil.

Ewige Liebe.

Roman

von

Melchior Meyr.

Zweiter Theil.

Braunschweig,
Druck und Verlag von George Westermann.
1864.

Erſtes Capitel.

Die nächſten Tage gaben Antwort auf die Frage, welche die Verzweiflung unſerm Freund entriſſen hatte. „Wofür leb ich noch?“ — Für den Schmerz! Für das Erdulden des herbſten Leides, das jemals ein Menſchenherz getroffen!

Die Erſchütterung, in welche die grauſame Nachricht ihn geworfen, war nicht das Härteſte, was Hugo zu ertragen hatte. Peinlicher war dem krankhaft Erwägenden das Gefühl, ſich um eines Andern willen, den er ſo tief unter ſich erblicken mußte, verſchmäht zu ſehen; der Gedanke, ſich in der Familie, die er hochgehalten — in der

Geliebten, die er gleich einer Himmlischen verehrt, so gröblich geirrt zu haben!

Der Verlust des Glücks ist in Wahrheit nicht das Schlimmste, was uns widerfahren kann: schmerzlicher brennen die Wunden, die der Ehre geschlagen werden. Die Zurücksetzung, die Herunterseßung, das Weggeworfenwerden, das ist's, was im Mann die bittersten Gefühle aufregt. Die Phantasie stellt die Niederlage sich vor und malt sie aus, und das Herz empfindet die Beschimpfung in peinlichen Stichen. Kommt dazu noch das Gefühl eines öden, leeren, hoffnungslosen Daseins, dann kann das Leben allerdings als eine Last empfunden werden, die man abzuwerfen sich getrieben fühlt.

Eine Hilfe ist der Zorn gegen das erlittene Unrecht, und er stand denn auch unserm Freunde bei. — — „Der Mann des Scheines — der Oberflächliche," rief er sich zu, „hat gesiegt und triumphirt! Die Liebe und Treue, die Tugenden

des Mannes, die Einführung in die Region des Geistes haben nichts gefruchtet! — Es ist also richtig, daß das Herz des Weibes der Erde gehört; — daß das Verbotene sie reizt und der Flitter sie besticht! — Thorheit, unverzeihliche Thorheit ist's, das Weib für idealistisch zu halten. Sie lassen sich erheben und begeistern für Ideen, aber nur, um wieder in's Gewöhnliche zurückgesunken, über sie als über wesenlose Träume zu lächeln, und wenn die Wahl vor sie tritt, an die Welt abzufallen. Wir, die Männer sind die Idealisten! Wir sind die Gutmüthigen, die Vertrauensseligen — die Narren der Großmuth! Weil wir es sind, leihen wir ihnen eine noch edlere und göttlichere Seele, um uns von ihnen dann betrogen und verlacht zu sehen!"

„Ist es möglich, daß sie den Weltling nicht durchschaut hat? — Wohl hat sie ihn erkannt! Wohl hat sie geahnt, was sein einziges Trachten ist — das bezeugen mir ihre Worte. Aber eben

das hat sie bestrickt! — So ist's und so wird es bleiben! Der Frevel des Oberflächlichen erscheint genialer als der Ernst des Denkers, die Anmaßung des Egoisten männlicher als die Würde des edeln Mannes — und die Schwäche des Weibes erliegt dem Zauber, der aus der Hölle stammt."

„Wozu mich grämen über den Verlust? Wozu mich schämen? — Freuen sollt' ich mich, daß ich verschont geblieben bin vom Gewinn des Scheines, den ich thöricht für Wahrheit gehalten. Daß ich erwacht bin aus dem sinnverwirrenden Traum und genesen kann. Preisen sollt' ich die Ungetreue, die mich geflohen hat, anstatt sich zu stetem Schimpf an mich zu heften."

„Es ist nicht möglich! — Die Wunden des Herzens können nicht durch Worte geheilt werden, so wenig als die Wunden des Leibes! Was Gedanken begütigen können, das sind keine Wunden! Die rechten bluten und brennen und nur die Zeit

kann sie heilen, — wenn wir nicht an ihnen zu Grunde gehen!" — — —

Seelen, wie die Hugo's, können aber im bloßen Groll nicht verharren. Ein anderer Geist erhebt sich in ihnen, rügt das Verdammungsurtheil, das der Zorn gefällt hat, und treibt sie auf die entgegengesetzte Seite.

„Ich bin irr," sagte er ein andermal zu sich, „und weiß nicht mehr, was ich denken soll! — War die Freude, die während unserer schönsten Gespräche aus ihren Augen strahlte, Lüge? Waren die Reden, durch die sie das Verständniß des Besten, was ich zu geben vermochte, mir bewies, Lüge? War die Rührung, die Begeisterung, die sie dabei gezeigt hat, Lüge? — Nein! Ich hab' es ja mit Augen gesehen und mit Freudeschauern in der Seele empfunden! Sie war so lieblich dabei und so herzlich! Die Wahrheit lebte in ihr und leuchtete aus ihr mit himmlischem Licht! — — Sie kann also doch sein, wofür der Vater sie erklärt

hat: das Opfer der Familie, das Opfer der Nothwendigkeit! Sie reicht dem Grafen ihre Hand gegen die Neigung ihres Herzens, das mir gehört, um die Ihrigen vom Ruin zu retten! Dieser steht drohender vor den Erschreckten, als ich's weiß, und nur der Graf kann ihn abwenden! — — Ich bin ungerecht gegen die Familie, — ungerecht gegen Sie, die sich selbst überwunden hat, um leidvoll und heroisch die Pflicht des Kindes zu erfüllen!"

Diese Entschuldigung und Selbstbeschuldigung konnte aber vor dem prüfenden Geist ebensowenig Stand halten. „Nicht um Sein oder Nichtsein hat es sich gehandelt," rief er sich zu, wie über sich selbst aufgebracht, „sondern nur um den größern oder geringern Vortheil! — Man hat überlegt, und man hat sich für das Mehr entschieden! — Ich war im Stande, mit Helene zu leben ohne jede Mitgift — und ich hätte mich auch in den Stand gesetzt, die Familie zu erhalten! Nichts war nöthig als das Vertrauen der Liebe — einstweilige Ver-

zichtleiſtung auf den Glanz und Freude am ſtillen, wahren Glück! — Aber eben das hat gefehlt — und ich mußte beſeitigt werden!"

„Das Opfer bin ich — ich allein! — Die Ungetreue wird mich vergeſſen. Ihr Gewiſſen, wenn es in der erſten Zeit auch einige Worte geflüſtert hat, wird verſtummen, und ſie werden mit einander leben herrlich und in Freuden! — Mögen ſie's! — Ich habe ſie meiner werth geachtet, ſie iſt es nicht mehr — und ich werde mich tröſten!" — —

„Wenn ich ſie vergeſſen könnte! Wenn ſich mir das bezaubernde Bild nicht immer wieder vor die Seele ſtellte und unendliche Sehnſucht anfachend mir zuriefe: Sieh, Alles das hätteſt Du haben können zum unermeßlichen Glück; — aber nun hat's ein Anderer, und Dir iſt's auf ewig verloren! — O, dieſer Schmerz wird nur vergehen, wenn mein Leben vergeht — wenn dieſes Gehirn aufhört zu denken und dieſes Herz aufhört zu ſchlagen!" —

Leid und Zorn, Anklagen und Klagen gingen durch die Seele des Guten und erschütterten ihn, den gereiften Mann, der es mit Allem so tief ernsthaft nahm, auf's Wehevollste.

Alles das geschah im Hause des Freundes, wo der Schlag ihn getroffen hatte. Der Oberförster war bald nach dem Eingang des Schreibens auf sein Zimmer gekommen und hatte, von seinem Anblick erschreckt, ihn gefragt, was ihm widerfahren sei. Hugo, auf den Brief deutend, antwortete: „Helene von Ellerburg wird Gräfin Geierstein.“ Jener, der seine Gefühle und Hoffnungen kannte, ging auf ihn zu, umarmte ihn mit feuchten Augen und rief:

„Armer Freund, das ist grausam . . .“ —

„Nichts weiter!“ fiel Hugo ein. „Lassen Sie mich ein paar Tage in Ihrem Hause weilen, bis ich fähig bin, einen Entschluß zu fassen; — und, schweigen wir darüber!“ —

Das Forstamt war für Hugo ein Asyl, in dem

seine Seele am ersten sich wieder sammeln konnte. Die stille Theilnahme des braven Mannes konnte nur wohlthuend auf ihn wirken. Auch die Frau war ernster als gewöhnlich und behandelte ihn mit einer eigenen gütevollen Zartheit. Hatte der Oberförster ihr gleichwohl einen Wink gegeben — oder zog sie nur einen Schluß aus der Miene des Gastes und aus seinem vielen Alleinsein? Wie sich's verhalten mochte, Hugo empfand nur die guten Folgen davon, indem auch sie ihn mit Fragen verschonte und ihn so viel als möglich sich selbst überließ.

Sein Herzeleid wurde milder. Nach dem Sturm kam eine Ruhe, die schon als solche etwas Wohlthuendes mit sich führt, — und es öffneten sich in ihm die Quellen des Trostes. Das verlorene Lebensglück scheint eben in den edelsten Seelen, die es am lieblichsten, verklärtesten zu sehen vermögen, unheilbaren Schmerz hinterlassen zu müssen; aber in ihnen findet sich auch in höchster Macht der

Ersatz. Nicht gleichgiltig wird die Seele; das Bild der geschwundenen Freude stellt sich immer wieder in seinem Zauber vor sie und regt tiefe Wehmuth an. Aber der Geist ermannt sich, fühlt sich — und fühlt, was ihm bleibt. Das ist er selbst mit allen seinen Fähigkeiten! Er selbst mit der Kraft zu denken und zu schaffen, zu geben und zu beglücken. Er selbst mit der Fähigkeit, das Schöne der Welt in sich aufzunehmen, ob auch einsam, und an die Stelle des fröhlichlauten Glücks, das für immer dahin ist, das stille, milde fruchtbringender Entsagung zu setzen.

O es ist wohlthuend, wenn das Gefühl des Schimpfes entweicht und der Geist, seiner Stärke gedenkend, wieder an sich selber glauben kann! Wenn die Gewißheit der Ehre im ungebrochenen Adel des Wollens Balsam träufelt auf die Wunden des Herzens! — Auf sich allein angewiesen, an sich selbst appellirend, ruft der Mensch die Wunder aus seinem tiefsten Innern hervor, entfaltet sich

mit ihnen zur höchsten Stärke und setzt dem unendlichen Schmerz die unerschöpfliche Kraft der Selbstüberwindung entgegen! — Schön ist das Glück — schön und lieblich! Aber das Leid, von mächtigem Geist getragen und bewältigt, ist erhaben und der Mensch, der sich herrschend ihm vermählt, geht in die Sphäre der Heroen über.

Was sollte er nun aber beginnen? Wohin sollte er sich wenden? — Hatte er noch eine Ursache, eine Laufbahn zu betreten, für die er sich nur im Hinblick auf die Geliebte bestimmt hatte? Sollte er das Mittel aufrecht erhalten, nachdem der Zweck ihm geraubt war, und eine Arbeit übernehmen, die jetzt der Sanction und der gehofften Versüßung entbehrte? Sollte er die tiefe Neigung bezwingen, die ihn zum Dichten und Denken trieb, und sich einem Amte widmen, in dem er jetzt ohne wahren Erfolg thätig sein würde? —

Er war schnell entschieden, dem Minister für die angebotene Stelle zu danken und künftig nur

seiner Neigung und sich selber zu leben. Dazu reichten seine Einkünfte hin; und die Mäßigkeit, die sie ihm zur Pflicht machten, war ihm vielmehr eine angenehme Vorstellung. Er wollte seine Studien fortsetzen, seinen Geist gewähren lassen auf den Gebieten der Dichtkunst und der Philosophie, und auf ihnen die Schuld des Lebens abtragen. Geistig schaffend konnte er wahr sein durchaus; er konnte, die Frohnarbeit lassend, mit Wahrheit und Schönheit der Welt eben am ersprießlichsten dienen. Wie viel ihm darin zu leisten gelang — einerlei! Werthlos war es nicht, und unter allen Umständen das Beste, wodurch er seine Existenz zu rechtfertigen vermochte.

Der edle, productive Geist ist nicht zu vernichten. Wenn die Pfeile des Wehs tiefer in ihn eindringen und empfindlichere Organe vorfinden, so entfaltet eben er in der Bedrängniß die ewigen Schwingen, die ihn darüber emportragen und der Freude des Sieges in die Arme führen.

Durch die Zeit, durch sein Wollen und die gefaßten Entschlüsse war Hugo nicht geheilt: denn der Geist, der die Macht des Trostes besitzt, ist nicht immer im Menschen, und wenn er sich aus ihm entfernt, sinkt der Verlassene wieder dem Leid an's Herz. Aber er hatte die Ueberzeugungen erlangt und die Kräfte erkannt, die ihn erlösen und der Krankheit, der schmerzvollen Leidenschaft immer wieder begegnen konnten! — Er war nicht geheilt: aber er war gerettet — und konnte mit neuer Hoffnung in's Leben schauen.

Ruhigern Denkens fähig, schrieb er an den Minister. Er glaubte ihn durch Offenheit ehren zu müssen und erzählte ihm sein Geschick. Die Trauer seiner Seele, die Entmuthigung seines Geistes und die Unfähigkeit, ihm und dem Lande in der angebotenen Stelle würdig zu dienen, — das unüberwindliche Verlangen nach Entfernung, Einsamkeit und Ruhe schilderte er in den entschiedensten Ausdrücken, um das Gesuch daran zu

knüpfen, daß der Minister das Amt einem Bessern übertragen und ihn bei dem Herrn nach Möglichkeit entschuldigen möge. Nie werde er die Güte vergessen, womit der hochgestellte Freund seines Vaters für ihn habe sorgen wollen; aber die Ehre gebiete ihm, seine jetzige Untauglichkeit zu erklären und den Posten für eine nützlichere Kraft frei zu machen. Nachdem er den festen Entschluß gefaßt, werde er sobald als möglich das Land verlassen, um es vielleicht lange nicht wieder zu sehen!

Nach diesem zwar offenen, aber doch immer an bestimmte Formen gebundenen Schreiben konnte sich's Hugo nicht versagen, sein Herz rückhaltlos auszuschütten in einem Brief an den Professor, dem er früher seine Freuden und seine Hoffnungen mitgetheilt hatte. Er ließ sich darin völlig gehen, malte Leidenschaft und Leid in den glühendsten Farben, schrieb unter Thränen, die sich ihm in die Augen drängten, und entlastete seine wieder gepreßte Seele nach ihrem innersten Verlangen. Dann,

ruhiger geworden, fuhr er fort: „Ich habe früher meine Standesgenossen, die ich mit dem Auge der Liebe — der Vorliebe, wenn Du willst — angesehen, zu günstig beurtheilt. Die Erfahrung hat mich widerlegt; ich bin gestraft und beschämt. Niemand ist edel außer durch Gott, mit dem er sich in lebendiger Verbindung erhält! Alle anderweitige sogenannte Tugend ist zweideutig und kann sofort in ihr Gegentheil umschlagen. — Ich möchte auch jetzt noch in den Abkömmlingen alter Familien eine natürliche Fähigkeit erblicken, dem höhern Geist zur Form, zum Gefäß zu dienen. Sollen sie aber in der That edel werden, so muß dieser Geist auch in sie einziehen und die Form beseelen! Ohne ihn zeigen sie nur den hohlen Schein der Tugenden, die sie für sich ansprechen, und sind dem größten Selbstbetrug ausgesetzt. Sie reden von Ehre, von Pflichten und Opfern — und handeln blind nach den Forderungen der Selbstsucht! Und wenn sie dieses thun, meinen sie doch, die Ehre rein erhalten

zu haben, weil sie die Handlungen, zu denen sie sich gezwungen achten, durch ihre Neigung und ihr Bedürfniß geadelt glauben. Es sind Masken und übertünchte Gräber der Ehre, und halten sich für erwählte Gefäße der Ehre!"

„Das Leben ist ein grausames Räthsel. Müssen denn Glauben und Werke sich immer widersprechen? Muß denn immer der Theorie, durch deren Aufstellung man die Forderung des bessern Ich befriedigt, eine Praxis zur Seite gehen, in der die Wünsche des schlechtern und schlechtesten sich erfüllen? Ist es ganz und gar unmöglich, nach den Grundsätzen, die man bekennt, auch zu leben und zu handeln, — zu handeln in großen Fällen, wo es gilt, seine Entscheidung zu treffen für die Ewigkeit? — Unmöglich ist es nicht; aber freilich, schwer ist es, sehr schwer, weil man den Entschluß fassen muß, das, was man gern auch noch behielte, dafür hinzugeben. Dieses ist aber grade das Nächstgelegene, Einleuchtendste, scheinbar Verlässigste.

Man glaubt Unerſetzliches zu verlieren, wenn man es opfert, und ſchmeichelt ſich, wenn man es behielte, das Edlere nachholen und beide zuſammen beſitzen zu können. Mit dem Gewinn des Ewigen allein glaubt man beraubt zu ſein. Man ſtößt den Satz der Schrift um und ſagt vielmehr: Trachtet zuerſt nach dem Andern, dann wird euch das Reich Gottes auch zufallen! — „Man muß ja doch vor Allem leben — gut und zufrieden leben!“ — Nein, nicht nur nicht gut — gar nicht leben muß man, wenn durch das Leben dem Ewigen Schaden und Schmach widerfährt!“ —

„Ich mag es überlegen, wie ich's will, ich mag die größte Gerechtigkeit und Billigkeit üben: ich muß die Familie, die mich erſt angezogen, dann hat fallen laſſen, groben Unrechts zeihen. Allen muß ich vorwerfen, daß ſie, vom Schein geblendet, dieſem zu Ehren das Echte von ſich geſtoßen haben. Es handelt ſich bei ihnen nicht um Beſtand oder Untergang, ſondern nur um müheloſes Behagen

oder Anſtrengung und Kampf. Sie wollten nicht kämpfen und hoffen mit mir, ſie wollten Beſitz ergreifen mit Jenem und feiern! — Und ſie, die geiſtbegabte Helene, hat im beſten Fall einer falſchen Wahl der Ihren ſich gefügt, die ſie hätte als ſolche erkennen und umſtoßen ſollen. Das iſt das Urtheil, das die Gerechtigkeit in mir fällt!" —

„Ich gehe nach Italien. Dort werde ich ſchauen und wieder ſchauen können, was mir jetzt beſonders wohlthun wird. Land und Volk ſind jetzt ſo recht für mein Herz. Ich will Naturmenſchen ſehen, die zugleich nobel, gebildet ſind oder doch Stil haben. Meine Seele wird ſich erquickt fühlen durch die Unmittelbarkeit ihrer Leidenſchaften, mein Sinn ergötzt und befriedigt durch die zierliche und pathetiſche Art ihrer Formen. Natur und Kunſt ſollen mich umſtrömen und die ſüdliche Leichtfertigkeit auch mich das Leben leichter nehmen lehren. — Siehſt Du, Freund, wie ſehr ich eigentlich ſchon geheilt bin? Wie ſchon ſo

gut ich weiß, was mir gut iſt? — Ja, wenn die Sehnſucht nicht wäre, zu der ich, wie ich leider fühlen muß, eine verhängnißvolle Anlage beſitze! Das Recht auf Glück, das die ſchmachtende Seele zu haben glaubt! Die böſen Träume, die mit dämoniſcher Erfindungskraft mir vorſpiegeln, was einem Andern zu Theil geworden! — Und mit alledem ſtets wiederkehrende Rückfälle in ſcheinbar überwundenes Herzeleid!"

„Leb' wohl, theurer Freund! Fühlt mit mir, Ihr glücklich vereinten Beide, und bedauert mich!" — —

Nach dem herzlichſten Abſchied von ſeinen Wirthen reiſte Hugo in die Reſidenz. Er hatte vermieden, dem Oberförſter aus dem Schreiben des Barons Näheres mitzutheilen, weil es eine Schuld Karl's gegen ihn ausſprach; und Wildau, der eine der Wahrheit ſehr nahekommende Vermuthung über die Mitwirkung ſeines künftigen Schwagers hatte, vermied zu fragen. So lebte

man, von dem, was ſtören konnte, abſehend, ein Leben reiner Theilnahme und freundlicher Erweiſungen, das zur Beruhigung des Gaſtes gar viel beitrug. Die Frau, die ihn liebgewonnen hatte, drückte ihm zum letzten Gruß die Hand mit Thränen in den Augen.

Während Hugo in der Hauptſtadt ſeine Angelegenheiten ordnete und ſich reiſefertig machte, lief das Antwortſchreiben des Profeſſors ein. Der klare, entſchiedene, aufrichtige Mann beklagte den Freund, nicht ohne ihn auch freundſchaftlich anzuklagen. Mit Schonung, aber deutlich genug hielt er ihm die maßloſe Generoſität ſeines Herzens vor, mit der er immer bereit ſei, die Menſchen von der ſchönen Seite zu ſehen und dieſe noch dazu phantaſtiſch idealiſirend auszumalen. Der Geiſt wolle gerecht ſein und die Wahrheit erkennen; aber die Güte des Herzens werfe täuſchendes Licht über den Gegenſtand und berücke das Auge. „Wird aber das Unrecht, wenn es aus der Güte

fließt, zum Recht? Offenbar nicht. Es bleibt Unrecht und ſchadet als Unrecht, mithin iſt ſolche Güte Schwäche. Man muß ihr einen Schutz geben, indem man ſie dem Scharfblick vermählt — damit ihre holden Geſchenke nicht weggeworfen werden, ſondern an die würdigen Empfänger gelangen! — — Nimm mir den Sermon nicht übel, lieber alter Freund! Der Apoſtel ſpricht nicht unweiſe, wenn er ſagt: Ermahnet Euch unter einander! Wir haben's Alle nöthig, dergleichen bei Gelegenheit wieder zu hören, damit wir uns an die Pflichten erinnern, die wir nicht überhaupt, wohl aber für uns vergeſſen haben. — — Auch mit Deinem Entſchluß, das Vaterland zu verlaſſen und dem gekränkten Herzen durch Natur- und Kunſtanſchauungen zu ſchmeicheln, bin ich nicht ganz zufrieden, indem ich wohl mit Recht vermuthe, daß es lange dauern und in einen Rückzug von zuſammenhängender Thätigkeit überhaupt enden werde. Siehſt Du, Freund, darin biſt Du eben

doch noch Ariſtokrat. Ich, der Bürgerliche, der Abkömmling von Menſchen, die ſich's Generationen hindurch haben ſauer werden laſſen — ich hätte mich in Deinem Fall nach einer kleinen Erholungsreiſe grade an eine harte Arbeit geſchmiedet. An ihr hätt' ich meinen Zorn ausgelaſſen und mich geſtählt und, meiner Kraft ſicher, mit dem Leben und den Menſchen mich wieder verſöhnt. Du ſuchſt das Süße auf, die „melancholiſche Nahrung" des träumenden Herzens. Du flüchteſt in eine ſchönheitumfloſſene Einſamkeit, um für das verlorene Glück — wieder Glück zu finden, das Dich zu verweichlichen droht! — Ich werd's nicht ändern, alſo in Gottes Namen! Du biſt eben Poet, ein beſchaulicher Genius, der für ſich zu ſein vermag, während unſer einer nicht leben könnte, wenn er nicht auf Andere wirkte und den Effect mit Augen ſähe! Wenn er nicht vom Katheder herab täglich in die Geiſter einer wißbegierigen Jugend die Lehren pflanzte, die ſie tüchtig machen ſollen für

das Leben, für ein gesundes und rüstiges Handeln im Leben! — Meine Frau bedauert Dich von ganzer Seele und wird nicht müde, auf Dein Mißgeschick zurückzukommen. Sie hätte Dir das Glück der Liebe und Ehe so gern gegönnt! — — Aber, aber — Ihr Idealisten seid am Ende doch selber daran Schuld, wenn Ihr Unglück habt! Ihr geht an den wackern, frischen, hübschen, zu Hausfrauen so recht geborenen Mädchen vorüber, um Euch von irgend einer Fee bezaubern zu lassen, die Euch in ein Märchenland verlockt und endlich nach überirdischen Freuden der ungestillten Sehnsucht und der Schwermuth in die Arme wirft. Es gibt eine ätherische, eine Blüthenschönheit, die nicht für die Erde ist und die wir auch nur sehen und als vorübergleitende bewundern sollen. Weh dem, der an sie sein Herz verliert. Er geht ihr nach und kann sie nicht erringen, denn sie flieht vor ihm; aber auch nachdem sie ihm entflohen, hält sie ihn noch gefesselt und zwingt ihn zu

einem einsamen, fruchtlosen, markauszehrenden Cultus, derweil sein Leben vergeht und die Nacht kommt, wo er nicht mehr wirken kann. — Leb wohl, mein Freund! Sei meiner herzlichsten Theilnahme, aber auch meiner innigsten Wünsche zu einem neuen Leben versichert!“ —

Hugo, nachdem er den Brief gelesen, nickte wie Einer, der vernommen hat, was er erwartete. „Er hat nicht Unrecht, der gute Freund,“ sagte er dann; „aber ich kann doch nicht thun, was er fordert. Die Welt hat Leute genug, die sich ihr widmen; es fehlt eher an Stellen, als an Bewerbern, und es kann wohl einer auch als Mönch leben, wenn ihn sein Herz aus dem Säculum treibt und er Heilung sucht, indem er einem höhern Ziele des Geistes nachstrebt.“

Er ging in seinem Zimmer auf und ab, in Nachdenken verloren. Auf einmal entschlossen aufschauend, rief er: „Laßt uns ein anderes Volk aufsuchen, ein anderes Leben und Treiben! —

Die Heimath, wo Sie mit Ihm glücklich ist, duldet mich nicht mehr. Ich muß das Gefühl der rettenden Flucht, ich muß das Bewußtsein haben, daß Berge und Meere zwischen ihr und mir liegen; — dann kann ich nach und nach wieder genesen und zusehen, wie ich mich auch der Pflichten gegen die Heimath entledige!" —

Wenige Tage und Hugo befand sich auf der Wanderung. Sein Geist sollte aber doch noch einmal zurückgelenkt werden zu den Stätten seines Glücks.

In der ersten Stadt, wo er übernachten wollte, langte er gegen Abend an. Auf einem Spaziergang durch die Hauptstraße hörte er einen Gruß von bekannter Stimme, schaute auf und erblickte zu seiner Ueberraschung einen alten Bauer aus dem Dorfe Ellerburg, mit dem er sich oft und gern unterhalten hatte. Er dankte und drückte seine Verwunderung aus, ihn hier zu sehen.

„Ich verwunder' mich auch, Herr Baron,"

versetzte der Bauer. „Ich hab' einem Wagner Eichenholz hergefahren. Aber wie kommen Sie her, wenn man fragen darf?"

„Ich reise, mein guter Freund! — Weit, weit fort von hier!"

Der Alte stand mit ernster Miene.

„Ich kann's mir denken, Herr Baron," sagte er dann. Und als ob ihn die Gerechtigkeit zu reden triebe, fuhr er fort: „Nehmen Sie mir's nicht übel, — aber man hat auf dem Schloß nicht recht gegen Sie gehandelt. Im Dorf und in der Umgegend spricht man von nichts Anderm und Fräulein Helene, die man sonst nur gelobt hat, könnte jetzt böse Reden hören."

„Man weiß also, was vorgegangen ist?" fragte Hugo.

„Nun freilich, Herr Baron. — Wir haben lange gemerkt, was Sie im Sinn gehabt haben, und es ist Niemand im ganzen Dorf gewesen, der sich nicht darüber gefreut hat. — Wenn man

Sie mit Fräulein Helene zusammen gesehen hat, es ist ein Vergnügen gewesen!"

Hugo machte eine Bewegung, als ob er sagen wollte: Das ist nun vorbei!

„Man nimmt's ihr allgemein übel," fuhr der Alte fort, „daß sie dem Grafen den Vorzug gegeben hat. Nur ein paar naseweise Dirnen, die letzthin bei meiner Tochter waren, haben gemeint, er sei eben doch jünger als Sie, Herr Baron . . ."

„Und schöner und reicher, viel reicher!" setzte Hugo hinzu.

„Nun ja," sagte der Bauer; „das mag sein; aber das ist kein Grund. Der Herr Baron hat ja auch Vermögen — und eine schöne Stelle!"

„Das wißt Ihr auch schon?" versetzte Hugo.

„Man erfährt Alles," erwiederte der Bauer. — „Nun, ich mein', wenn man einmal Einem gut gewesen ist, dann darf man nicht einen Andern nehmen bloß darum, weil er reicher ist. Bei uns Bauersleuten da kommt's wohl vor; aber ich hab'

geglaubt, die Herrschaften wären in dem Stück anders als wir!"

Hugo sah dem gewürfelten Alten in's Gesicht und nahm darin einen deutlichen Zug von Ironie wahr. Er nickte und sagte:

„Jeder handelt eben nach seinem Dafürhalten, und Geld und Gut weiß man überall zu schätzen. — Nun, und ist sie gesund, — vergnügt, das Fräulein von Ellerburg?"

„Das schon," erwiederte der Bauer; „da fehlt nichts."

Eine Röthe ging über Hugo's Wangen.

„Ich sah sie vorgestern auf dem Anger, nicht weit vom Schloß. Sie war mit ihrer Base an der Eller spazieren gegangen, und drüben kam der Graf die kleine Straße hergeritten. Als er die Herrschaften sah, sprengte er über den Anger grad auf sie zu und setzte über die Eller, wo sie am breitesten ist. Er hätte es nicht nöthig gehabt; denn wenn er über die Brücke geritten wäre, so

hätte er keine fünf Minuten länger zu ihnen gebraucht. Aber er wollte eben zeigen, wie groß seine Lieb' ist, und was er für ein guter Reiter ist!"

Hugo lächelte melancholisch zu dieser Erklärung.

„Fräulein Helene," fuhr der Alte fort, „wurde roth über und über, als er glücklich herüber war. Die alte Gräfin rief Bravo, und das Fräulein sah ihn mit Augen an, die glänzten wie zwei Fackeln."

Hugo fuhr bei diesen Worten zusammen wie von einem Pfeil durchbohrt. „Sie liebt ihn!" rief's in ihm. „Sie liebt ihn! — — O wie schrecklich hab' ich mich getäuscht!"

Der Bauer, der vor sich hingesehen und seine Bewegung nicht beachtet hatte, fügte mit der grausamen Ehrlichkeit, die Seinesgleichen sich manchmal beikommen läßt, hinzu:

„Alles was recht ist, Herr Baron. Ein vornehmer Reiter ist er, und schön nimmt er sich aus, wenn er auf dem Rappen sitzt, der sich ordentlich etwas einbildet auf ihn. Er sieht drein, als ob

ihm die ganze Welt gehörte und als ob er mit ihr anfangen könnte, was er wollte. Man begreift — Aber ich bitte Sie um Verzeihung, Herr Baron," rief er nach einen Blick auf Hugo. „Ich rede da ungeschickt!"

„Keineswegs, lieber Thomas," entgegnete dieser, der seines Gefühles wieder Herr geworden. — „Es ist ja ein Trost für mich, wenn der Mann, der mir den Rang abgelaufen hat, so viele Tugenden besitzt!"

„Das ist auch wieder wahr," versetzte der Bauer.

„Nun," fuhr Hugo fort, indem er ihm die Hand reichte, „leb' wohl, Alter; — und behaltet mich in gutem Andenken!"

„O Herr Baron," rief Jener fast gerührt, „das geschieht schon von selber; — es ist kein Mensch im ganzen Dorf, der Sie nicht gern hätte. — Leben Sie wohl, und behüte Sie unser Herrgott!" —

Als der Bauer sich entfernt hatte, konnte Hugo sich nicht enthalten, zu stöhnen. Alles Weh seines Herzens war wieder aufgewacht, und dieses pochte schmerzhaft. „Fort, fort," rief's in ihm. „Fort aus Deutschland! — — Es wäre besser, wenn ich sagen könnte: fort aus der Welt!" —

Ein paar Tage später, und das Blut floß wieder in sanfterer Wallung. Es war ihm selber auffällig, wie die bloße Entfernung ihn dabei unterstützte und wie er mit jeder zurückgelegten Meile sich leichter fühlte. Die Bilder des Lebens in Stadt und Land zogen ihn an — zogen ihn ab von seinen Gedanken und zerstreuten ihn freundlich.

Der unmittelbare, physische Druck des Leides verlor sich nach und nach. Es blieb und wuchs aber freilich das geistige Leben: das liebe Leid, das gepflegte Leid, das der Einsame auch nicht hätte entbehren mögen!

Die letzten größern Städte Süddeutschlands,

die auf seinem Wege lagen, besah Hugo nur flüchtig. Er eilte, das Gebirg zu erreichen.

Ein wunderbares Gefühl ergriff ihn, als er zwischen den riesigen Höhen hinging. Wenn die Natur dem Menschen in allen Formen ihre Ruhe mittheilt, so wirkt die große Natur in ihm eine großartige Ruhe. Der Geist vergleicht sich unwillkürlich mit ihr, und es ist dem Herzen unmöglich, neben den Kolossen, die zum Himmel emporstreben, klein zu empfinden.

Eine erhabene Stille nahm in der Seele des Wanderers Platz. Die Beobachtungen, die er machte und aufzeichnete, beschäftigten ihn und seinem Gefühl geschah dadurch kein Eintrag. Er schweifte nach seiner Laune hin und her und überschritt die Höhen auf gewöhnlichen und ungewöhnlichen Wegen. Wohlthuend war's, wenn er in der tiefen Einsamkeit sich sagen konnte: „Niemand weiß jetzt, wo Du bist, außer Gott! Für die Menschen existirst Du nicht mehr — sie können

Dich, wie Du bist, nicht einmal denken!“ Es war ein Gefühl unnahbarer Geborgenheit, wie in einer Burg, an deren Mauern die Wogen anstürmender Feinde sich brechen und ihr wüstes Geschrei machtlos verhallen muß!

War er hoch oben stundenlang gegangen und geklommen, ohne Menschen zu sehen, dann muthete es ihn wieder freundlich an, wenn er hinabgehend einen Ziegenhirten traf und die jungen Thiere so neugiertraulich zu ihm hersahen, — oder wenn sich ihm eine Sennhütte öffnete, in der er vorübergehend weilen, sich erfrischen und Worte und Grüße tauschen konnte. Die Strapazen des Auf- und Niedersteigens kräftigten nicht nur den Leib, sondern auch die Seele. Eine erreichte Höhe ist immer ein Sieg und gibt das Gefühl eines Triumphes; und wenn nach hartem Tag die ermatteten Glieder das ländliche Wirthshaus erreichen, dann labt der Sitz auf der Bank, es mundet das einfache Mahl, wie es Homerischen Helden gemundet

haben mag, und ein Schlaf erwartet den Müden, der ihn traumlos den wiederherstellenden Mächten der Natur überläßt. Wie erquicken den in der Morgenfrühe Erwachenden die Thauperlen an Baum und Gesträuch, und die endlich hervorkommenden Strahlen der Sonne! Rüstig schreitet er weiter; erfrischte Sinne eignen sich Formen und Farben inniger an, und neue Unternehmungslust führt in muthiger Ausdauer zu neuen Erfolgen.

Zweites Capitel.

Hugo zog wochenlang im Alpengebirg umher. Endlich gesättigt, stieg er die lombardische Ebene hinab. Andere Laute, andere Tracht, andere Natur und andere Cultur gaben ihm das Gefühl einer ganz neuen Welt, obwohl er das Land vor Jahren schon durchwandert hatte. Fremdes und Bekanntes umgaukelte sein Auge in reizender Mischung; Erinnerungen aus jenen frühern Reisetagen, wo er mit freiester Seele die reichen, feinen Bilder des Lebens und Treibens in sich aufgenommen, erwachten in ihm und verbanden sich mit den Eindrücken des zum ersten Mal Erscheinenden: es wäre

ſchwer geweſen, dem Zauber zu widerſtehen und ſich nicht in die Poeſie der romantiſchen Reiſegefühle einſpinnen zu laſſen.

Um ein fremdes Land iſt's eine wunderbare Sache. Menſchen und Dinge ſind ſchon als andere von einem dichteriſchen Licht umfloſſen; denn das Andere iſt immer ergänzend und erfreut, liebevoll aufgenommen, unſere Seele. Zum erſten Male geſehen erſcheinen alle Gegenſtände reizender als ſie wirklich ſind, und von den ungewohnten aus können wir den gewohnten in der Heimath Unrecht thun. Wenn ſie nun aber wirklich feiner und ſchöner ſind, dann kann ſich die Wirkung nur ſteigern. — In Italien ſtellt ſich Alles in einem eigenen künſtleriſchen Gepräge dar. Die Landſchaft mit den Villen und den aus hellem Stein erbauten Dörfern nimmt ſich zierlicher aus, die altberühmten großen Orte muthen uns ſtilvoller an — die Menſchen aller Stände geben ſich ungezwungen in plaſtiſchern Formen. Der Burſch in

Lumpen tritt mit einem Anstand auf, der einem Gentleman keine Schande machen würde, und das Dienstmädchen hat das Aussehen und den Gang einer Dame. Die Oeffentlichkeit des Treibens und die Erregbarkeit des südlichen Temperaments führen dramatische Scenen herbei, welche die akademischen Gestalten beleben und bei dem Schick, der sie auch hier charakterisirt, auf den Reisenden höchst ergötzliche Eindrücke hervorbringen. Gewisse vielbesprochene Uebelstände wirken doch nicht störend. Nur prosaische Naturen nehmen sie tragisch, hellere Geister rufen den Humor in sich auf, und der Kampf gegen ihre Unbequemlichkeit endet in Lachen.

Wer hier von Ort zu Ort wandert, muß die besänftigende, befreiende Einwirkung der Außenwelt erfahren, welche Last sein Herz auch bedrücken mag. Schon das immer neue Sehen immer neuer Menschen erhebt den Reisenden über den Horizont seines individuellen Looses. Sie leben und streben, fühlt und sagt er sich, haben Leid und Freud, wie Du!

Sieg und Niederlage, Ruhm und Unehre wechseln in ihrem Leben, wie in Deinem! Und ihrer sind so viele! Die Welt ist so groß! — Mach' nicht zu viel aus Dir und Deinem Geschick, Du Einzelner! — —

Es kann nicht meine Absicht sein, den Wanderer auf seinen Kreuz- und Querzügen zu begleiten und die Eindrücke, die er empfing, irgend näher schildern zu wollen. Meine Aufgabe ist, die Richtung anschaulich zu machen, die unter ihnen seine Seele nahm.

Er durchzog die ganze Halbinsel. Nachdem er sich mit den Reizen der Natur erfüllt und die berühmtesten Landschaften wieder gesehen und genossen hatte, concentrirte er sich auf die Kunst. Von Neapel nach Rom zurückgekehrt, lebte er hier für sich und widmete sich den großen Schöpfungen, die dort vereinigt sind, mit zusammenhängendem Fleiße.

Und noch mehr als auch die größten und blendendsten Erscheinungen der Natur ergriffen ihn hier

die Gebilde, die in Menschengestalt und Menschenantlitz göttliches Leben zur Anschauung bringen! In ihnen ist es eben der Geist selbst, der zu uns redet — seine Hoheit, Heiligkeit und heilige Liebe selbst, die in uns eindringt und den Beschauer unwiderstehlich zum Beschauten erhebt. Gegen die Fülle des Geistes und Gemüthes, die uns lebendig in den edelsten Formen erscheint, hilft kein Widerstand. Die Seele wird himmlisch angezogen, erleuchtet, erhöht, vergöttlicht!

Welche Erweisungen ewiger Kraft und Tugend stellen die Werke des Meißels und Pinsels, aus alter und neuer Zeit, in Rom vor Augen! Welch' einen Reichthum erhabener und lieblicher Schönheit entfalten sie vor uns! — Wir müssen nur dafür sorgen, daß sie uns nicht überfluthen, und mit Selbstbeschränkung von einem zum andern gehen, damit die unendliche Fülle, statt uns eine unerschöpfliche Quelle von Freuden zu werden, uns nicht erdrücke.

Hugo, der das Land aufgesucht hatte, um sich von seinem Leide zu befreien, lernte hier endlich den Segen des Leides erkennen. Die schmerzlichen Erlebnisse, die sich dem einsam Gedenkenden wieder darstellten, öffneten ihm das Verständniß jener Kunstschöpfungen, welche göttlichen und menschlichen Schmerz verklären; ließen ihn tiefere Blicke thun in die christliche Religion, in christliche Kunst und christliche Ideale. Diese dagegen klärten ihn wieder über sein eigen Leid auf. Der große Gedanke, daß irdische Noth himmlischen Reichthum, irdischer Verlust himmlischen Gewinn, ja zeitliche Erniedrigung und Schmach ewige Erhöhung und Herrlichkeit einschließe, war ihm nie so tief in die Seele gedrungen, als jetzt, wo ihn gotterfüllte Gestalten, die in Martern vergehend den Himmel offen sahen, über alle Drangsale der Zeitlichkeit emporschwangen. Ja, Leid ist eine Ehre und Leid ist ein Gewinn!

Das erkannte Hugo; und er segnete die

Schmerzen, die er erduldet — segnete Den, der ihn derselben gewürdigt hatte. —

Der Moment, wo der Mensch in seiner wahren Tiefe den Schmerz verstehen lernt, macht die größte Epoche in seinem Geistesleben. Man kann, was hier vorgeht, wohl eine Wiedergeburt nennen. Was man von sich zu thun mit Anstrengung, mit Aengstlichkeit bemüht war, das erscheint nun als ein Besitz, den man sich nicht rauben lassen möchte, weil nur auf ihm der Geist sich zum Gefühl ewigen Werthes und ewiger Freude erhoben hat. — Es ist der Punkt, von welchem aus, in sittlicher Benutzung des Leides, der Mann allein der höchsten Stärke gegenüber der Welt, der vollendeten Reife zugehen kann.

Hugo, nach einer Fülle von Anschauungen, baute sich gleichsam selbst wieder auf. Er gedachte seiner Ziele und Ideale, seiner Kenntnisse und Projecte, und richtete sein Absehen darauf, sie in Zusammenhang und Einklang zu bringen. Monate

lang hatte er vorzugsweise Kunstwerke betrachtet und seine Gedanken darüber zu Papier gebracht; jetzt verband er damit historische und philosophische Studien, ergänzte durch sie die Anschauungen und faßte ernster als irgend sonst den eigenen Lebenszweck in's Auge.

Was wollte, was sollte er? — Nach ernster Erwägung gab er sich die Antwort: das Leben eines Entsagenden mit fruchtbringender Thätigkeit ausfüllen; seine Kräfte in vollster Unabhängigkeit der Menschheit, dem Vaterlande weihen; — an dem großen Werke der Verständigung und Weltausgleichung mitarbeiten, das er als die eigenthümliche Aufgabe der Gegenwart und Zukunft erkannt hatte. Er besaß dazu den Willen, er hatte die Freude daran, und überdies uneingeschränkte Verfügung über sich selbst. Waren seine Einkünfte unzureichend, eine Familie zu gründen, so genügten sie doch, ihm seine Zeit für uneigennützige Pflichterfüllung freizulassen. Welche Macht war ihm

damit gegeben, wenn er sie nur benutzen wollte! Was konnte er ausgehen lassen aus dem schlichten Gemach, das er überall fand, wenn er gewissenhaft nach Wahrheit und Recht forschte, um die Ergebnisse auszusprechen ohne Rückhalt! — Das war *seine* Art, für die Welt zu arbeiten, und so wollte er der Forderung nachkommen, die der Freund im Vaterland an ihn gerichtet hatte. Nicht an eine unliebsame Pflicht wollte er sich ketten, nur um Selbstvergessenheit zu finden und Dienste zu thun, die jeder Andere eben so gut oder besser verrichten konnte, — die edelsten Kräfte des Geistes und Herzens wollte er anstrengen, um durch Schrift und, wo es sein mußte, durch Wort der Sprecher des Geistes zu werden, den er zum Herrscherthron der Zukunft berufen sah.

Er studirte, producirte und erfüllte sich mit Ideen, schrieb Einzelnes nieder, verglich und ordnete, bis sein Geist die Macht gewann, das Material wissenschaftlich organisiren zu können. Er fühlte:

es war nicht eine Macht, die er sich erarbeitet hatte, sondern die er vielmehr geschenkt erhielt. Es war ein Licht, ein Lichtquell in seinem Haupt, welcher sich zwanglos ergoß — ein freudiges Wollen und Können der schönen Gliederung. Wie viel hatte er in seinem Leben gedacht, erfahren und getrieben; wie manches hatte er darstellend ausgeführt! Aber stets war er dem einzelnen Gegenstand, mit dem er sich befaßte, hingegeben und er vergaß darüber der andern. Jetzt hatte sein Geist sich in eine Höhe gehoben, von der aus er alles Einzelne, was er früher durchdrungen, überschaute, und ihm die Zusammenbeziehung, der Bau des Ganzen ein so liebes Geschäft wurde, als ihm sonst die Hingabe an ein Thema war, das ihn leidenschaftlich angezogen hatte. Es war eine freudenreiche Vermählung des Geistes und des Stoffes, des Geistes und der Glieder, die sich in ihm vollzog. Seine Ideen über die Kunst und ihre höchsten Ideale verbanden sich mit seinen

Ideen über Gott und Welt, über die Entwicklung und Ziele des Menschengeschlechts, und namentlich diese stellten sich in begeisterndem Licht vor seine Seele. Er vertiefte sich in jenen großen Gedanken freier Einheit, der den gerechten und guten Menschen so nahe liegt. Denn eben sie erkennen und sagen sich: Jede Lebensrichtung, die sich Geltung verschafft hat, ist etwas für sich und hat etwas vor den andern voraus. Soll die eine nun der andern geopfert, soll sie von ihr niedergehalten, verzehrt werden? Nein! Sie sollen vielmehr alle sich erhöhen und erneuen und als erneute sich fügen und zu einem Ganzen zusammentreten, wo jede an dem gefundenen rechten Orte mit freier Liebe das Ganze und sich selbst im Ganzen will. Das ist das Ideal für alle Gebiete des Lebens! Und dieses Ideal zu verwirklichen, wie allmählig immer, in Kunst und Wissenschaft, in Staat und Gesellschaft, in der Culturwelt, — in der ganzen Menschheit, das wird die Arbeit der kommenden Jahr-

hunderte, Jahrtausende sein! Friede, Friede soll in die Welt kommen! Aber ein Friede, der nicht den Wettkampf, ja nicht den Kampf im Einzelnen ausschließt! Der männliche, gesunde, lebensvolle, schöpferische Friede! Der Friede, der eine Zeit bringen wird des Producirens und Gestaltens im größten Stil, — eine Zeit des Lichtes, das den Erdkeis erhellen soll! —

In der Stadt, wo die Jahrhunderte zweier Weltperioden zu ihm gesprochen, wo das Erhabenste und Schönste, was gottgeleitete Menschenkraft hervorgebracht, ihn aus der Zeitlichkeit hinweggenommen und in die Sphäre des Ewigen versetzt hatte — in Rom war es, wo er den letzten Trost für sein beraubtes Leben, die eigentlich wunderwirkende Arznei für das gekränkte Herz fand — in eigner Productivität und im Denken großer Wahrheiten! — Entweder, oder! Entweder dauert die Krankheit und schwächt den Geist und läßt ihn nicht zu sich selber, nicht zum Erweis seiner Kraft gelangen. Oder aber der Geist, von göttlichen

Mächten genährt, gekräftigt und beschwingt, erhebt sich über die Krankheit, lebt über ihr sein eigenes schaffendes, schaffensglückliches Leben, und das leidende Herz, von seiner Heilkraft durchdrungen, muß endlich ganz genesen.

Ganz! Wenn die andern Mittel beschwichtigen und in Vergessenheit tauchen, wenn sie entsagen und aus dem Leide Gewinn ziehen lehren, so existirt dieses doch immer fort, und in Stunden der Ermattung kann das Gefühl des verkümmerten Daseins wieder schmerzenerregend und niederdrückend hervortreten. Die schöpferische Thätigkeit heilt von Grund aus. Sie macht das Leid selber zum Gegenstand, verwandelt es und läßt es in verklärter Gestalt das neue Leben mitleben. Sie, das eigene Dasein zur Freude, zur Glorie erhöhend, bringt für das verlorene Glück und die gekränkte Ehre den positiven Ersatz, — den Ersatz nicht nur für den Geist, sondern in dem Geist selber, der sich gottähnlicher Macht erfreut.

Das Glück entbehren zu müſſen an der Seite eines geliebten Weibes, an der Seite der einzig Einen, die das Herz gewählt, war für Hugo ein Gedanke, der ihn mit Wehmuth erfüllte, ſo oft er wiederkehrte. Aber ſein Geiſt blieb nicht ſtehen bei der Vorſtellung dieſes Glücks. Er dachte ſich die Geliebte als Mutter, er dachte ſich holde Kinder, die gemeinſame Erziehung derſelben und alle die heiligen Freuden des Hauſes. Daß auch alles das ihm genommen ſein, daß er einſam und fruchtlos durch's Leben gehen und ſein Stamm mit ihm erlöſchen ſollte, das fiel ihm noch ſchwerer und ſchmerzlicher auf die Seele. Iſt die Familie nicht das Schönſte, was wir in dieſem Leben erlangen können? Die reichſte Quelle edelſter Genüſſe — die vollſte Abtragung des Dankes, den wir den ſchaffenden Mächten für das eigene Daſein ſchulden — und gleichwohl ein ſo allgemeines Glück, daß es nicht zu finden zu den Ausnahmen gehört? Und Du ſollſt es nicht finden! Du ſollſt zu den

Ausnahmen gehören! Zu den tiefer getroffenen Ausnahmen, weil Du fühlst, was Du verloren! Du sollst Dein Leben versehnen, vertrauern, um endlich spurlos zu verschwinden! —

Gegen diese bittern Gedanken, die immer wieder erstehen können, hilft bei Menschen von der Art Hugo's nicht Zerstreuung, nicht momentane Verzückung, ja nicht gewollte Ergebung, — sondern allein die Thätigkeit, die sich in höchster Sphäre zu schaffen bewußt ist. Die Thätigkeit, welche Wahrheit und Schönheit in die Welt fördert, daß sie dauern in ihr! Die Thätigkeit, welche die Geister erleuchtet, die Herzen erfreut und bildet, so daß der Schaffende sich einen Antheil zusprechen kann an den von ihm Aufgeklärten und Geformten und er mit der Menschheit ebenso wie der natürliche Vater durch ein Band des Lebens verbunden ist!

Der productive Geist ist nicht einsam und geht nicht fruchtlos durch das Leben — nicht bloß empfangend und egoistisch genießend, was dem

Edeln unerträglich ist: er wuchert mit seinem Pfunde; er gewinnt in Freunden und Schülern eine Familie; er beglückt und ihn belohnen frohe, glückliche, liebende Gesichter; — ihm schafft der ununterbrochene Tausch des Gebens und Empfangens tiefste Befriedigung.

Das Reich der Ideen wurde Hugo's eigentliche Heimath. Er durchforschte den Kreis derselben, um diejenigen, durch welche die Welt und die jetzige Ordnung der Dinge sich erklärt, immer tiefer und lebendiger sich anzueignen. Welche Freude nun, wenn die Sachen, die stumm in Dunkelheit gelegen hatten, im Licht ihrer Ursachen erglänzten — wenn die goldenen Strahlen sie in ihren Farben erscheinen ließen und jeden Winkel freundlich aufhellten, so daß das Dunkel, welches übrig blieb, als gefordertes Element des Ganzen, selber erquicklich und lieb wurde! Die Unzahl der Dinge, die sich wechselseitig fremd geworden waren und sich widerspruchsvoll durch einander bewegten, zeigten dem Philo-

ſophen, der ihre gemeinſchaftlichen Ahnen erkannt hatte, ihre Verwandtſchaft und wurden ihm ſo zu einer großen Familie. Eben indem er ſie aus einem ewigen Grunde ſtammen ſah, konnte er auch erkennen, wohin ſie gelangen ſollten, und der Welt, der Menſchheit ihre höchſten Ziele weiſen.

Von dem gewonnenen allgemeinen Ueberblick aus fertigte er mehrere Arbeiten, die, wenn ſie für ſich etwas waren, doch zugleich als Theile eines größern Ganzen erſchienen. Ihm hob ſich der Widerſpruch auf, der zwiſchen Ideal und Wirklichkeit beſtand, und vor ſeinem Geiſt erblühte die Harmonie der Kunſt und des Lebens. — Was iſt die Kunſt? Erhöhung, Vollendung, Verklärung des Lebens. Der Künſtler leiſtet für jetzt im Bilde, was im Lauf der Zeiten mehr und mehr und am Ende der Dinge allgemein in Wirklichkeit geſchehen wird. Die Schönheit, zu welcher der Gehalt des Lebens im Kunſtwerk ſich verklärt, iſt das Ziel aller Dinge, der Endzweck des Schöpfers. Und

wenn die Genien, die Er jetzt schon zur Darstellung des Vollkommenen im Bilde befähigt, uns einen Vorschmack des Himmels gewähren, so sollen sie uns damit nicht nur beglücken, sondern uns ein Muster vor Augen stellen und uns anfeuern, die wirkliche Welt und uns selber der Schönheit mehr und mehr entgegenzuführen. Können wir auf Erden damit nicht zur Vollendung gelangen, so müssen wir doch auf ihr anfangen und fortfahren und das Unsere thun, damit das Begonnene in andern Sphären zum Vollkommenen erhöht werde. Die Entwicklung der Menschheit auf Erden ist die Entwicklung zu einer Ordnung, die der wahren Schönheit näher und näher kommt. Diese Entwicklung zu fördern, ist die höchste Pflicht jedes Fähigen; und ihr wird, bewußter und lichtvoller als bisher, die Kunst selber sich widmen lernen.

Bei seinen Grundüberzeugungen war es dem in Fluß Gekommenen einerlei, ob er forschend oder producirend, wissenschaftlich oder poetisch thätig

war. Er folgte seinem innern Drange, trieb jede Arbeit mit Lust, und fand in jeder seine Befriedigung.

Und nun erschlossen ihm die großen Schöpfungen menschlicher Kunst in der ewigen Stadt erst ihren letzten tiefsten Sinn. Indem er ihnen selbständiger gegenüberstand und den Genien, die sie hervorgebracht hatten, verwandter, konnte er sie nicht nur schärfer beurtheilen, sondern auch liebevoller sich ihnen hingeben. Der Wechsel von seligen und öden Stimmungen, den er früher in sich zu beklagen hatte, wich in heiterer Vertiefung zusammenhängenden Genüssen.

Wenn er im stillen Gemache saß, am sonnigen Morgen oder dämmernden Abend, und die Bilder der Heimath vor seine Seele traten, — die Bilder des einzigen Glücks, das er dort erfahren, und Sie, die es ihm geschaffen hatte, — dann schaute er mit Empfindungen hin, die, wenn auch nicht ganz ohne Wehmuth, im Grunde doch heiter, und

lieb und wahrhaft süß waren. Seine Phantasie ging weiter — er sah sich mit ihr im Garten zu Ellerburg, oder im Dorf und auf traulichen Pfaden in der Nähe; das Leben, das er mit ihr gelebt hatte, erschien ihm wie ein Märchen und wirkte auf ihn auch wie ein Märchen, reizend und melancholisch zugleich. Er erblickte die Geliebte in ihrer höchsten Schönheit und Holdseligkeit, und freute sich innig darüber und empfand es als ein Lebensglück, daß er dieses Wunderbild in sich hatte aufnehmen dürfen. Ja, er sah sie als glückliche Braut, als Gattin und Mutter, — und sein Herz litt dabei nicht; nein, er freute sich ihrer Freude. War sie doch über Alles lieblich und schön darin! Lächelte sie doch selig in der Fülle des Glücks — und unschuldig in ihrer kindlichen Vergessenheit!

„Denke so groß," rief er sich zu, „sie des Glücks genießen zu lassen, das ein Anderer ihr bereitet! Gönn' ihr das Ihre, da man Dir das Deine gönnt! Wer kann für Neigung, für die Entscheidung des

Herzens? Das ihrige hat für Ihn entschieden! — Und es lebt sich am Ende leichter mit demjenigen, der das Leben selber leicht nimmt und den die Anschauung des Jenseits nicht immer wieder abzieht von der Sorge für das irdische Dasein!"

Die Bilder des Glücks, welche dem phantasievollen Geist sich darboten, waren für ihn auch ein Jenseits — Vorgänge, die zu ihm wie aus einer andern Welt herübersahen. Schön, aber fern; ätherfern wie die Sterne des Himmels, die so golden herniederfunkeln auf die Erde, und die man doch nicht begehrt, da es genügt, ihrer Pracht sich zu freuen.

Durch zusammenhängendes Denken, das ihm die Welt unterwarf, gefestigt und erhellt, betrachtete Hugo das Leben selber mit neuen Augen. Seine geistige Sehkraft war sowohl geschärft als erweitert; er konnte Alles, was ihm entgegentrat, ergreifen und für sich nützen. Und wie er nun dem Treiben des Volkes wieder größere Aufmerksamkeit wid-

mete, zog ihn die politische Bewegung ganz beson-ders an.

In dem alten Italien gährte es wieder; die Rufe nach Freiheit, nach Einheit ließen sich hören, und die rasch zu entflammenden Geister wollten nicht nur haben, was die vorgeschrittensten Völker schon besaßen, sondern mehr und Besseres. Wie sollte sich aber das Ideal der freien Einheit, welches unserm Philosophen sich dargestellt, in einem Lande verwirklichen, das zum Mittelpunkt den Kirchen-staat mit dem Papst hatte? Er sah, wenn die liberale Partei auch emporkam und von Worten zu Thaten schritt, nur Kämpfe und Erschütterungen voraus, die ein gedeihliches Ende nicht absehen ließen. Aber zu kämpfen und in Extremen sich zu bewegen, das war die Aufgabe der romanischen Völker! Sie sollten in stürmender Bewegung den Germanen einen Anstoß geben, den diese nöthig hatten, um sich zur Erfüllung ihrer eigenen höchsten Mission aufzumachen. Konnte die alte Roma,

konnte das System, das für lang entschwundene Zeiten aufgerichtet war, mit seinen gebieterischen Ansprüchen in die neue Zeit hineindauern? Unmöglich! Konnte aber in der Nation, welche durch dieses System Jahrhunderte lang geschult und im Zaum gehalten war, der Geist emporkommen, der die Bedingungen freier Einheit in sich trug? Der Geist, der jedem das Seine zu geben nicht nur den sittlichen Adel, sondern auch den unterscheidenden Verstand besaß? Der deutsche Denker konnte das nicht annehmen. Die Fähigkeit dazu hatten nur die germanischen Nationen, vor Allem die deutsche, welche durch Naturgaben, Erfahrung, allgemeine Cultur und speciell philosophische Bildung recht eigentlich berufen war, zu jenem Ideal hin die ersten positiven Schritte zu thun. Sie, nachdem sie der Entwicklung anderer Nationen in den letzten Jahrhunderten nachgefolgt war, sollte zu dem höchsten und letzten Ziel vor allen andern den Vorgang haben.

Was nun die Zeit auch bringen mochte in dem Wunderlande Italia, wo die Satzungen früherer Jahrhunderte mitten in Strömungen der jüngsten Doctrinen prunkend aufrecht standen, wo die keckste Negation auf den kindlichsten Glauben und Aberglauben stieß und die Vertreter der schärfsten Gegensätze bunt durch einander liefen — das Heil, das eine neue Weltzeit herbeiführen sollte, konnte diesmal nur von den Deutschen kommen. Die materiellen Voraussetzungen durch Angriff und Streit mochten andere Völker bieten, die geistige Arbeit der Organisation, der schöpferischen Durchführung im Laufe der Zeiten, konnte nur dem deutschen gelingen.

Indem er dies so recht bedachte und aller Tugenden der Nation sich wieder bewußt wurde, erwachte in ihm die Sehnsucht nach dem Vaterlande. Gegen zwei Jahre hatte er nun in dem Lande der Schönheit verweilt, an dem Zauberborn, der hier sprudelte, sich vollgesogen, Heilung gefunden

und neuen, dauerfähigen Lebensmuth gewonnen. Der Zweck, der ihn hierher geführt, war erreicht. Und wie er sich nun bei seinem Eintritt an der höchst anziehenden Besonderheit des italienischen Lebens ergötzt hatte, so erschienen ihm die Bilder der Heimath mit einem Mal überaus lockend und versprechend. Ihn verlangte aus der sonnigen italienischen Landschaft in den grünen deutschen Wald, aus dem Strom der theatralisch eleganten Südländer zu den derbern Gestalten und Naturen über den Bergen, von der Musik der fremden Laute hinweg zu dem kräftig trauten Klang der Muttersprache. — Mochten hier die Formen edler sein und dem Aug' unmittelbar imponirender erscheinen, dort waren die Menschen frischer, mannigfaltiger, tiefer, und aus den gröbern oder unregelmäßigen Zügen schaute der Humor eines complicirtern Wesens, einer reichern Begabung. Der Vorzug des Italieners in der äußern Erscheinung und an unmittelbarem Talent war unleugbar. Aber der Deutsche hatte

dermalen vor ihm nicht nur die markigere Kraft, sondern den gründlichern, umfassendern — überlegenen Geist voraus. Das erkannte unser Freund jetzt auf's Klarste. Und wenn sein schönheitgewohntes Auge zunächst verlor — dieses Volk der Deutschen, *sein* Volk mußte er wieder sehen!

Auch eine andere Sehnsucht erwachte in ihm, die ein schlichtes Volkslied am herzlichsten ausgedrückt hat. Er wollte in die Heimath — nicht um die Geliebte dort zu lieben und liebend zu begehren, sondern nur um zu sehen, wie es ihr gehe! —

Da er Heilung gesucht in möglichstem Vergessen, so hatte der aus Deutschland Abreisende dafür gesorgt, daß er für die dortigen Freunde gänzlich verschwand. Keiner von ihnen sollte erfahren, wo er sich aufhielt, und Keiner erlangte auch wirklich Kunde davon — mit Ausnahme des Geschäftsfreundes, der ihm die Anweisungen zuzusenden hatte. Da sich dieser aber nicht berufen

sehen konnte, ihm unverlangte Neuigkeiten zu schreiben, und der Wanderer selbst, wenn er in Italien zufällig auf Landsleute traf, jede Nachfrage vermied, so war ihm von den Schicksalen der Familie Ellerburg in der That nicht das Mindeste bekannt geworden. Er hatte sich dafür an den Bildern geweidet, die in seiner Seele erstanden waren, und mit der Entfernten in einer Märchenwelt verkehrt, welche seine Phantasie geschaffen hatte.

Die Geliebte — die es in einem eigenthümlichen Sinn auch im Besitz eines Andern noch blieb! — war aber auf der Erde, in bestimmtem, wirklichem Dasein, und hatte Geschicke, nicht wie die Einbildungskraft sie erfand, sondern wie Fügung und Natur sie ihr zutheilten. Und diese Geschicke des wirklichen Lebens und der wirklichen Verhältnisse kennen zu lernen, fühlte er nun plötzlich ein Verlangen, über das er selber erstaunte. — Er wollte sie sehen, ob auch wie ein Geist, selber

ungesehen; — er wollte das eine Gelüst noch befriedigen, die eine Prüfung, die er sich damit auferlegte, noch bestehen, dann aber, mit gänzlich befreiter Seele, an sein Tagewerk gehen und alle Kräfte des Geistes und Herzens dem Vaterlande, der Menschheit, dem erkannten Gotte widmen!

Er packte seinen Koffer und fügte zu seinen Habseligkeiten, nicht ohne ein Lächeln der Genugthuung, die fertigen Reisetagebücher und Manuscripte in Versen und in Prosa. Ein zierliches Heft steckte er in die Reisetasche. Es enthielt Gedichte, die meist in Ellerburg entstanden waren und sein Liebesleben von Anfang bis zu Ende poetisch darstellten. In den letzten Wochen hatte er sie wieder gelesen, verbessert und so zusammengestellt, wie es seinem Herzen entsprach. Die Versenkung in sie, wenn sie ihn auch traurig machte, war dennoch eine Lust für ihn und ließ ihn besondern Trost finden in dem Gedanken, daß das erfahrene Glück nicht nur in seiner Erinnerung,

ſondern zugleich in Gebilden fortbeſtand, welche auch in andern fühlenden Herzen liebende Sympathie erregen konnten; — daß von Freud und Leid eine Frucht blieb, ſüß für ihn, ſüß für Alle, die des Mitgefühls fähig, der Mittheilung würdig waren!

Er gedachte ſich in freien Stunden auf der Heimreiſe damit zu beſchäftigen, ſie wo möglich zu vermehren, und wollte ſie daher immer zur Hand haben.

Nachdem er Alles beſorgt und von den wenigen Bekannten, mit denen er Umgang gepflogen, Abſchied genommen hatte, fuhr er aus der Stadt, die auch ihm hiſtoriſch geworden war — die Deichſel dem Vaterlande zugewendet.

Drittes Capitel.

Unter ſchönen, ſanften Empfindungen durchreiſte Hugo das ſommerlich klare Land. Da er es verlaſſen mußte, ſo erſchien es ihm wieder lieblicher; aber die Heimath lockte zu mächtig, als daß in ihm ein Bedauern hätte aufkommen können. Er hatte eine Empfindung wie beim Abſchied von einem Freunde, zu dem man ſagen kann: „Wir haben viel mit einander erlebt, wir haben einander kennen gelernt, und hoffentlich ſehen wir uns einmal wieder. Leb' wohl!"

Seine Hauptbeſchäftigung auf dieſer Heimfahrt, die er ſich ſo bequem als möglich einrichtete, war

die Lectüre der Gedichte an Helene und die gelegentliche Vollendung derselben. Sonderbar mischten sich in ihm die Gefühle des Verlassenen mit denen des Autors, dem es gelungen war, einen Theil seines Lebens, und zwar trotz Allem den schönsten und poesievollsten Theil, in reinen Gebilden darzustellen. Die herrschende Empfindung war eine Lust und Leid verklärende, wobei er die Wahrheiten, die er in den Gedichten ausgesprochen hatte, reiner faßte, als im Moment der Darstellung. Er fühlte den Reiz des Lebens und die Fülle des Glücks, das dem Menschen darin vergönnt sein kann; aber zugleich tiefer als je das Flüchtige, Schwankende, Traumartige desselben. Gegen ihn hatte sich die Welt so ungewöhnlich karg bezeigt, daß sein Geist Alles allein thun mußte. Auch das Glück der Liebe und der Poesie, das er jetzt genoß, war einseitig; die Wirklichkeit, die er vom Ideal aus erreicht hatte, war ihres Lebens entkleidet und wieder Ideal geworden! Doch nein, das

hieß dem Geschick unrecht thun: die Wirklichkeit war Erinnerung; und das ist mehr, das ist das Ergebniß alles Lebens — es ist loderndes Leben selbst, wenn Geist und Herz es in sich anzufachen wissen. —

Es findet sich vielleicht ein ander Mal Gelegenheit, eine Auswahl der Gedichte mitzutheilen. Für jetzt begleiten wir den Autor.

Italien lag hinter ihm — er fuhr zwischen den Bergen dahin — und mit Freuden begrüßte er die ersten deutschen Gesichter, die ersten deutschen Laute. Aber gleichwohl reiste er auf dem nächsten Wege so schnell als möglich durch das Land der Alpen. Das eine Verlangen, das sein Herz wieder ergriffen hatte, war übermächtig geworden, — er eilte, ihm Genüge zu thun. —

In einer altedeln Stadt Süddeutschlands beschloß er einen Tag zu verweilen. Er hatte seinen Geschäftsfreund beauftragt, ihm hierher eine Sendung zu machen, und wollte außerdem einen Studien-

genoſſen beſuchen, der ſeit Jahren in dem Ort angeſtellt war. Seine Augen weideten ſich an den alten und neuen Gebäuden, die ſo gut mit einander in Harmonie gebracht waren, und ſeine Seele gab ſich ganz der Heimlichkeit der Eindrücke hin.

Der erwartete Brief war noch nicht angekommen. Er ſuchte den Beamten auf. Dieſer war nicht in der Stadt, auf mehrere Tage verreiſt, und er mußte auf das Wiederſehen verzichten. Dadurch wieder zum Gefühl ſeiner Einſamkeit gebracht, kehrte er etwas melancholiſch in den Gaſthof zurück. Als er in den Thorweg trat, hörte er aus dem Hof eine bekannte Stimme. Er ſah hin — und erblickte den Oberförſter. „Wildau!“ rief er faſt erſchreckt. Dieſer wandte ſich um, ſtarrte ihn an, und ging ihm raſch entgegen.

Die Freunde umarmten ſich auf's Herzlichſte. Nach den erſten Grüßen, allgemeinen Fragen und Antworten, nahm Hugo den ſo unerwartet Gefundenen

auf sein Zimmer und bat ihn, wenn es ihm möglich sei, ihm den Abend zu widmen. Der Oberförster erklärte sich dazu bereit. Das Geschäft, das ihn hierher geführt, sei abgemacht und er reise erst morgen. Die Miene womit er dies sagte, war aber so ernst und der Blick seines Auges dabei so eigen, daß Hugo ihn mit seltsamen Gefühlen ansah.

Zunächst erkundigte er sich nach der Familie des Freundes. Das braunrothe Gesicht erhellte sich. Er theilte mit, daß ihm die Frau zu dem Erstgebornen ein gesundes hübsches Mädchen geschenkt habe. Hugo, seine Freude ausdrückend, schüttelte dem beglückten Vater die Hand und hörte noch die Antwort auf eine nähere Frage über Mutter und Kind. Dann entstand ein Schweigen. Der Heimkehrende, mit einem sonderbaren Lächeln, sagte endlich:

„Und unsere Freundin — Helene — was macht sie? — Ist sie glücklich?"

Wildau sah ihn an, und wiederholte mit einem Ton traurigen Befremdens:

„Glücklich!“

„Wie!“ rief Hugo; — „Behandelt der Graf sie nicht gut? — Wär's möglich —“

Jener schüttelte den Kopf. Aber als ob er für das, was er zu sagen hatte, nicht das Wort zu finden wüßte, schwieg er — und sah betreten für sich hin.

Das Herz des Liebenden klopfte.

„Sprechen Sie es aus, mein Freund!“ rief er entschlossen. „Ich muß es wissen, was es auch sei! — Geierstein —“

„Kann ihr nichts mehr zu Liebe und zu Leide thun,“ versetzte der Oberförster. „Er ist todt!“

„Und Helene Wittwe?“ rief Hugo rasch.

„Helene,“ erwiederte Jener, „ist was sie gewesen: Fräulein von Ellerburg.“

Hugo wechselte die Farbe.

„Geierstein ist also vor der Hochzeit gestorben?"

Wildau, nach einem Blick auf ihn, machte eine Bewegung wie Einer, der entschlossen ist, ohne Weiteres Alles zu sagen.

„Der Graf," entgegnete er mit Nachdruck, „ist vor der Hochzeit von Karl im Duell erschossen worden, weil er sich gegen die Unglückliche schmachvoll benommen hatte!"

„Ah!" rief Hugo auffahrend. „Dennoch, dennoch! — Ich hab' es geahnt, aber mein Gefühl unterdrückt, weil ich es für eine Geburt der Eifersucht hielt. — Geierstein ein Betrüger! — Geierstein ein Schurke! — Schreckliches Loos! — Aber wie hat sie's getragen? Wie lebt sie?"

Wildau faßte die Hand des Tieferregten, drückte sie mit einem Blick zärtlicher Freundschaft und sagte traurig:

„Mein lieber Freund, ich darf nicht dulden, daß Sie sich einer falschen Hoffnung hingeben. Erfahren Sie es gleich jetzt: Helene lebt nur noch,

um zu ſterben. Nach der ſchrecklichen Kataſtrophe hat die Krankheit ſie angefallen, der ihre Mutter erlegen iſt, und trotz aller Sorge und Pflege Fortſchritte gemacht, daß die Aerzte ſie verloren geben."

Hugo war todtenbleich geworden, er athmete hörbar.

„Iſt es möglich?" rief er mit ergreifendem Schmerz. „Keine Hoffnung mehr? — Nicht einmal Hoffnung?"

„Keine!" verſetzte Wildau mit ſchmerzlichem Ernſt.

Die Augen Hugo's füllten ſich mit Thränen.

„Jammervoll! Jammervoll!" rief er aus. „Dieſer Engel an Schönheit und Lieblichkeit! Dieſe Zierde des Menſchengeſchlechts! Das Holdſeligſte, was meine Augen je geſehen haben! — Kann es ſein? Iſt das Geſchick — iſt die Natur ſo grauſam? Zerſtört ſie das Vollendetſte, was ihr gelungen iſt, ſo mitleidslos?"

Er ſtand einen Moment, indem ſeine Züge

bittern Schmerz ausdrückten. Dann richtete er ſich auf und ſagte zu Wildau:

„Erzählen Sie, Freund! — Sagen Sie mir Alles — Alles wie es war! Ich kann's tragen! Fürchten Sie nicht, daß Sie mir wehe thun, — im Gegentheil, ich habe einen wahren Hunger darnach; ſättigen Sie mich!"

Wildau, nach einiger Ueberlegung, verſetzte:

„Ich will Ihnen Alles erzählen — das iſt auch das Beſte für unſere armen Freunde — und ganz von vorn beginnen. — Sie hatten damals unſer Haus kaum einen Tag verlaſſen, als Karl von Ellerburg bei uns eintraf. Er erkundigte ſich nach Ihnen; und als ich ihm ſagte, daß Sie im Sinn hätten, eine große Reiſe zu unternehmen, war er ſichtbar froh. „„Jetzt wird Alles gut gehen!"" rief er. „„Helene macht eine ausgezeichnete Partie — und ich werde mich in den Stand geſetzt ſehen, Deine Schweſter früher heimzuführen, als es ſonſt möglich geweſen wäre."" --

Ich konnte mich über dieſe Ausſicht nicht freuen. Es iſt freilich wahr, daß im Leben ſchon Manches gut ausgefallen iſt, wo man Unglück prophezeiht hatte; aber hier war mir's, als ob's nicht gut gehen könnte. Karl ſah mir das an, ſuchte die Verbindung im beſten Licht darzuſtellen, und ſagte zuletzt: „„Was willſt Du, Freund? Helene liebt den Grafen!““ — Als ich dazu ein bedenkliches Geſicht machte, fuhr er fort: „„Iſt es denn noch nie vorgekommen, daß man den einen Mann hochſchätzt und den andern liebt? — Helene hat recht gethan. Sie iſt eine gute Tochter, eine gute Schweſter, und ſie wird glücklich ſein.““ — Ich ſchwieg; denn was konnt' ich erwiedern?“

„In den erſten Wochen nach der Verlobung ſah es wirklich aus, als ob dieſe Prophezeihung Recht behielte. Man lebte ſehr fröhlich in Ellerburg. Karl hatte mir geſagt, daß er ſeine Angelegenheit erſt zu betreiben gedächte, wenn Helene verheirathet wäre; und dieſe ſcheute ſich vielleicht

vor mir wegen meiner Freundschaft zu Ihnen, kurz ich wurde nicht in's Schloß geladen. Einmal sah ich aber die Familie zufällig mit dem Grafen. Dieser hatte eine Jagd auf seinem Gute veranstaltet und die Damen von Ellerburg abgeholt. Er ritt dem Wagen, in welchem sie fuhren, zur Seite, als ich eben aus dem Walde, rechter Hand von Ellerburg, auf die Straße trat. Helene fiel mir auf. Sie hatte mehr Farbe als sonst und ein stolzeres, heroischeres Aussehen. Es stand ihr auch das gut, und Mancher hätte sie vielleicht so grade am schönsten gefunden. Mir gefiel sie aber weniger, als ehemals in Ellerburg. Wie sie mich erkannte, wurde sie blutroth. Ich grüßte, und sie dankte in sichtlicher Aufregung. Da dacht ich bei mir: wenn diese auch ihren Bräutigam liebt, so fühlt sie doch, daß sie gegen meinen Freund unrecht gehandelt hat!"

„Armes Mädchen!" rief Hugo. „Um dessentwillen hätte sie können glücklich sein!"

„Ein paar Monate, kann man sagen, war sie es. Das ging wenigstens aus den Erzählungen hervor, die gelegentlich an uns kamen. Sie erhielt Gratulationsbesuche von den angesehensten Personen der Umgegend, und es wurde viel gesagt, wie blendend schön sie sei in ihrer Freude, wie ausgezeichnet sie sich benehme und welch' glänzendes Loos ihrer warte. — Sie wissen ja, die Menschen vergessen nichts leichter als das Unrecht, das Jemand begangen hat, wenn er trotzdem im Glück ist!"

Hugo zuckte die Achsel.

„Sie finden das Glück natürlich," erwiederte er, „das sie mit Augen sehen. Kommt aber das Unglück, dann finden sie das auch wieder natürlich!"

„Allerdings!" versetzte Wildau mit Ernst. „Unsere Leute," fuhr er fort, „wurden übrigens schon vorher bedenklich. Man begreift einen Brautstand von einigen Monaten, auch wenn der Trauung nichts entgegenzustehen scheint. Man muß sich einrichten, es gibt Familienrücksichten, die nicht

bekannt geworden sind, und was nicht sonst Alles! — Wie nun aber der Winter kam, ohne daß der Graf Hochzeit machte, da begann man sich zu wundern. Und wie er vorüberging, ohne daß man etwas davon hörte, da verzweifelte man daran. Man wollte wissen, daß Helene im Stillen weine, der Graf kaltsinnig geworden sei und nur darauf denke, wie er das Verhältniß wieder lösen könne."

„Die Wahrheit hab' ich von Karl erfahren. Es war nämlich so: Graf Geierstein, verschuldeter als man wußte, hatte den Baron für wohlhabender gehalten als er war, und Frau von Rabeneck hatte ihn absichtlich in der Täuschung erhalten. Als er einmal von Karl die Wahrheit vernahm, war er im ersten Moment sehr betroffen und verstimmt, faßte sich aber wieder und behandelte die Sache als gleichgiltig. Karl, der natürlich öfter mit ihm zusammenkam, behauptet nun, daß er erst von da an auf unehrenhafte Gedanken gerathen sei. Wäre sein Vermögen weniger zerrüttet gewesen oder hätte

Helene eine Mitgift erhalten, wie er sie brauchte, so würde er sie geheirathet und eine Ehe geführt haben, wie so Mancher sie geführt hat. Denn er liebte sie leidenschaftlich und wurde mit der Zeit nichts weniger als kaltsinnig, seine Leidenschaft nahm vielmehr zu und senkte sich in sein Wesen nur um so tiefer. Er sah das Mädchen zuweilen mit Augen an, in denen eine verzehrende Glut loderte, und wenn sie zu ihm trat, bebte er und gerieth in Verwirrung, er, der Weltgewandte! Er war förmlich bezaubert, — und eben damit fing ihn der böse Feind. Die Unmöglichkeit, mit einer Frau ohne Vermögen sein bisheriges Leben fortzuführen, erkannte er klar. Da er sich der nöthigen Einschränkung unfähig wußte, sah er es zum Bankerott kommen, und er beschloß nun, im Stillen sich nach einer reichen Partie umzusehen. Bei einem Besuch in der Residenz hatte er Frau von Rothenberg kennen gelernt und ihrer Tochter gelegentlich Artigkeiten gesagt, die man wohl aufge-

nommen. Er erinnerte sich ihrer und beauftragte einen entfernten Verwandten, einen pensionirten Officier, der Mutter einstweilen beizubringen: er sei von den Ellerburgs getäuscht worden, über die Unredlichkeit ihres Verfahrens empört, warte nur auf eine Gelegenheit, mit ihnen zu brechen, und würde sich glücklich schätzen, mit einer Familie sich verbinden zu können, die der seinen an Rang und Reichthum gleichkomme und, wie sie, an den Grundsätzen der Ehre halte! Die Rothenberg — ich erzähle Ihnen natürlich, was wir erst später erfahren haben! — seit dem Korb, den sie von Karl erhalten, gegen die ganze Familie gereizt, nahm den Antrag nicht mit der Indignation auf, die sie vielleicht sonst gezeigt hätte, ließ sich von dem Unterhändler begütigen und versprach zu warten. Der Gedanke, die erfahrene Kränkung den Ellerburgs zurückgeben und über sie triumphiren zu können, scheint auch der sonst gutmüthigen Frau süß gewesen zu sein. Der magisch angezogene,

von seiner Leidenschaft gestachelte Graf konnte sich aber nicht entschließen, das Verhältniß mit Helene aufzulösen. Er gestand der Gräfin Rabeneck zum Theil ein, wie seine Güter belastet seien, zeigte ihr die Nothwendigkeit, eines oder zwei davon mit Vortheil zu verkaufen, und erwirkte sich damit wiederholtes Hinausschieben der Hochzeit. Obwohl der Baron endlich den Kopf schüttelte und in Helene bange Ahnungen aufstiegen, lebte man so dahin und wartete mit Ergebung. Endlich kam aber ein Tag, der der Ungewißheit ein schreckliches Ende machte."

„Die Staatsräthin, die Sie kennen, hatte ihr sechzigstes Jahr erreicht. Geierstein, der ihr Dank schuldig war und sonst Ursache hatte, sie bei gutem Willen zu erhalten, ordnete für den Tag ein Fest an und lud die Ellerburgs mit wenigen, ihm besonders nahestehenden Familien dazu. Es war im Juni, der Tag wunderschön, — so ein Tag, wo man alle Sorgen vergißt und wieder ohne

Einschränkung an Glück und an die Freude des Lebens glaubt. Man soupirte in einem schön decorirten Saale, der auf der Gartenseite gelegen war, die Herren tranken auserlesene Weine, und unter allgemeiner Fröhlichkeit wurden auch die Damen bewogen, dem Champagner etwas herzhafter zuzusprechen. Man brachte Toaste aus und sagte sich die schönsten Artigkeiten. Trotz der Staatsräthin wurde der Hauptgegenstand der Huldigungen zuletzt doch Helene, und der Graf benahm sich gegen sie mit einer eifer- und achtungsvollen Zärtlichkeit, die Alle für ihn einnahm und den frühern Glauben bei Allen wieder herstellte."

„Helene fühlte sich endlich heiß und sprach den Wunsch aus, einen Gang in den Garten zu machen. Der Graf erhob sich, bot ihr den Arm, entschuldigte sich mit Anmuth gegen die übrigen Gäste, und führte sie hinaus."

„Daß ein erklärter Bräutigam mit seiner Braut, welche Luft schöpfen zu müssen glaubt, im

Mondschein lustwandelt, ist nicht besonders auffällig. Jedenfalls nahm die Gesellschaft, die der Graf geladen hatte, daran keinen Anstoß, und nur ein paar ältere Damen lächelten schlau für sich, als das Paar den Saal verließ."

„Ich will mich nicht mit den Liebesbezeigungen aufhalten, welche die Verlobten mit einander tauschten, obwohl mir Karl, dem Helene gebeichtet hatte, zur Erklärung dessen, was nun folgte, genauen Bericht erstattete. — Was das war," setzte der Erzähler hinzu, indem er Hugo ansah, „ahnen Sie vielleicht!"

Hugo, dem sich unwillkürlich die Rechte geballt hatte, rief mit bitterm Verziehen des Mundes:

„Allerdings, mein Bester! — Aber fahren Sie fort! Wir wollen sehen!"

„Ich glaube durchaus nicht," begann Jener, „daß der Graf, was er auszuführen unternahm, von Anfang an beabsichtigt hatte; denn das wäre bei der von ihm so gut wie beschlossenen Untreue

gradezu teufliſch geweſen. Er ließ ſich den Gedanken von der Gelegenheit eingeben und ſich reizen, dieſe zu mißbrauchen; — iſt auch das ſchon niederträchtig genug."

„Das mein' ich!" rief Hugo mit Hohn.

„Der freche Hochmuth," fuhr Wildau fort, „den er im Umgang ſo gut zu verbergen gewußt hatte, fand bei der Exaltation ſeiner Sinne in ihm keinen Widerſpruch der Ehre mehr — die Hölle lockte und drängte ihn — und er folgte —!"

„Erzählen Sie!" rief Hugo.

„Um gegenüber einem Mädchen wie Helene auch nur den Gedanken begreiflich zu finden, müſſen wir noch etwas im Auge behalten. Ein Mahl, wie man es hier eingenommen, und eine Converſation, wie man ſie geführt hatte, bleiben auf Niemand ohne Wirkung. In der Fröhlichkeit des Herzens können auch Frauen muthwillige Reden, welche die Männer ſich geſtatten, leichter nehmen und zu Scherzen lächeln, die ſonſt ihre Rüge auf

ſich gezogen hätten. Die Strenge weicht zurück, die Freude, die in der Seele lebt, ſcheint allein Recht zu haben, — das Genußverheißende und Reizende glänzt im Lichte des Erlaubten, und dieſes Gefühl drückt ſich in den Geſichtszügen aus. Wie nahe liegt es nun einem Geierſtein, durch die glückliche Miene der Verlobten an irgend ein leichtfertiges Geſchöpf erinnert zu werden, deren Wünſche früher den ſeinen entgegengekommen waren, und etwas Aehnliches auch im Herzen der Edeln vorauszuſetzen?“

„Gut, gut,“ rief Hugo; „aber weiter!“

„Das Paar, indem es in der Aufregung des Weines und des Feſtvergnügens durch die Baumgänge ſpazierte, vergaß unter Liebesreden und Zärtlichkeiten der Geſellſchaft gänzlich. Man war endlich in die Nähe eines eingerichteten Gartenhauſes gekommen, und da Helene ſich müde fühlte und die Luft kühler geworden war, trat man in daſſelbe ein, um ſich zum Rückgang auszuruhen. Beide

ließen ſich auf den Sitz des Gemachs nieder, das der Schein des Mondes erhellte. Kaum war das geſchehen, als der Graf ſie umſchloß und leidenſchaftliche Betheuerungen und Bitten ſtammelte."

„Das Mädchen erſchrak — und war mit einem Mal zur Beſinnung gebracht. Aber das Unterfangen des Mannes konnte immer noch aus unwiderſtehlichem Liebesverlangen erklärt werden; — die Braut wehrte alſo nur bang und bittend ab. Jener mißverſtand ſie; er nahm den Ernſt der geängſteten Seele für Schein, für Heuchelei; der fortgeſetzte Widerſtand reizte, erbitterte ihn — er riß ſie an ſich und ſuchte ihr Gewalt anzuthun."

„Helene, bei der erſten Bewegung, die ſie als unſägliche Mißhandlung empfinden mußte, wurde nicht nur über ſeine Abſicht erleuchtet, ſondern über ſeine Geſinnung und ſeinen Charakter überhaupt. Sie erkannte mit einem Male den ſchandbaren Egoismus, der in ihr nur einen verächtlichen Gegenſtand erblickte — und das rettete ſie. Später hat ſie mit heißen Thrä-

nen Gott dafür gedankt; denn wenn der Verführer seine Absicht erreicht hätte, sie würde sich ermordet haben!"

Hugo, erschüttert, nickte, indem ein Strahl des Beifalls aus seinem Auge ging.

„Mit der tiefsten Entrüstung gewaffnet, widersetzte sie sich und glaubte durch den Zuruf, den das beleidigte Ehrgefühl ihr eingab, den Frechen lähmen zu können. Aber dieser hatte nur seinen Triumph im Auge, war für das Wort der Indignation taub und wollte die Beleidigte zur Mitschuldigen machen. Dadurch verdoppelte sich die Wuth des unendlich gekränkten Weibes, und an ihr brach die Kraft des Mannes. Sie riß sich von ihm los und schrie mit einem Jammerton um Hilfe, daß er innehielt und sie entsetzt ansah. Die Rufe wurden nicht gehört; aber der Verbrecher fürchtete, daß sie gehört werden könnten — er dachte sich die Schmach, die ihm drohte, und bat nun, flehte, entschuldigte sich mit seiner unwiderstehlichen Leidenschaft, dem sinnverwirrenden Zauber,

den sie auf ihn geübt, und was dergleichen mehr ist, indem er die Empörte auf jede Weise zu begütigen suchte. Aber Helene, mit unendlicher Verachtung, rief: „„Gehen Sie! Machen Sie sich nicht noch verächtlicher durch Feigheit und Lüge! Sie sind ein Teufel! — Gehen Sie im Moment,““ setzte sie hinzu, „„oder ich trete vor die Gesellschaft wie ich bin, und erzähle Ihre Infamie! — Bei Gott dem Allmächtigen,““ rief sie mit erhöhter Stimme, „„ich thu's, wenn Sie sich nicht augenblicklich entfernen!““

„Der Graf ging, Helene ordnete ihren Kopfputz und ihr Gewand so gut es ging, und kehrte in den Saal zurück.“

„Hier war das lange Ausbleiben der Beiden trotz der Unterhaltung, die sich wieder entsponnen hatte, endlich doch aufgefallen. Die Unbetheiligten lächelten und zischelten sich in die Ohren. Der Baron wurde unruhig, saß verlegen, und sogar die Gräfin machte eine sehr bedenkliche Miene.

Sie wiſſen, im Leben gibt es Momente, wo man eine Ahnung von dem Unglück hat, das Einem droht; und bei dem Vater war ein ſolches Gefühl jetzt gewiß natürlich. Das Mißtrauen, das ſich ſchon früher in ihm gemeldet hatte, kehrte verſtärkt wieder — eine Möglichkeit, die der Wirklichkeit ſehr nahe kam, ſtellte ſich vor ſeine Seele — und als Helene hereintrat, — mit Faſſung zwar, aber doch mit einem Nachglanz der tiefſten Entrüſtung in ihrem Geſicht, auf ihn zuging und ihn mit einem ſchmerzlich heroiſchen Blick anſah, da war er derjenige, der ſich am wenigſten über ſie wunderte. „„Vater,““ ſagte das Mädchen, indem ſie ihn bei der Hand faßte, „„laß einſpannen. Das Feſt iſt zu Ende. Dem Feſtgeber iſt unwohl geworden, und er hat ſich zur Ruhe begeben.““

„Niemand täuſchte ſich über den Sinn dieſer Worte, obwohl, durch ein ſonderbares Zuſammentreffen, der Kammerdiener des Grafen erſchien und der Geſellſchaft, unter Entſchuldigungen von Seiten

seines Herrn, dasselbe meldete. Man sah, daß zwischen den Verlobten eine Scene stattgefunden hatte, rieth der Wahrheit ziemlich nah und rüstete sich mit vielsagenden Mienen zum Aufbruch."

„In kurzer Zeit war das Schloß von den Gästen verlassen, und der Graf konnte ungestört über die doppelte Schmach des mißlungenen Verbrechens nachdenken."

„Der Baron, den die Erzählung seiner Tochter in Verzweiflung stürzte, rief Karl, der sich bei seinem Regimente befand, nach Ellerburg, und dieser erschien in kürzester Zeit. Der genaue Bericht machte ihn beben, und zum ersten Mal schreckte ihn der Gedanke, daß Geierstein hinter dem ritterlichen Aeußern die schwarze Seele eines rücksichtslosen Egoisten verborgen haben könnte. Man hielt einen Familienrath für nöthig, sah aber, daß Helene nicht dazugezogen werden dürfe. Die Arme vergoß Ströme von Thränen. Sie fühlte ihre Schmach im Lichte der Ueberlegung nur um

ſo tiefer, ſah darin die gerechte Strafe für ihre verkehrte Neigung und ihre Blindheit — für das Leid, das ſie Ihnen angethan, und wurde nicht müde, dies mit leidenſchaftlicher Selbſtpeinigung gegen die Ihrigen auszuſprechen. „„O,““ rief ſie, „„welcher entſetzliche Schimpf iſt mir widerfahren! Mich zu ſeiner Dirne machen wollen! Mich!““ Und ein Thränenguß hemmte ihre Rede. Dann fuhr ſie ſchneidend fort: „„So mußt' es aber gehen! Ich habe den beſten Mann verlaſſen, um mich dem ſchlechteſten in die Arme zu werfen — ich hab' alle Folgen verdient und bin noch nicht einmal genug geſtraft. Es muß noch beſſer kommen; und es wird ſchon kommen!““ Sie ſagte das mit einer Bitterkeit, die dem Bruder in die Seele ſchnitt. Wenn ſie den Schimpf auf's Quälendſte empfand, ſo war ſie doch nur troſtlos wegen des Unrechts, das ſie ſich vorwarf — und ich darf Ihnen wohl ſagen, lieber Freund, größer vorwarf, als es war! — Hätten Sie den Schmerz geſehen,

den ich später selbst noch mit Augen schaute — die unendliche Reue, die sie niederdrückte, die grenzenlose Selbstverachtung, die sich in der Miene des leidenschaftlichen Wesens aussprach — Sie würden ihr verzeihen!"

„Oh," rief Hugo mit Thränen in den Augen, „still davon! — still!" — Er ging heftig bewegt auf und ab. Dann stellte er sich vor Wildau und sagte düster: „Fahren Sie fort!"

„Bei der Berathung, die ohne Helene gepflogen wurde, suchte Karl den Grafen nicht zu entschuldigen, aber seine Handlungsweise doch aus den am wenigsten unehrenhaften Gründen zu erklären. Da er seine Absicht, mit der Schwester zu brechen, noch nicht kannte, so lag dies auch nahe. Er wies auf die Verwöhntheit des Grafen hin, auf sein leidenschaftliches Temperament, auf die sinnlich erhöhte Stimmung, in die Wein und Fröhlichkeit ihn versetzt hatten, und suchte sein Vergehen ganz auf Rechnung einer übermächtig gewordenen Wal-

lung zu bringen. „„Seien wir offen!““ ſagte er. „„In gewiſſen Momenten, wenn die Sinne über den beräubten Geiſt Herr werden, ſind wir eben Thiere! Wir Andern auch — der Graf iſt nicht der Einzige. Das Attentat auf die Ehre meiner Schweſter iſt eine Beleidigung, — eine grobe, ich fühle das ſo gut wie Ihr; wir müſſen ſie aber doch verzeihen, wenn er ſie bereuen und wieder gut machen will. Benutzen wir die Gelegenheit, um die Verbindung zu beſchleunigen. Die Einwendungen des Grafen können jetzt nicht mehr gelten. Iſt ſein Vermögen geringer als wir dachten, ſo muß er ſich eben einſchränken. Er muß ſich nach der Decke ſtrecken, wie Andere auch! Ich gehe, wenn ihr damit einverſtanden ſeid, heute noch zu ihm. Seine Verirrung halt' ich ihm ſtreng vor, und dictir' ihm die Bedingungen. Er muß Helene um Verzeihung bitten und ihre Verzeihung erlangen. Er muß alle Reue — alle Ehrerbietung beweiſen, die ſie beſänftigen kann, und ſie dann

sogleich zur Trauung führen. Helene muß sich fügen. Natürlich wünscht sie sich auch nichts Besseres, trotz aller Lamentationen, die ich übrigens vollkommen billige. Nur die Ehe löscht den Schimpf aus, der ihr widerfahren ist, und bringt die bösen Zungen, die schon geschäftig sind, zum Schweigen. Eine Widersetzlichkeit von ihrer Seite ist unmöglich.""

„So räsonnirte der Bruder. Die Gräfin stimmte seinen Vorschlägen bei, wieder mit Hoffnung; der Baron mit einer Ergebung, die nichts mehr zu glauben wagte. Der Muth des alten Herrn war gebrochen; und wie ich Ihnen wohl sagen kann, an seiner tiefen Niedergeschlagenheit hatte das Gefühl seines Unrechts gegen Sie nicht den geringern Antheil!"

„Karl ritt zu Geierstein. Dieser ließ ihn eine Zeit lang warten, ehe er ihn empfing, und entschuldigte sich dann, indem er seine Verlegenheit durch weltmännische Ruhe zu decken suchte, mit einem Kopfweh, das ihn seit mehreren Tagen plage

und ihn ganz verwirrt mache. Der Bruder sah in diesen Worten ein Bewußtsein der Schuld und ging unmittelbar zur Sache über. Er rügte das Benehmen des Grafen mit Energie, hörte seine Entschuldigungen, obwohl sie auf seine eigene Ansicht der Sache hinausliefen, mit vorwurfsvoller Miene und stellte dann seine Forderungen. Jener sah ihn an, und das Blut stieg ihm in's Gesicht. Er bezwang sich aber und sagte:

„Mein Lieber, ich werde Ihre Schwester um Verzeihung bitten, das versteht sich von selbst. Was aber die Heirath betrifft, so bestehen die Gründe, die mich bewogen haben, sie hinauszuschieben, noch immer!"

„Diese Gründe," erwiederte der Bruder, „haben jetzt kein Gewicht mehr! Sie fallen zu Boden vor der Nothwendigkeit, die Ehre meiner Schwester wieder herzustellen!"

Der Graf machte eine Pantomime des Bedauerns.

„Sie müssen Opfer bringen!“ fuhr Karl fort. „Ihrer Neigung einigen Zwang anthun und minder kostspielig leben —“

„Mit einer Frau?“ warf Jener ein.

„Mit einer Frau, wie es meine Schwester ist, ja. Helene verachtet den Prunk!“

Geierstein zuckte die Achsel. Dann sagte er:

„Den Prunk — es sei! Aber auch das Wohlsein? Den einfachen Anstand?“

„Sie sind nicht bei Troste, Graf,“ entgegnete Karl unmuthsvoll. „Was wollen Sie? Handelt sich's etwa darum?“

„Allerdings, mein lieber Baron, handelt sich's darum,“ versetzte Jener. „Sie kennen das Deran gement nicht, in das ich gerathen bin; — hab' ich's doch selber erst erfahren, als ich zu rechnen anfing! — Das neue Babel hat enorme Summen verschluckt; von meinen Gütern gehört mir nicht mehr der zehnte Theil!“

„Unmöglich," rief Karl erschreckt. — „Das ist ein Märchen!" setzte er hinzu.

„Ich will Ihnen die Papiere vorlegen," erwiederte der Graf mit Ruhe.

Der Bruder zitterte vor Aufregung, und Verzweiflung befiel ihn. Jener fuhr fort:

„Als ich um die Hand Ihrer Schwester warb, kannte ich diesen Stand der Dinge noch nicht; — und dann hatte ich auch auf eine Mitgift gerechnet, die, wie sich jetzt zeigt, nicht gereicht werden kann!"

Karl, wie er später gestand, fühlte in diesem Moment den brennendsten Stich der Reue über den von ihm begangenen Mißgriff, den er zum ersten Mal als ein unentschuldbares Unrecht erkannte. Aber das ging wie ein Blitz vorüber, und er entgegnete dem Grafen:

„Wir haben uns Alle geirrt, wie sich zeigt; aber das ist jetzt einerlei. Wie es mit Ihnen stehen mag, Graf Geierstein, — Sie müssen Hochzeit machen, und zwar in kürzester Zeit! — Sie

müssen!" setzte er mit ergrimmtem Nachdruck hinzu.

Der Graf maß ihn mit funkelnden Augen. Aber er faßte sich wieder und sagte:

„Es geht nicht, Baron Ellerburg."

„Es muß gehen," rief Karl. „Ich fordr' es im Namen meiner Schwester!"

„Und ich," entgegnete der Graf entschlossen, „verweigr' es im Namen der Vernunft!"

Karl sah ihn an; und daß nun der schlimmste Argwohn in ihm sich erhob, war nicht zu verwundern. Bebend vor Zorn rief er:

„Graf, das sieht nicht aus wie eine Vertagung der Hochzeit, sondern wie ein Bruch mit der Braut!"

„Und wenn es das wäre?" erwiederte Jener.

„Dann wären Sie ein Schurke!" versetzte Karl gelassen.

Geierstein fuhr auf, machte einen Schritt gegen ihn, hielt aber inne und sagte mit allem Stolz, dessen er fähig war:

„Mein lieber Baron, Sie sollten besonnener schließen! Ich bin ein gefährlicher Gegner, wenn meine Rache gereizt ist; und einen Mann, dem ich wohl will, warn' ich vor mir!"

„Gut," erwiederte Karl. „Ich will besonnen sein, und zu diesem Ende vor Allem sehen, wie die Sache steht. — Sie wollen also die Verlobung mit meiner Schwester rückgängig machen?"

„In ihrem eigensten Interesse," versetzte der Graf, — „was hier keine Phrase ist! Ich habe nicht gelernt, bettelhaft zu leben; und ich lern's auch nicht mehr. Wenn ich am Hungertuch nage, bin ich ein schlechter Ehemann, wie ich Ihnen ehrlich bekennen will; und es ist nur eine Rücksicht, die ich Ihrer Schwester beweise, wenn ich sie jetzt mit mir verschone! — Was mich betrifft, ich hab' ein Recht, zurückzutreten! Ihre Tante ist mir als Unterhändlerin Ihrer Familie entgegengekommen und hat mich in eine Falle gelockt, indem sie mich

über das Vermögen Ihres Vaters täuſchte, oder um es grade heraus zu ſagen, belog!"

„Graf Geierſtein," erwiederte hierauf Karl, „wenn ich Sie einen Teufel nennen würde, ſo wäre das zu viel Ehre für Sie. Sie ſind ein Hundsfott! — Ich gehe nach Ellerburg, und erwarte dort Ihre Antwort."

„Schön," rief der Graf mit beleidigendem Hohnlächeln. „Auf Wiederſehen!" —

„Der Bruder kehrte nach Hauſe. Sein tief düſteres Geſicht ließ die Beiden, die ihn erwarteten, das Ergebniß der Unterredung ahnen. Als er den Bericht erſtattete, knickte der Vater zuſammen; Schmerz, Wuth und Scham verzerrten das Geſicht der Gräfin. Dieſe mußte nun glauben, was ſie immer in Abrede geſtellt hatte, und ſich einer grauenhaften Widerlegung beugen."

„Nach und nach ſammelte ſie ſich doch wieder. Sie meinte, Karl hätte den Grafen zu ſcharf angelaſſen, den ſtolzen Mann verletzt und zur Wuth

gereizt. Sie sprach die Erwartung aus, daß der Welterfahrene bei ruhiger fließendem Blut sich doch besinnen und einen Vorschlag machen werde, auf den eine Versöhnung möglich wäre. Allein ein Schreiben, das aus der Residenz von einem Kameraden an Karl eintraf, machte auch dieser letzten Hoffnung ein Ende. Es meldete nichts Geringeres als die Bewerbung des Grafen um die Hand Lilly's von Rothenberg."

„Karl wurde nun ganz und gar wüthend, fühlte aber eine Art Wollust, die Rache in seiner Hand zu haben. „„Diese letzte Schändlichkeit,"" rief er fast triumphirend, „„wollen wir verhindern! Ich schieß' ihn nieder wie einen Hund, so wahr ein Gott im Himmel lebt!"" — Und mit schauerlicher Ruhe setzte er hinzu: „„Es ist beschlossen!""

„Zwei Tage darauf ging das Duell vor sich. Ich secundirte Karl. Der Abstand war zehn Schritte, und die Gegner schossen auf Commando. Karl hielt sein Wort: Der Graf stürzte tödtlich

verwundet zusammen und lebte nur noch wenige Tage. Der Rächer seiner Schwester erhielt aber selbst einen Schuß in den rechten Arm; dieser mußte ihm abgenommen werden, und er ist gegenwärtig — Invalide!"

„Um Gotteswillen!" rief Hugo bei dieser neuen Unglücksmeldung. „Also auch Karl —"

Wildau zuckte traurig die Achsel.

„Grausames Geschick!" fuhr Jener fort! „Wenn es einmal im Gang ist, schont es Niemanden!"

„Am schrecklichsten," versetzte Wildau, „traf es das arme Mädchen. Bei der Nachricht von dem Ausgang des Duells fiel sie wie todt nieder. Sie wurde zu Bett gebracht; aber nun entlud sich das Unheil in ihrer Brust. Sie brach Blut; — und wenn die Ihrigen hofften, wenn sie selbst wieder hoffte — sie geht dem Grabe zu."

Hugo, von unendlicher Trauer bezwungen, warf sich dem Freund um den Hals und weinte laut. Dann, sich wieder aufrichtend, rief er:

„O Menschenleben! O Elend dieses Daseins! — Eine Blume, kaum dem Licht erschlossen! Sich sehnend, glücklich zu sein und glücklich zu machen — und geknickt am Morgen ihres Tages! — Ein Gebäude der Wohlfahrt, in dem man so freudenreich zu wohnen gedachte, mit einem Male jammervoll zusammengestürzt! — — Und der Baron? Und die Frau, die das Unglück durch ihre Rathschläge herbeigeführt hat?"

„Der Frau von Rabeneck," entgegnete Wildau, „ist die Nemesis nichts schuldig geblieben. Sie litt in der Familie, die sie nach Verheißung der höchsten Glorie in Jammer und Schmach gestürzt hatte, Höllenpein. Ihr Gesicht, hager, todtenbleich, drückte ein Qualgefühl der Scham und stillen Verzweiflung aus, daß ich selber mich bei ihrem Anblick eines tiefen Bedauerns nicht erwehren konnte. Ihr Stolz war gebrochen, ihr Glaube an ihre Art von Klugheit zerstört, und da sie keinen andern Halt hatte, so war sie Nichts mehr. — Man fand

ſie eines Morgens todt im Bette: ein Herzſchlag hatte ſich ihrer erbarmt!“

Hugo machte eine Bewegung mit den Armen, als ob er ſagen wollte: in Gottes Namen! —

„Aber der alte, ſchwache, gutmüthige Vater?“ rief er dann. „Mit Schmerzen denk' ich an ihn! Das Unglück muß ihm fürchterlich zu Herzen gegangen ſein!“

„Allerdings,“ verſetzte der Freund. „Aber es hat ſeinen Geiſt auch abgeſtumpft. Er lebt jetzt nur wie ein Träumender, und geht wie ein Kind in Ellerburg umher.“

Hugo, nach einem Blick des Verſtändniſſes, nickte. —

„Alſo die ganze Familie vernichtet!“ rief er. „Ein Haus, wie dieſes, dem Untergang geweiht — unrettbar verloren!“

Wildau ſah ihn an, und ein Blick des Troſtes ging aus dem treuen Auge.

„Das hoff' ich doch nicht,“ verſetzte er mit

herzlichem Ton. „Karl, wenn auch mit künſtlichem Arm, iſt geſund und wohl — und ſeit drei Wochen mit meiner Schweſter vermählt!“

„Ah!“ rief Hugo mit einem frohen Aufblick. „Ein Lichtſtrahl! — — Wie wurde das möglich?“

„Durch ein Legat,“ erwiederte Jener, „welches ein Bruder meines verſtorbenen Vaters uns Beiden in ſeinem Teſtament ausgeſetzt hatte. Da ich von meinem Gehalt leben kann,“ fügte er mit der unſichern Stimme einer gewiſſen Scham, dies geſtehen zu müſſen, hinzu, „ſo hab' ich auf meinen Theil verzichtet, und das Ganze reichte eben hin, für Karl die geſetzlichen Bedingungen zu erfüllen.“

„Edler Mann!“ rief Hugo, indem er ſeine Hand ergriff und ſchüttelte. „Braves Mädchen, die dem Armen die Treue gehalten hat!“

„Karl,“ fuhr Jener fort, „nachdem er ſeine Haft ausgehalten, iſt zu den Invaliden verſetzt worden, und lebt nun ein ſtilles, aber nicht unglückliches Leben. Der Tod des Grafen kann ſein

Gewiſſen nicht belaſten. Wir haben von dieſem Dinge vernommen, die ihn der Sichel reif machten. Er hat in Paris unter andern einem wackern Mann die Frau verführt, dann den Entehrten im Zweikampf zum Krüppel geſchoſſen; und eben in Folge davon iſt ſeine Verlobung mit der Tochter des reichen Hauſes zurückgegangen!"

„Fort mit ihm!" rief Hugo mit flammenden Augen. „Und wenn ihn keine Schuld befleckt hätte, als die gegen Helene, ſo war er dem Tod verfallen! — Möchten Alle, die gleich ihm unſern Stand ſchänden, in die Hölle verſchlungen werden!"

Er ging mit heftigen Schritten auf und ab. Wildau folgte ihm mit den Augen und ſchwieg. Dann ſagte er:

„Ich will den Grafen nicht entſchuldigen; aber im Grund iſt's doch Schade um dieſen Mann! Schade, daß er ſo verderbt worden und daß ſein beſſeres Ich in Selbſtſucht untergegangen war! Bei dem Duell hat er ſich ſehr gut benommen. Auch

hör' ich, daß er durch sein Testament früheres Unrecht wieder gut gemacht hat. Er besaß gesellige Tugenden, Geist und Kenntnisse — wie hätte er sonst eine Helene einnehmen können? Ja, es war sogar etwas Edles in ihm. Aber Reichthum und Müßiggang ließen ihn in ein Genußleben versinken, und da blendete auch ihn der Wahn des Hochmuths: wenn er Böses thäte, so wär's gut, und wenn er schimpflich handelte, dann wär's ehrenvoll! — Hätte ihn von Jugend auf ein hartes Geschick in Zucht genommen, er würde vielleicht jetzt auf einem der ersten Posten glänzen!"

Hugo hatte sich vor den Freund gestellt und der Spruch des natürlich gerechten Verstandes und der Milde traf ihn in's Herz.

„Sie haben Recht," versetzte er. „Lassen wir ihn — er steht vor Einem, der ihm sein Urtheil sprechen wird!" — Nach kurzem Schweigen sagte er: „Wann werden Sie reisen?"

„Morgen früh mit Tagesanbruch," erwiederte

der Oberförster. „Ich sehne mich, die Meinen wiederzusehen!“

„Das begreif' ich, lieber Freund!“ entgegnete Hugo. „Grüßen Sie mir Ihre liebe Frau!“ Und indem er seine Hände faßte, setzte er bewegt hinzu: „Es thut mir unendlich wohl, Sie und die Ihrigen glücklich zu wissen!“

Wildau, mit einem Blick herzlichen Dankes, drückte ihm die Hand. Dann sagte er:

„Und Sie? — Was werden Sie thun?“

Hugo sah für sich hin, und ein Seufzer entrang sich seiner Brust.

„Ich weiß es nicht,“ erwiederte er. „Ein Verlangen hab' ich wohl; aber es geht nicht — ich muß mir's aus dem Sinn schlagen!“

Der Freund errieth ihn.

„Sie möchten nach Ellerburg?“

„Allerdings,“ versetzte Hugo. „Aber ich darf nicht! Mein Anblick würde den Unglücklichen Pein verursachen!“

„Ohne alle Vorbereitung möchte ich Ihnen den Beſuch auch nicht rathen! Aber jetzt kann ich in's Mittel treten. Ich werde ihnen dort erzählen, wie ich Sie getroffen, welche treue Freundſchaft Sie der Familie bewahrt haben, und Ihren Beſuch hoffen laſſen. Dann gewöhnen ſie ſich an die Vorſtellung, und wenn Sie erſcheinen, wird es ihnen Freude machen."

Hugo ſchwieg einen Moment.

„Geb' es Gott!" erwiederte er dann.

„Sie werden," fuhr Wildau fort, „das ſchöne Gut in einem traurigen Zuſtande finden. Der Baron konnte dem Andrang ſeiner Gläubiger nicht widerſtehen, und wir mußten uns entſchließen, die größere Hälfte der Grundſtücke zu verkaufen, um ihm nur einige Ruhe zu verſchaffen. Der frühere Verwalter, den wir als einen Betrüger entlarvten, iſt fortgejagt und ein ehrlicher Mann eingeſetzt; aber was hilft's? Das Ganze reicht jetzt nur noch hin, den Armen das Leben zu friſten! Die

Gebäude kommen herunter, und Karl und ich können mit dem besten Willen nicht helfen. — Doch das ist jetzt das Geringste!"

„Allerdings, mein Freund!" erwiederte Hugo mit schmerzlichem Verziehen des Mundes.

Beide schwiegen. Endlich fragte Wildau:

„Könnten wir nicht eine Strecke zusammen reisen?"

Hugo besann sich.

„Unter Umständen, ja," versetzte er dann. „Ich erwarte hier eine Sendung von meinem Banquier und wund're mich, daß sie noch nicht eingetroffen ist!"

„Ich würde Sie," fuhr Jener fort, „zu uns einladen. Aber es ist am Ende doch zu nah —"

„Ich geh' in die Hauptstadt," fiel Hugo ein. „Dort will ich mich der Einsamkeit ergeben — und Ihre Meldung erwarten."

Während er dieses sagte, trat ein Kellner ein und übergab ihm ein Schreiben. Nach einem

Blick auf die Adreſſe ſagte er zu Wildau: „Wir reiſen zuſammen!“

Er erbrach das Couvert, nahm einen Wechſel und einen Brief heraus, entfaltete dieſen und las. Ein Ausruf des Staunens, wie über etwas gänzlich Unverhofftes, entfuhr ſeinem Mund und eine Röthe flog über ſeine Wangen. Er legte das Papier zuſammen und ſah für ſich hin wie Einer, der ſeine Zukunft in's Auge faßt.

„Was ſchreibt man Ihnen?“ rief Wildau mit erregter Neugier. — „Es hat Sie überraſcht!“

„Es iſt auch wahrlich überraſchend,“ verſetzte Hugo mit einem eigenen Ausdruck. „Ein Onkel, Baron von Grollfeld, iſt geſtorben und hat mir den größten Theil ſeines Vermögens hinterlaſſen. Ich bin, was ich niemals geweſen: ein wohlhabender Mann!“

„Sie!“ rief Wildau mit einem Aufleuchten der Freude. „Empfangen Sie meinen Glückwunſch,

beſter Freund! Bei Ihnen iſt's in den beſten Händen, und wir können uns freuen —"

Hugo ſah ihn mit einem traurig bedeutſamen Blick an, und Jener, nickend, fuhr fort:

„Es iſt wahr, — es iſt zu ſpät! Aber in Gottes Namen! Nehmen Sie Ihr Erbe in Beſitz, kommen Sie dann wieder und verſüßen Sie wenigſtens die letzten Tage der Geliebten! Sie iſt Ihrer Liebe nie ſo würdig geweſen als jetzt, und wenn ſie Ihre Vergebung — Ihre Achtung wieder hat, dann wird ſie ruhig ſterben."

Hugo mit naſſem Auge, umarmte den Freund und rief:

„So ſei es! — Ich will meinem Herzen gütlich thun und Freude machen, ſo viel ich noch vermag. — Ehre dem guten Mann, der an mich gedacht und mich dazu in den Stand geſetzt hat!"

Viertes Capitel.

Es war an einem Septembermorgen, als Hugo sich auf dem Wege nach Ellerburg befand. Er hatte seine Erbschaft angetreten, war Herr eines kleinen Gutes und eines größern Vermögens an Capitalien geworden, als er sich vorgestellt hatte; während er seine Angelegenheiten ordnete, ging eine Regenzeit vorüber, und am ersten Tag, der nicht nur selber schön war, sondern auch eine Reihe schöner verhieß, machte er sich auf die Reise.

Ungefähr eine Meile von Ellerburg, in einem Marktflecken, wo er sein Mittagsmahl einnahm,

hieß er den Kutscher verweilen und erst später in's Dorf nachfahren. Er selber wollte still in das Haus ehemaligen Glücks eintreten und den ihm so wohlbekannten Weg durch Wald und Feld allein zu Fuße machen.

Mit wunderbaren, seltsam gemischten Empfindungen ging er auf den trauten Steigen hin. Er sollte die Geliebte, die er in blühender Schöne verlassen hatte, gewelkt, abgezehrt wiedersehen! Aber er sollte sie wiedersehen — und ihre Seele liebender finden, als er sie verlassen! Er sollte ihr Freude machen, ihr Herz rühren und beglücken, und den Dank aus dem Auge strahlen sehen, das tiefer und schöner blicken würde als irgend vorher! — Sie lebte noch, sie bedurfte seiner, er konnte die ganze Seele an sie hingeben und ihr Herz gewinnen, daß es sein war in ewiger Liebe. Und wenn sie dem Grabe zuging, — seine Blicke richteten sich über das Grab hinaus zu Anschauungen ewigen Lebens.

Trauer füllte sein Gemüth; aber die Trauer hatte etwas Süßes, ja beinahe Tröstliches.

„Traum des Traumes!“ rief er hinwandelnd aus. „Das Leben ist ein Traum, — die Jugend ist der Traum des Lebens! — Wie rosig, süß und wunderhold ist sie! Aber eben die holdeste geht vorüber wie ein Traum, — und die in ihr beglückte Seele erwacht zur Anschauung des Verlustes! — Unglaublich in den Stunden der Freude und des Glücks! Doch diese fliehen dahin — und das Unglaubliche steht vor dem erschreckten Sinn als Wirklichkeit!“

Er ging still weiter. „Gottlob,“ sagte er sich nach einer Pause, „nur das Vergängliche ist vergangen! — Es ist ein tiefes Weh, das Wunderliebliche hinschwinden zu sehen! Aber nur der Schein schwindet, das Wesen bleibt, und wird ewig bleiben!“ —

In solchen Gedanken des Leides und des Trostes legte der Treue den Weg zurück. Wenn

Schwermuth sein Herz durchdrang und in seinen Mienen sich ausdrückte, so ging er doch nicht unter in ihr. — Die Sonne, die durch die Blätter des Waldes hereinschien oder den gelben Stoppeln einen lichten, den Wiesen einen goldenen Schimmer gab, half seine Empfindungen klären, so daß in der liebenden, phantasievollen Seele zuletzt gar die Hoffnung für's Leben sich wieder erhob! — —

Er trat aus dem letzten Waldstück heraus — da lag sie, die trautschöne Burg! — Dort sah der Eckthurm her, den er bewohnt und von dem er so glückselig in das Thal hinabgeschaut hatte! —

Indem er auf dem offenen Fußpfad weiterging, begann sein Herz doch mächtig zu klopfen; die Phantasien wichen der Wirklichkeit. Verlangen und Bangen erfüllte ihn, als er in's Dorf eintrat — als Leute des Dorfes, die ihn wieder erkannten, nicht ohne scheue Verwunderung grüßten, und der Fuß ihn über die Schloßbrücke trug.

In dem großen Hof erblickte er Niemand. Ein

Hund fuhr aus der Hütte heraus, die rechts an der Scheune lag, und bellte ihn an. Hugo rief ihn im Tone freundlichen Vorwurfs mit Namen, der Hund erinnerte sich des alten Wohlthäters und wedelte mit dem Schweife.

Wenige Blicke überzeugten den Ankömmling, daß Gebäude und Anlagen fast pflegelos ihrem Schicksal überlassen waren. Nicht nur die Mauern an Stallungen und Scheunen zeigten an großen Stellen die nackten Steine, auch am Schloß war Bewurf abgefallen und nicht wieder erneuert worden. Der Garten, dem offenbar kein Gärtner mehr vorstand, ging der Verwilderung entgegen. Auf den Blumenbeeten stand Kraut und Unkraut durcheinander, Gras wuchs auf den Kiesgängen, und an dem schönen Zaun, der den Garten vom Hofe schied, fehlten Stacketen.

Hugo ging zum Schloß. Als er in den Thorweg treten wollte, kam ihm der alte Diener des Barons, der jetzt sein einziger war, daraus ent-

gegen, erkannte ihn und ſtieß einen Schrei der Ueberraſchung aus. „Um Gotteswillen, Herr Baron," rief er — „Sie kommen zu uns?" — Er ſtand in abgetragener Livree und magerer von Geſicht mit einer gewiſſen Verlegenheit vor ihm; aber aus dem Auge ſah doch Freude und ein Ausdruck von Dankgefühl.

„Iſt der Baron zu Hauſe?" fragte Hugo.

„Ja, Herr Baron," war die Antwort.

„Und Fräulein Helene, wie befindet ſie ſich?"

Der Alte machte auf dieſe Frage eine Bewegung reſpectvollen Bedauerns. „Etwas beſſer, Herr Baron!" erwiederte er. „Sie ſind beide im Garten; — in der Laube hinter dem Schloß!"

„Helene muß alſo nicht das Bett hüten?" rief Hugo raſch, mit einem Schein der Hoffnung in ſeinen Zügen.

„Seit zwei Tagen iſt ſie wieder auf. Aber —" Er ſchwieg und ſah zu Boden.

„Melde mich," rief Hugo entſchloſſen. „Doch

ſag' ihnen, daß ich nicht läſtig fallen wolle. Ich kann in's Dorf zurückgehen und warten, bis es ihnen genehm iſt, mich zu empfangen."

Der Diener ging. Nach wenigen Minuten erſchien er wieder und ſagte: „Der Herr Baron ſind willkommen!"

Hugo trat in den Garten und lenkte ſeine Schritte zu der Laube. Um ein Buſchwerk biegend, ſah er die Geſuchten am Eingang aufrecht ſtehen, Helene mit dem linken Arm auf die Schulter des Vaters gelehnt.

Der Baron ſchien wenig verändert; das Geſicht hatte weder an Rundung noch an Röthe verloren, nur die Haare waren grauer geworden. Ein näherer Blick ließ aber erkennen, daß die Züge ausdruckslos geworden und ein Gepräge dumpfer Ergebung angenommen hatten.

Helene war blaß und ſchmaler von Wangen; aber das Geſicht hatte noch immer einen Glanz der Jugend. Die Kranke war noch immer ſchön, und

die Züge, die jetzt in Wehmuth und Verlegenheit doch auch einen Schein der Freude zeigten, hatten einen rührenden Reiz.

Hugo trat grüßend zu ihnen, schüttelte dem Baron die Hand und faßte dann die bleichen Finger der Geliebten. „Mit großer Beruhigung," sagte er herzlich, „hab' ich von Christoph gehört, daß Du Dich wieder besser fühlst, liebe Helene! — Fahre fort — und nimm dazu meine innigsten Wünsche!" — Er sah sie an, mit einer Liebe, einer so tief ehrlichen Theilnahme, daß die Wangen des Mädchens sich färbten und ihre Finger unwillkürlich die seinen preßten. Die Augen, die sich auf ihn richteten, wurden naß, und zwei große Thränen rollten über ihre Wangen. „Ist's möglich?" rief sie tiefbewegt und staunend, — „kann man so gut sein, wie Du es gegen mich bist?"

„Was fällt Dir ein!" rief Hugo. „Nicht so, Helene!" setzte er bittend hinzu.

Der Baron wandte sich zur Tochter und in

seinen Augen erglänzte Mitgefühl, Ergriffenheit. Mit einer Würde, die an seine bessern Tage erinnerte, bat er Hugo, Platz zu nehmen, faßte die Hand des Kindes, und geleitete sie zum Sitz. Er sah sie dann mit einem Blick des Schmerzes und der Zärtlichkeit an, der auf Hugo den rührendsten Eindruck machte.

„Sie treffen Ellerburg anders, als Sie's verlassen haben," sagte er dann zu diesem. „Damals war's unterhaltend und schön bei uns! — Jetzt," fügte er mit einem Seufzer hinzu, „ist es ein Haus des Unglücks geworden!"

Hugo wandte sich mit achtungsvoller Theilnahme zu ihm. „Nach dem Unglück," versetzte er mit einem Ton der Güte, der förmlich den Klang der Wahrheit hatte, „wird auch das Glück wieder kommen!"

Der Vater schüttelte den Kopf. Dann schaute er eine Zeitlang für sich hin. Er schien nichts

mehr hören zu wollen und versank in theilnahmloses Brüten.

Helene, zu Hugo gekehrt, lächelte durch die letzten Thränen, die ihr in die Augen gedrungen waren, und sagte mit Liebe: „Du bist rüstiger, ich möchte sagen männlicher geworden, Hugo! — Von dem guten Wildau haben wir auch gehört, daß Dein Onkel Dich zu seinem Erben eingesetzt hat! — Dir geht's gut, wie Du's verdienst. Es gibt doch eine Gerechtigkeit in der Welt!"

Hugo faßte ihre Hand und sah ihr in's Gesicht. Ihre Wangen waren von einem rosigen Schein überhaucht, ihre Augen drückten bei rührender Demuth zärtliche Freundschaft aus. Dem Ergriffenen kam sie nun so schön vor, daß es ihm war, als müsse sie wieder genesen! — als müßten sein Wille und seine Liebe sie wieder genesen machen!

Er sagte: „Liebe Helene, Du siehst viel besser aus, als ich mir's nach der Schilderung, die ich

vernommen habe, vorstellen mußte. Unvergleichlich besser! — Ich hoffe und glaube, daß die Wendung, die in diesen Tagen eingetreten ist, Dich wieder zur völligen Gesundheit führen wird."

Das Mädchen fuhr wie erschrocken auf, und rief unwillkürlich: „Ich hoffe nicht! — Ich habe das Glück verwirkt," setzte sie dann mit sinkender Stimme hinzu, „und dem Leben entsagt!"

„Diesen Gedanken," entgegnete Hugo, „mußt Du aufgeben! — Du mußt leben wollen!"

Der Baron sah hier auf; aber als ob er das Wort nicht begriffen hätte, ließ er nach momentanem Hinstarren den Kopf wieder sinken und zeigte die alte Apathie.

„Wie!" rief Hugo mit gedämpfter Stimme zu Helene, „Du willst nicht mehr glücklich sein?"

„Nein, lieber Hugo," erwiederte sie; — „wie Du meinst, nicht. Das einzige Glück, das ich gewünscht habe, ist mir heute zu Theil geworden:

Dich noch einmal zu sehen! Und," setzte sie gerührt hinzu, „Dich so gut zu sehen, wie Du früher gewesen bist!"

Ihre Augen hatten sich mit Thränen gefüllt; Hugo ergriff ihre Hände und preßte sie zärtlich. Die Beglückte lächelte süß, und tieferes Roth flog über ihre Wangen. Die Thränen sich aus den Augen wischend, machte sie eine Bewegung, als ob sie den Entschluß gefaßt hätte, ihre Empfindung niederzuhalten, und begann wieder: „Ich danke Dir für Deine Freundschaft, Hugo! — Was ist es doch Schönes um ein edles, großmüthiges Herz! — Nur das ist etwas — alles Andere ist Nichts!" — Sie mußte Gewalt anwenden, um ihres Gefühls Herr zu bleiben; aber es gelang ihr; sie lächelte und sagte: „Wirst Du heute unser Gast sein? — oder vielleicht auf einige Tage?"

Während dieser Fragen war der Diener erschienen. Er sagte dem Baron, der Verwalter habe ein Anliegen an ihn: ob er bieher kommen dürfe

oder ob der Herr Baron sich in den Hof bemühen wollten!

Der Angeredete hatte den Kopf erhoben, wie einer, der aus einem Traum erwacht. „Was willst Du?“ fragte er.

Christoph wiederholte seinen Auftrag.

„Ich komme,“ versetzte Jener, warf einen Blick auf die Beiden, nickte, und ging mit dem Diener weg.

„Nun?“ wiederholte das Mädchen zu Hugo.

Dieser erwiederte: „Ich habe meine Angelegenheiten in's Reine gebracht und bin ein freier Mann. Macht es Dir Vergnügen, und wollt Ihr mich hier beherbergen, so bleibe ich längere Zeit in Ellerburg.“

„Ah!“ rief Helene, indem ein Licht der Freude in ihren Zügen aufging, welches Leid und Trauer wunderbar überstrahlte. Sie schwieg. Dann, indem ihre Brust sich hob und senkte und ihre Augen fest auf Hugo gerichtet waren, sagte sie mit Rüh-

rung: „So weit geht also Deine Großmuth! — Du willst bei der Armen, Verlassenen, Verachteten — Sterbenden bleiben! Bei einer, die Dir wehe gethan, Dich gekränkt und verlassen hat! — O mein Gott!“ rief sie von ihrem Gefühl übermannt aus, „was gibt es für Menschen in Deiner Welt! Teufel — und Engel in Menschengestalt! Menschen, die Engel übertreffen, weil sie als Menschen thun, was kaum von Engeln erwartet werden kann!“

Hugo ergriff sie bei den Armen und rief: „Rege Dich nicht auf, liebe Helene! — Dein Irrthum ist menschlich gewesen — mache kein Verbrechen daraus! — Du hast grausam gebüßt! — Richte Dich auf! Hoffe wieder!“

Das erschütterte, leidenschaftliche Mädchen, welches tiefer als je das begangene Unrecht fühlte, entgegnete mit schmerzlichem Verziehen des Mundes: „Entschuldige mich nicht, Hugo — Du wirfst Feuer in meine Seele! — Nein, ich bin das arm-

ſeligſte Geſchöpf unter der Sonne — und mit Recht vernichtet! Daß ich Dich nochmals geſehen, iſt viel zu viel Glück für mich. Ich verdien' es nicht, und hätt' auch das nicht haben ſollen!"

Sie ſchwieg und ihr Haupt ſenkte ſich. Hugo umfaßte ſie, die ſich an ſeine Schulter lehnte, um ihre Thränen fließen zu laſſen. Unbeſchreiblich waren die Gefühle, welche durch die Bruſt des Mannes wogten. Unendliche Rührung; — unendliches Leid und unendliches Glück! — War ſie nicht wieder ſein? Ganz und gar ſein? Hatte er nicht ihre Seele gewonnen, daß ſie ihm gehörte, ihm allein und auf ewig?

Das Weinen erleichterte das gepreßte Herz; ſie erhob das Haupt wieder, ſah ihn an, und ein Schein von Troſt ging über ihr Geſicht. „Und es iſt wirklich ſo?" rief ſie. „Du willſt in Ellerburg bleiben? Bei mir bleiben? — Welch ein Mann! — Unglaublich!"

Sie schwieg, indem ein Feuer unendlicher Zärtlichkeit in ihren Augen sich entzündete.

Wer, der ein edles Herz hat, kann der Reue, dem Leid, der Demuth — der Liebe widerstehen? —

Hugo erwiederte mit innigem Ernst: „Mein Hierbleiben ist nicht verwunderlich. Ich liebe Dich, Helene! Und ich bleibe bei Dir —"

Das Mädchen war aufgefahren. „Rede nicht so," fiel sie ein. — „Du kannst mich nicht lieben! — Du hast mich geliebt, ja; — aber auch das ist schon zu viel für mich!"

„Nein," entgegnete Hugo mit tiefer Empfindung, „ich liebe Dich! — liebe Dich jetzt, — liebe Dich in diesem Augenblick mehr als ich Dich je geliebt habe!"

„Still, still," rief das Mädchen bebend. — „Es ist Rührung, Mitleid!"

„Es ist Liebe," erwiederte Hugo, „klare, tiefe, ewige Liebe. Ich habe Dich nie so schön gesehen, wie jetzt — und nie so würdig der Liebe! Was

Du gefehlt haſt, iſt verzehrt von Deinem leidvollen Geſchick bis zum letzten Atom! Du biſt rein — rein und geweiht durch das Unglück, das Du erduldet haſt. Nie hat Deine Seele ſo liebeſchön aus Deinen Augen geſehen! — Glaub' an Dich, glaub' an mich — und lebe!"

Helene hatte tief Athem geholt, — ein unbeſchreibliches Lächeln der Wonne flog um ihren Mund. „Nun," erwiederte ſie, — „in Gottes Namen! Deine Großmuth will's nicht anders, Du mußt mich übermäßig beſchenken — und ich ergebe mich drein! Ich nehme Deine Liebe an — die heilige Liebe eines Freundes! — Es gibt alſo doch nicht bloß Gerechtigkeit in der Welt, ſondern auch Gnade! Nicht nur Leid und Buße, ſondern auch Vergebung! — Ich habe geſündigt, — ich hab' unverzeihlich gefehlt; aber ich hab' doch auch viel gelitten, und ich mußte den Kelch leeren bis zum letzten Tropfen! — Ich habe von dieſer Welt, die mir ſo viel verheißen hat, wenig gehabt. Die

ſchönen Tage ſind vergangen wie ein Traum; ich bin noch ſo jung — und muß vom Leben ſcheiden! — Sprich nicht dagegen! — Jetzt bin ich zufrieden und glücklich; ich danke Gott und ich ſegne mein Leben."

Sie reichte Hugo die Hand. Er, mit Thränen in den Augen, führte ſie an ſeinen Mund und bedeckte ſie mit Küſſen.

Helene ſchaute auf ihn herab und nickte. „Welchen Abgrund von Seligkeit und Leid öffneſt Du vor mir, Hugo! — Aber das Leben geht ja für Jeden dahin! — und Viele haben ein langes Leben hindurch nicht das Glück empfunden, wie ich es jetzt empfinde! — Mög' es Gott mir noch einige Zeit erhalten — und Dir's vergelten, Hugo!"

Sie gab ihm nochmal die Hand und erhob ſich mit ihm. Dann ſagte ſie: „Führe mich in's Haus zurück. Ich fühle mich glücklich, aber ich bedarf der Ruhe. — Dein Zimmer," fuhr ſie nach

kurzem Innehalten fort, „das seit Dir Niemand mehr bewohnt hat, wird die alte Martha einrichten, die mit Christoph jetzt unsere ganze Dienerschaft ausmacht. — Komm! — Nehmen wir eben die Freude an, die wir noch haben können!"

Hugo hatte ihr den Arm gereicht und geleitete sie in's Schloß.

Fünftes Capitel.

So war Hugo wieder in Ellerburg. Er hatte die alte Wohnung bezogen und trug selber Sorge dafür, daß sie die Einrichtung der frühern glücklichen Zeiten wieder erhielt. Als er damit fertig war, sah er umher, und hatte ein wunderbares Gefühl: in leisen Schauern so erregt, und doch zugleich so freundlich. Seltsam! Wo er sonst sich befand, auch wenn er sich glücklich fühlte, war er in der Fremde; — hier war er daheim! Das Stammgut seines Geschlechts hatte man zertrümmert und das Schloß in eine Fabrik umgewandelt; das Gut, das er von seinem Oheim geerbt, war

durch dieſen ſelber erſt angekauft und bloß ökonomiſch benutzt worden; — nur um Ellerburg floß ein Schein dichteriſcher Erinnerung, der dem Wohnſitz für ihn eine höhere Weihe gab. — Das Blut eines Abkömmlings der Familie rührte ſich in ihm; der Gedanke ſtellte ſich ihm dar, die Beſitzung nicht nur vom Untergang zu retten, ſondern wo möglich zum alten Glanz wieder herzuſtellen — und er gelobte ſich dies heilig. Mit tiefer Genugthuung erhob er ſich, und es war ihm faſt zu Muthe, als ob er ſchon Herr der Burg wäre.

Der Gedanke an Helene, bei allem Leid, welches in ihm erregt wurde, hatte doch etwas unendlich Wohlthuendes. Eine feierliche Stimmung überkam ihn. War doch noch immer Hoffnung! Sollte bei einem ſo jungen Leben die Rettung nicht trotz Allem noch möglich ſein? Konnte nicht er ſelber durch Erhebung und Kräftigung ihrer Seele zur Geneſung ihres Leibes beitragen? Er

wollte an dieſer Möglichkeit halten, liebend Alles thun, was er zu der Beglückung der Lieben vermochte, und die Freude ihres Umgangs haben, die ihm unter allen Umſtänden von allen die ſüßeſte war! — —

Es kamen ſchöne Tage. Die Luft war mild, die Natur erſchien in der ganzen Sanftheit des Spätſommers. Wenn die Sonne warm niederſchien, war der Aufenthalt im Garten eine Freude, und manche Stunde wurde darin hingeträumt.

Helene befand ſich leidlich. Sie konnte ohne Anſtrengung reden und theilnehmend folgen, wenn Hugo ſprach. Nach den aufregenden Erklärungen am erſten Tag vermieden beide das Thema der perſönlichen Beziehungen. Was traurig ſtimmen konnte, umging man und unterhielt ſich über allgemeine Gegenſtände. Der Gereiſte erzählte von Italien und ſchilderte Gegenden und Kunſtwerke ſo lebendig und farbenfriſch, daß Helene, ſelbſtvergeſſen, mit Entzücken horchte. Oefters nahm

das Gespräch eine religiöse, philosophische Wendung. Hugo theilte die Gedanken mit, die er in der Zeit der Trennung gewonnen hatte oder die ihm klarer geworden waren, und er mußte auf's Neue bewundern, wie schnell Helene sie faßte und sich ihrer als eigener bediente. Wie er den Beruf hatte, gewisse Ideen auszusprechen, so schien sie dazu geboren, die ausgesprochenen zu empfangen und sich ihrer zu freuen.

Im Dorf und in der Umgegend knüpfte der Zurückgekehrte alte Verbindungen wieder an. Die Bauern in Ellerburg, bei denen sein Erscheinen viel Gerede und manches Kopfschütteln veranlaßt hatte, begannen ihn zu begreifen. Jener Alte, mit dem er auf der Wegreise noch gesprochen hatte, grüßte ihn beim ersten Wiedersehen erfreut und gratulirte ihm besonders theilnehmend zu seiner Erbschaft. Als Hugo ihm mittheilte, daß er im Schloß zu bleiben gedenke — nicht nur den Herbst, sondern auch den Winter über, — sah ihn der

Mann an; seine Augen wurden feucht, und er sagte: „Sie sind eben ein braver Herr!“

Eines Nachmittags erschien Wildau mit Karl von Ellerburg. Als dieser des Freundes ansichtig wurde, erröthete er und warf einen scheuen Blick auf ihn. Hugo ging auf ihn zu, schüttelte seine Linke, und sprach seine Freude, ihn wiederzusehen, so warm und herzlich aus, daß die Verlegenheit aus den Zügen des Beschämten wich und seine Worte des Dankes den Klang gerührter Freundschaft hatten. Er konnte sich aber nicht enthalten, auf Hugo zu sehen, wie man auf einen Höherstehenden sieht.

Die drei Männer beriethen sich über die Führung des Hauswesens und der Oekonomie. Man beschloß, dem Vater auch weiterhin die Meinung zu lassen, als ob er der Herr wäre, und vertraute dabei dem neuen Verwalter, der von der Kunst, seine Befehle einzuholen und doch nur das Zweckmäßige zu thun, schon Proben abgelegt hatte. Man

hielt es für das beste Mittel, den Geist des Schwachgewordenen vor gänzlichem Versinken zu bewahren und ihn soviel als möglich der Familie zu erhalten.

Als Hugo den Beiden eröffnete, daß er in der Besitzung verweilen wolle, um sie nach und nach durch Wiedererwerbung des Verkauften in den alten Stand zurückzuführen, stieß Karl einen Schrei der Ueberraschung aus. „Ist's möglich?" rief er; und während er Hugo's Hand ergriff, kamen ihm Thränen in die Augen. Dieser erwiederte:

„Mein Entschluß, lieber Karl, ist ganz natürlich. Der Aufenthalt in Ellerburg ist mir der liebste: ich sorge recht eigentlich nur für mich, wenn ich für Euch sorge. Die Besitzung ist mir seit lange an's Herz gewachsen. Ich will sie wiedersehen, wie sie gewesen ist — und Ihr müßt Euch schon darein ergeben!"

Karl zuckte die Achseln und versetzte mit dem

Humor des Ueberwundenen: „So beschäme mich eben weiter! — Es geht in Einem hin!“ —

Man rief den Verwalter herbei. Als dieser, dessen ehrliche Miene nicht ohne einen angenehmen Zug von Schlauheit war, von dem Plan eines Rückkaufes der veräußerten Güter hörte, glänzte er vor Vergnügen. „Ei,“ rief er, „das wäre schön, — und mir besonders lieb! Es gibt mir immer einen Stich in's Herz, wenn ich die Aecker und die Wiesen und die herrlichen Wälder sehe, die dem Herrn gehört haben und nun an Hans und Peter gekommen sind! — Aber — ob wir sie wieder kriegen?“

Hugo versetzte: „Wenn wir so viel dafür bezahlen, daß die Leute einen mäßigen Gewinn haben?“ —

Der Verwalter schüttelte den Kopf. „Lassen Sie mich machen,“ sagte er dann; „aber von Ihrem Wunsch und wie sehr Ihnen die Sache am Herzen liegt, dürfen Sie nicht das Geringste sa-

gen! — Wenn die Leute hören, wie gern wir die Grundstücke wieder hätten, dann wissen sie nicht, was sie verlangen sollen!"

Hugo meinte: es sei doch eine gute Art Volks!

„O ja," versetzte jener mit Laune. „Gut sind sie schon; aber bei aller Gutheit: je mehr sie kriegen, je lieber ist's ihnen!"

Wildau lächelte mit dem Blick eines Kenners.

„Was wollen Sie, Herr Baron?" setzte der Verwalter hinzu. „Wer sich gewöhnlich so plagen muß, um nur wenig Geld zu erwerben, den reizt es eben gar zu sehr, einmal auf leichte Weise einen tüchtigen Schnitt zu machen — und er nimmt, was er bekommt!"

Hugo fand das begreiflich, und man kam überein, dem schon Erprobten auch hierin freie Hand zu lassen. Er verbürgte sich, die Güter nach und nach, mit einem mäßigen Zusatz zum Verkaufspreis, wieder zu erobern.

Während die Freunde noch beisammen waren,

kam der Arzt, der Helene behandelte, — ein ruhig blickender Mann in den Fünfzigen. Er freute sich zu hören, daß die Besserung fortdauere.

„Haben wir Hoffnung?“ fragte Karl mit dem dringenden Wunsch, eine gute Antwort zu hören.

„So lange das Leben mit uns ist,“ erwiederte der Arzt, „kämpfen wir, und so lange wir kämpfen, können wir siegen.“

„Aber ist die Heilung wahrscheinlich?“ fuhr Jener fort.

„Erlauben Sie mir,“ versetzte der Mann, „daß ich vor Allem die Kranke sehe!“

Er ging. Nach einer Weile kam er wieder.

„Sie gefällt mir heute besser,“ antwortete er den Fragenden. „Ihre Seele ist heiter; und was diese stärkt, das kommt auch dem Leib zu Gute. Wie weit? Das können wir freilich nicht sagen!“

„Ich meine gehört zu haben,“ begann Wildau, „daß bei Leiden dieser Art der bloße Vorsatz, leben zu wollen, schon zur Heilung geführt hat!“

„Unter Umständen — wenn die Krankheit noch nicht zu weit gekommen ist," versetzte der Arzt, „kann's auch sein. — Meine Herren," fuhr er fort, als er Karl wieder zu einer Frage bereit sah, — „thun wir das Unsere und hoffen wir! Sie, Herr von Lichtenfels, sind mein Gehilfe! Unterhalten Sie das Fräulein durch Gespräche über ihre Lieblingsgegenstände! Führen Sie ihren Geist in heitere Regionen, indem Sie alles Aufregende, Betrübende vermeiden. Sie besitzt ein leidenschaftliches Herz, und hat sich schon viel geschadet durch die Heftigkeit, womit sie sich selbst verklagte. Erfreuen Sie, begütigen Sie! Das Uebrige nehm' ich auf mich; — und vielleicht gelingt es uns doch, das schöne Leben der Welt zu erhalten!" —

Ein paar Tage darauf, als Hugo mit Helene allein in der Laube saß, wollte er nach der Anweisung des Arztes verfahren und begann: „Ich sehe nicht ein, warum ich vor Dir geheim halten sollte, was ich mit Karl und dem Oberförster aus-

gemacht habe. — Ich will nach und nach die Felder und Wälder, die von den Beiden veräußert worden sind, wieder ankaufen. Ellerburg soll wieder ganz werden."

„Wie schön!" rief Helene erfreut. — „Aber," setzte sie nach einem Moment hinzu, „wem soll es dann gehören?"

„Welche Frage!" erwiederte Hugo. „Das Gut ist Euer; — und ich habe meine Capitalien darauf stehen!"

Helene sah ihn an — und nickte begreifend.

„Alles," fuhr Hugo fort, „muß wieder in den vorigen Stand kommen! — Alles ohne Ausnahme!"

Das Mädchen sah für sich hin. Eine Röthe flog über ihre Wangen, ihr Busen bewegte sich und sie sagte: „Es ist unmöglich! Hin ist hin, lieber Hugo!"

„Alles ist möglich, wenn man will," versetzte dieser nachdrücklich.

Helene ſchüttelte den Kopf, ſchwieg und verſank in Nachdenken. Dann ſagte ſie: „Worin, Hugo, liegt doch nur der Grund, daß wir anders denken und anders handeln? Daß wir das Gute verehren und preiſen und vom Böſen uns gewinnen laſſen? — Warum lieben wir nicht die Tugend über Alles, da ſie doch über Alles liebenswürdig iſt?“

Dieſe Fragen waren in einem Ton geſprochen, deſſen äußerliche Ruhe ſchmerzliches Gefühl durchklingen ließ; Hugo war in Verlegenheit, wie er darauf antworten ſollte. Endlich ſagte er:

„Weil wir Sinn haben für Beides, liebe Helene, für das Gute und für das Böſe; — weil wir Sinn für Beides haben müſſen!“

„Das erklärt nur das Schwanken zwiſchen Gutem und Böſem,“ erwiederte ſie, „nicht die gewöhnliche Entſcheidung für das Letztere! — Warum fallen wir in der Regel dieſem zu?“

Hugo zuckte die Achsel. „Weil wir Menschen sind, und Schwachheit unser Erbtheil ist.“

„Du bist sehr freundlich, daß Du sagst: wir!“ versetzte das Mädchen. „Aber Du hast es nicht gewählt, sondern ich! Und wenn ich auch zuweilen darüber staune, ich weiß doch noch recht gut, warum ich's gethan habe!“

Hugo, der das Gespräch eine so ganz andere Wendung nehmen sah, als er sie ihm hatte geben wollen, konnte ein Zeichen von Ungeduld nicht unterdrücken. „Du hast damals Deine Wahl getroffen,“ entgegnete er, „weil Du den Wünschen der Deinen nicht widerstehen wolltest!“

„O,“ rief das Mädchen, „da bist Du sehr im Irrthum! Das war ein Grund, um mich selber damit zu täuschen, und ich hab' ihn auch wirklich dazu gebraucht. Er that mir vortreffliche Dienste! Aber jetzt gilt die Wahrheit, und sie sei gesagt! — Eh' ich diese Wünsche kannte, war ich schon entschieden!“

„Du thuſt Dir ſelber Unrecht!“ rief Hugo mit unwillkürlicher Heftigkeit.

„Das nicht,“ erwiederte Helene. „Du aber willſt mich entſchuldigen — und ich will nicht entſchuldigt ſein! Ich will mich nicht belügen — und mich nicht für beſſer halten laſſen, als ich bin!“

„Laß das Vergangene vergangen ſein!“ entgegnete Hugo mit einem Klang des Unmuthes in ſeiner Stimme. „Rege Dich nicht auf! — Durch dieſe Selbſtanklagen richteſt Du Dich zu Grunde!“

„Im Gegentheil!“ rief ſie. „Die Beichte meiner Schuld, wenn ich ſie Dir ablege, wird mich eben beruhigen! — Höre ſie, Hugo! Der Moment iſt gekommen! Und wenn Du Alles vernommen haſt — ſprich mein Urtheil!“

Hugo blickte zweifelnd, beſorgt. Dann verſetzte er: „Nun — in Gottes Namen!“

„Laß mich zuerſt von Dir reden,“ begann das Mädchen. „Du hatteſt bei allen Deinen Tugenden einen Fehler, den Du noch immer haſt und den

wir Frauen nicht ertragen können: Du bist zu gut — bist namentlich gegen mich zu gut gewesen! Siehst Du, gegen so einen fühlen wir alsbald unsere Macht, werden übermüthig — und sehen auf ihn herab, zu dem wir hinaufsehen sollten!"

Hugo nickte unwillkürlich.

„Der Gute ist aufrichtig," fuhr sie fort, „und gibt sich ganz wie er ist. Wir lernen ihn so kennen, und er ist uns klar. Wir wissen, daß er sich gleich bleiben wird, und wir empfinden keine Furcht vor ihm. Was wir aber nicht fürchten, das schätzen wir nicht."

Hugo sah sie an. „So sind die Frauen?" rief er.

„Die Töchter Eva's, ja," erwiederte Helene. „Die Frauen, wenn sie sich selber folgen; — die meisten Frauen!"

Hugo hatte eine Entgegnung auf der Zunge; aber er unterdrückte sie.

„Der Andere," fuhr sie mit gedämpfter Stimme

fort, „ist ein Räthsel. Er beschäftigt uns, lockt uns an, zieht unser ganzes Interesse auf sich. Er sucht uns und entzieht sich uns, wir suchen ihn, um ihn zu halten. Wir sind seiner nie sicher; die Unzuverlässigkeit, bei der Alles möglich ist, ängstigt, beleidigt uns — und unwiderstehlich reizt uns der Gedanke: ihn gefangen zu unsern Füßen zu sehen!“

Hugo schwieg. „Ich begreif' es,“ versetzte er dann mit einem Tone zugleich des Mitleids und der Trauer. „Eine Eures Geschlechts hat es ausgesprochen: On n'est séduit que par ce qui trompe!“

„Sie hat es gewußt,“ erwiederte Helene. — „Die Wildheit,“ fuhr sie nach kurzem Innehalten fort, „die wir hinter den eleganten Formen vermuthen, verletzt und bestrickt uns. Die Selbstsucht, die wir ahnen, übt auf unsere Phantasie eine magische Wirkung. Das Weib sucht den Mann; in dem rücksichtslosen Stolz, dem unergründlichen

Willen erblickt sie ihn, und fühlt nun, ihm sich hinzugeben, ein unendliches Verlangen, indem sie hofft, mit den Künsten des Weibes den Herrn zu meistern."

„Natürlich," sagte Hugo. „Höchst natürlich!"

„Er ist leichtsinnig, frevelhaft: welch ein Reiz und welch ein Triumph, ihn zu bekehren! — Der Gute ist fertig; — was gäbe es bei ihm noch zu thun? Aber den Andern können wir erheben, bilden — retten!"

„Und dieses gute Werk," versetzte Hugo, „darf natürlich nicht ungethan bleiben!"

„Freilich nicht," erwiederte Helene mit schmerzlichem Verziehen des Mundes. – „Um es kurz zu sagen. Der Treue gehört uns, um ihn brauchen wir uns nicht erst zu bemühen; der Unzuverlässige will uns entgehen, ihn müssen wir haben und ihm laufen wir nach. — Schimpflich — aber, leider, die Wahrheit!"

„Arme Weiber!" rief Hugo mitleidig und nicht

ohne einen Ton der Geringschätzung. — „Und dann habt ihr, was ihr gewollt habt?"

„Allerdings," erwiederte sie bitter. — „Ich hab' aber noch nicht Alles gesagt. Die Natur und das Glück gefallen sich oft darin, einem Innern, das uns verlockt, das Aeußere zu geben, welches den Zauber vollständig macht. Es ist ein unglaublicher Reiz in der überlegenen Leichtigkeit, in der zierlichen Gewandtheit eines Verführers! Die geheuchelte Verehrung, wenn sie mit Feuer geheuchelt wird, schmeichelt uns viel mehr, als die offene und ehrliche des Treuen, die sich ja von selber versteht! Und zuletzt — Alles, was der Dämon ist und thut, hat den Reiz des Verbotenen! — Wir fühlen gar wohl: ihm ist nicht zu trauen, — er kann die sich Hingebende in's Verderben stürzen! Aber eben das berückt uns. Wir wollen etwas unternehmen — wagen! „Sein oder Nichtsein!" ruft es in uns. Das Herz klopft in unwiderstehlichem Verlangen, — und wir sind verloren!"

„Verloren!“ wiederholte Hugo im Anſchauen der unvermeidlichen tragiſchen Folgen.

„O,“ rief das Mädchen erſchüttert, „welch ein Abgrund liegt im Menſchenherzen! Man kann das Gute lieben und verehren, von dem Böſen ſich abgeſtoßen fühlen und über einen Erfolg des Guten ſich freuen in Wahrheit, mit gerührtem Sinn! Und hinter all dieſer Liebe und Rührung ſteht doch ein Wille, der ſich vorbehält, zu thun was ihm gefällt! Ein unergründliches Verlangen der bethörten Seele: nach der Huldigung, die man dem Guten erwieſen hat, nun auch für den Böſen etwas zu thun, der im Grunde nicht ſo böſe iſt, wie man ihn macht, und ſich ſelbſt zu belohnen, indem man zu guter Letzt ſich ihm an den Hals wirft!“

Hugo, die Erregte betrachtend, ſchüttelte zu dieſen Worten den Kopf wie zu einer leidenſchaftlichen Uebertreibung. Helene, ohne darauf zu achten, fuhr mit wehmüthiger Bitterkeit fort:

„Nachdem es nun so steht, kommt endlich ein Vater und sagt: Du würdest mir Freude machen, wenn Du Jenen wähltest! Es kommt ein Bruder, der diese Zumuthung dringender, heftiger stellt. Das Weib widersetzt sich. „Wie! ich soll dem Edeln, der mir vertraut, die Treue brechen? Ich soll ihn unglücklich machen? Niemals! Alle eure Mühe ist vergebens!“ Und während sie dies sagt, ist sie schon entschlossen, dem nächsten Andringen sich zu fügen!“

Hugo wendete sich gegen sie mit dem Ausdruck des Unwillens. „Du verläumdest Dich!“ rief er. „Wenn Andere in ihren Erzählungen sich verschönern, Du verhäßlichst Dich! Es ist die Fiction der Selbstquälerei!“

„Es ist die Wahrheit, wie sie dem unbestochenen Gewissen sich darstellt,“ entgegnete sie mit Ruhe. „Ich habe Zeit genug gehabt, das alles zu erkennen und mir vorzuhalten. Wenn ich mich, so lang ich im Glück zu sein glaubte, selber täuschte

und den Einreden meines Bewußtſeins die Ausrede entgegenſetzte, mich der Familie geopfert zu haben — das Unglück hat mir die Augen geöffnet. Ich ſah mich nun wie ich war — ſah mit ſchrecklicher Klarheit die wirklichen Beweggründe meines Entſchluſſes — ſchauderte und ſchämte mich, wand und krümmte mich, und, ich kann Gott zum Zeugen anrufen, — das einzige Glück, das ich noch hatte, fand ich in dem Gedanken, Strafe zu leiden! — Ja, das Unglück war mir ein Segen," rief ſie mit feierlichem Ausdruck, „und immer ſoll es mir geſegnet ſein! Das Unglück iſt mein einziger Troſt — mög' es mir bleiben bis an mein Ende!"

Sie ſchwieg erſchüttert. Hugo, im Innerſten ergriffen, — die Schuld der Geliebten erkennend, aber durch ihr unendliches Gefühl derſelben im Tiefſten verſöhnt, mit hervorbrechender Freude über den Sieg der Tugend und des Geiſtes, umfing ſie liebevoll. „Nein," rief er, „nicht zum Ende!

Das Unglück, das so begriffen, so getragen, so benützt ist, muß zum Glück führen, um dann für immer zu verschwinden!"

„Und hat es mich denn zum höchsten Glück nicht schon geführt?" erwiederte sie, indem ein Licht inniger Liebe in ihrem Gesicht aufging. „Der böse Zauber ist in Folge seines Schlages gewichen, ich habe den selbstsüchtigen Frevel in seiner Häßlichkeit, den Willen des Guten in seiner wundervollen Schönheit erblickt. — Ich habe," fuhr sie mit gerührtem, zärtlichem Blick fort, „Dich erkennen und schätzen gelernt! — Wenn ich Dir unrecht gethan habe, lieber Freund, wenn ich mit Dir gespielt und Dich verrathen habe — ich hab' es Dir auch wieder hereingebracht! Die Anschauung der entlarvten Gemeinheit, die Erkenntniß meiner Verblendung und meines Unwerths, führte mich zur Anschauung des Adels und der Schönheit Deiner Seele! Wenn das Laster in seiner ganzen Abscheulichkeit sich enthüllt hat, dann kommt die Zeit

für die Tugend; wir erhalten das Organ für ihre Lieblichkeit, ihren unerschöpflichen Reiz wieder! — Der Dämon, das Böse berückt uns, weil es unergründlich erscheint und in ewiger Furcht und Hoffnung die Phantasie beschäftigt. Aber das ist ein Irrthum! Das Böse ist nicht unergründlich, denn es kommt auf und liegt nun kläglich in seinen dürftigen Grenzen vor uns. Das Gute ist allein unergründlich! — ein Quell, der ewig fließt und der, je mehr wir aus ihm schöpfen, nur um so reizvoller und labender wird! O wie hab' ich das erkannt, und welche Stiche gab mir die Erinnerung an meine Blindheit, meine klägliche Schwäche! Was mir als Schwäche an Dir erschienen war, sah ich als Stärke; was ich geringgeachtet hatte, mußte ich im Staube bewundern! In tiefster Einsamkeit wurde ich roth über und über und Flammen wälzten sich durch mein Herz, wenn ich daran gedachte, daß ich Dich auch nach aufrichtiger Bewunderung Deines Geistes und Charakters doch

mit aller Seichtheit einer eiteln Seele belächelt hatte, wie man ein Kind belächelt, weil Du mich liebteſt und in der Liebe Dir nicht gütig genug ſein konnteſt gegen mich! Aber die Pein, die ich dabei erduldet, erſchloß mir die ſüßeſte Freude. Dein Weſen lag vor mir in unendlicher Schönheit! Ich liebte Dich, liebte Dich in den tiefſten Tiefen meiner Seele; — und nachdem ich ſo viel Herzeleid erduldet hatte, durfte ich Dich lieben! Ich lebte mein früheres Leben mit Dir wieder durch, hörte wieder, was Du mir geſagt hatteſt, und nun erſt verſtand ich's! — Du biſt ein guter Lehrer geweſen und haſt mich die Wahrheit ſo klar ſehen laſſen als möglich; aber das Unglück hat's doch noch beſſer gekonnt! Dir mochte ich mich noch verſchließen, aber gegen die Argumente des Leides half kein Widerſtreben! — Nachdem ich mich genug gepeinigt hatte, ergab ich mich dem Glücksgefühl der Liebe. Du warſt fern von mir, Du erfuhrſt nichts davon; und ſo war's meiner

Seele recht, denn dieſe Strafe wollte ich haben. Aber in andern Momenten ſehnte ich mich doch wieder unendlich, Dich wiederzuſehen, und ſchmachtete nach Deiner Vergebung. Denke Dir nun, wie mir's war, als Du wiederkehrteſt, — als Du Deine Güte ſo weit triebſt, mir zu ſagen, daß Du mich noch liebteſt!"

Sie ſchwieg. Die Thränen, die ihr bei den letzten Worten in's Auge gedrungen waren, floſſen die Wangen herab. Hugo, gerührt und unendlich erfreut, umſchloß die zarte Geſtalt, preßte ſie an's Herz und küßte die ſchöne Stirn, indem auch ſeine Augen ſich trübten. „Warum ſollte ich Dich nicht lieben?" rief er aus. „Gibt es denn ein ſüßeres und liebenswertheres Weſen? Für mich nicht in der ganzen weiten Welt!"

Helene, ſeine Hand drückend, erwiederte: „O Du biſt gut, immer wieder, unverſieglich!" Und vom Geiſte bewegt, im Fluß des Geiſtes fuhr ſie fort: „Ja, ſchön iſt nur die Güte, die ſtete, gleiche

Güte, — sie allein macht den Menschen gottähnlich! Der heuchelnde Böse ist ein Räthsel und hat den Reiz des Räthsels; aber wenn die Maske fällt, ist er schal wie ein aufgelöstes Räthsel. Sobald wir den Bösen erkennen, ist er vernichtet; wenn aber der Gute erkannt wird, fängt er erst an zu leben und erhöht sich in Glorie. Wie ist es nur möglich, daß der Böse uns ködert und der Gute schwach erscheint und unmännlich? O kläglicher Stumpfsinn des Weibes! Schreckliche Täuschung des weltlichen Scheines! Der Sinn fehlt uns für den Geist und die Güte! Während wir den Guten für arm ansehen und mit den Spöttern spotten, sind wir selber arm, armselig und kindisch eitel! Und dennoch — wie sicher fühlen wir uns dabei! Ist der Trug dieses Gefühls enthüllt, dann begreifen wir es nicht; aber doch ist der Blitzstrahl des Geschicks nöthig gewesen, um uns die Augen zu öffnen, und hätte er nicht eingeschlagen in die Seele, wir wären im Trug durch's Leben gewandelt!"

Hugo, in dem Unglück der Geliebten seinen und im höhern Verstande auch ihren Gewinn erkennend, schwieg mit tiefem Ernst; sie, indem sie zu ihm sich wendete, fuhr fort:

„Glaube mir, lieber Freund, es ist nicht ein Erzeugniß der Aufwallung, wenn ich sage: ich preise das Leid, das mir widerfahren ist! Nein; — ich zittere bei dem Gedanken, daß es mir nicht widerfahren sein könnte! — Doch, was brauch' ich weiter zu sagen?" fügte sie liebevoll hinzu. „Ohne mein Unglück, wo wäre das Glück, Dich bei mir zu sehen? Dich mit so wunderbarer, unendlich rührender Liebe bei mir zu sehen?"

„Gute Helene!" rief Hugo mit feuchten, strahlenden Augen.

„Die Schrift sagt: wen der Herr lieb hat, den züchtigt er! — Dank sei Ihm! Auch mich hat er lieb gehabt, denn er hat mich gezüchtigt — und durch Züchtigung gerettet! Ich habe Ursache, die Ruthe zu küssen, die mich geschlagen hat, und ich

thu' es!" Sie ſchwieg; dann, mit einem eignen wehmüthigen Lächeln, fuhr ſie fort: „Schöner wär's freilich geweſen, wenn ich die Strafe nicht nöthig gehabt hätte! Ich vermuthe ſogar, daß Gott, wenn er den lieb hat, den er züchtigt, den andern, den er nicht züchtigen muß, um ihn zu retten, am liebſten hat von Allen und ihn immer am liebſten haben wird!"

Hugo lächelte mit Güte. „Das iſt ein ſchweres Problem!" entgegnete er. „Halten wir feſt an dem, was wir haben!"

„Wohl," verſetzte ſie. „Meiner Schwäche und Blindheit war die Strafe nöthig; und nun will ich eben dieſen Weg lieben und mich ſeiner freuen! Ich will nicht klagen, will nicht jammern darüber, daß ich das Leben werde laſſen müſſen in ſo jungen Jahren — es wäre ein Rückfall in die frühere Seichtheit! Der ewige Gewinn allein iſt mein Ziel! Die Strafe, ich fühl' es, ſichert mir ihn, wenn ich ſie dankbar dulde bis zu Ende, und ich

werde ſie dulden! — Daneben," ſetzte ſie hinzu, indem ſie mit zärtlichem Blick Hugo's Hand ergriff, „will ich Dein ſein, ſo lang ich noch auf dieſer Erde wandle!"

„Mein," rief Hugo, „biſt Du nicht für die Zeit der Erde, mein biſt Du auf ewig!"

Er nahm ſie in ſeine Arme und küßte ſie mit dem Feuer der innigſten Liebe; ſie erwiederte den Kuß, und nie fühlten zwei Liebende ſich glücklicher als ſie, die Unglücklichen!

Sechstes Capitel.

Einige Regentage kamen und gingen, die Natur ſtellte ſich wieder mit ſchöner Witterung ein. Der Garten duftete neubelebt. Der Zuſtand angehender Verwilderung, in welchem er ſich befand, ſchadete ihm nicht, ſondern gab ihm einen Reiz mehr. Verfall der Kunſt, der ein ungehemmteres Hervortreten der Natur zur Folge hat, macht in der Regel einen poetiſchen Eindruck, wenn auch einen melancholiſch poetiſchen. Iſt ein Park, der von der Gemeſſenheit der Cultur ſich wieder dem urſprünglich Regelloſen zugeneigt hat, waldähnlicher geworden, ſo träumt ſich's nur um ſo freier und

heimlicher in ihm. Das Rauſchen der Wipfel klingt romantiſcher. Man glaubt den Menſchen ferner zu ſein, und hat ein ſchöneres Gefühl ſicherer Einſamkeit.

Der Stimmung unſerer Liebenden kam der Garten eben ſo am freundlichſten entgegen. Die Verſchönerung nach den Regentagen hatte die Sonne übernommen. Sie trocknete, was man trocken wünſcht, gab der Luft eine wohlthuende Wärme und vergoldete das Grün des Unkrautes wie des Krautes. Wo dieſe Pflegerin das Ihre thut, da kann menſchliche Sorgfalt mangeln und die Erde wird ſich doch erfreulich ausnehmen.

Eines Morgens waren die Beiden in den Laubgängen umhergewandelt. Die wenn auch langſame Bewegung und herzliche Wechſelreden hatten die Wangen des Mädchens gefärbt, und Hugo, dem ſie nicht nur ſchöner, ſondern auch friſcher, geneſungverheißender erſchien, ſah ſie mit einem ſo glückſeligen Glanz des Auges an, daß es ihr auf-

fallen mußte. Sie erröthete aus Freude und rief unwillkürlich: „Guter Hugo! Du liebst mich! — liebst mich wirklich!“

„Ist das etwas Neues?“ versetzte er lächelnd.

„Du hast es mir zwar schon gesagt,“ erwiederte sie, „aber ich muß doch immer wieder darüber staunen! — Du bist ja glücklich!“ fügte sie, selber glücklich, hinzu.

„Allerdings,“ bestätigte er; „und ich finde das höchst natürlich!“

„Ach!“ rief sie mit einem Seufzer der Genugthuung.

„Was willst Du?“ fuhr er heiter fort. „Du hast mir's eben angethan: ich kann nicht mehr von Dir loskommen!“

„Hast Du das schon einmal versucht?“ fragte sie.

„Ich werde mich wohl hüten!“ entgegnete er. — „Bei Dir zu sein, ist mein Leben, die einzige Freude meines Daseins!“

Helene lächelte bewegt. „Aber,“ erwiederte sie

nach einem Moment und hielt inne, als ob die Entgegnung nicht über die Lippen wollte. Dann ſagte ſie: „Du bleibſt Dir eben gleich, Hugo. Du liebſt — wo Mancher nicht mehr lieben würde!“

„Zu ſeiner Unehre!“ verſetzte Hugo. „Ich liebe mit hellſtem Verſtand, und bin mir bewußt, eben das Liebenswürdigſte zu lieben!“

„Weil Du es ſo haben willſt!“ entgegnete Helene.

Hugo ſchüttelte den Kopf. „Liebſte,“ ſagte er, „was liebt die Liebe denn Anderes, als die Seele? Auch wer die äußere Schönheit liebt, liebt unbewußt eben die Seele, denn die Schönheit iſt der Ausdruck der Seele. Wer aber die Seele nicht meint, der liebt nicht!“

„Indeſſen,“ verſetzte Helene, und ſtockte wieder, indem ein wehmüthiges Lächeln für ſie ſprach.

„Die Seele,“ fuhr Hugo ſie begreifend fort, „iſt ewig, und wenn ſie ſchön und liebenswürdig iſt, ſo iſt ſie's ewig. Wer aber, der ſeinen Ver-

ſtand beiſammen hat, wird das Vergängliche lieben und nicht vielmehr das Ewige? Wer wird das Schöne lieben, das häßlich werden und ganz vergehen kann, wenn er das Schöne ſieht, das ewig ſchön bleibt?"

„Ganz wohl," verſetzte das Mädchen. „Aber für dieſes Leben wünſcht man ſich doch auch Geſundheit des Leibes, Kraft und Luſt des Daſeins!"

„Große Güter!" entgegnete Hugo; — „ich will ſie nicht verkleinern. Doch weicht endlich die ausdauerndſte Kraft und Schönheit des Leibes dem Alter und dem Tode. Wer ihr vertraut hat, findet ſich getäuſcht und muß verzagen, während Jener, der auf das Weſentliche baut, in ihm Erſatz für Alles findet — Erſatz für alles Unweſentliche, das der Zeit zum Raube fällt!"

Helene erwiederte mit einem unwillkürlichen Blick des Dankes.

„Die Seele," fuhr Hugo fort, „muß erſcheinen, ſchön erſcheinen. Aber wenn ſie erſchienen iſt und

volle, ganze Liebe entflammt hat, dann ist der Zweck der Erscheinung erreicht. Denn die Liebe hat ihre Schönheit in sich aufgenommen und behält sie ewig in sich. Die wunderbare Blüthe des Lebens ist in die Sphäre des Ewigen erhoben; sie lebt ewig im erinnernden Geist und wird ewig erneut in schöpfungsfreudiger Liebe."

„Es ist wahr," versetzte das Mädchen. „Da doch Alles vergeht und nur als Erinnerung fortlebt, so genügt es, einmal gewesen zu sein, die Freude des Lebens erfahren und gegeben zu haben, — wenn auch nur auf kurze Zeit!"

Hugo schwieg. Dann sagte er: „Es ist ein Glück, das jedem andern sich vergleicht: in der Zeit unvergleichlicher Blüthe mit allen Zaubern von der Liebe gesehen und zu steter Erneuung der Seele gewonnen zu sein. Wie schön aber dieser Besitz ist, dem Liebenden ist er vor Allem die Weisung auf die Seele selber, die ihm so hold erschienen. Nicht im Gedanken an die Erscheinung, in

dem Bewußtſein, daß die geliebte Seele lebt, ewig lebt, findet der Liebende das höchſte Glück! — Aber freilich —"

„Nun?" unterbrach ihn Helene. „Auch Du haſt ein Aber?"

„Ein großes," verſetzte Hugo. „Der Liebende liebt die Seele, die Urſache aller Schönheit, die ſelbſt und ewig ſchöne; aber — ſie muß ihn wieder lieben!"

Helene's Geſicht erheiterte ſich. „Dieſe Bedingung," erwiederte ſie, „find' ich in der Ordnung!"

„Die Seele," fuhr Hugo fort, „iſt nur liebenswürdig, wenn ſie liebt — nur ſchön, wenn ſie liebt! Eben die Liebe macht ſie ſo ſchön, daß ſie den Liebenden entzückt und mit der Wonne der Ehre die Flamme der ſüßeſten Leidenſchaft in ihm lodernd erhält. Nur die Liebe gewährt Bürgſchaft, daß die Seele ewig ſchön ſein wird, ewig liebenswerth und ewig beſeligend!"

„Nun," verſetzte Helene mit einem Blick der

Güte, „dann kannſt Du mich getroſt lieben. Denn meine Seele liebt Dich, und wird Dich ewig lieben!“

„Holde!“ rief Hugo, ihre Hand ergreifend, mit einem Strahl der Zärtlichkeit in ſeinen Augen.

„O Hugo!“ erwiederte ſie, „wie ſollt' ich das nicht? Dein Geiſt iſt ſo erhaben, Dein Charakter ſo edel, Dein Gemüth ſo freundlich; und Du liebſt mich — unverdient, gewiß! — aber Du liebſt mich! Ich ſehe in Deine Seele wie in ein Paradies, wo morgenfriſche, heilige Schönheit leuchtet. Welch eine Empfindung, verglichen mit der, die der Dämon in uns erregt! Es iſt Wonne! Die Regung, welche dieſen Namen verdient, fühlen wir nie gegen Jenen, bei dem alle Freude getrübt iſt durch Unruhe und durch die dumpfe Bangigkeit einer Seele, die ſich ſelbſt verloren hat. Wenn wir den Edeln lieben, dann haben wir die Gewißheit, daß wir ihm ewig gehören. Die Luſt der Erde hat allen Zauber verloren, und von der göttlichen Freude,

die unser Herz erfüllt, sehen wir auf sie nur hernieder, um entzückt zu fühlen, was wir dafür errungen haben."

„Ah," rief Hugo. „Wie wohl thut es, das zu hören!"

„Und wie wohl, es sagen zu können! — Ich wiederhole es Dir: alles Leid, das ich erduldet habe, preise und segne ich um dieser Folgen willen! Und wenn mein Vergehen dazu nöthig war, so preise ich auch dieses! Bin ich unfähig gewesen, so hab' ich's doch gelernt und kann es jetzt, was mich ewig beglücken wird: Dich erkennen und Dich lieben!"

Sie hatte das Letzte mit einem innig holden Blick aus nassen Augen gesagt; und das Herz Hugo's, dem das Geständniß um so rührender erschien, je sanfter es gesprochen war, schlug in Entzücken. Er umfing die Geliebte mit Leidenschaft und gab ihr die zärtlichsten Namen.

„Ach," rief sie, die Hand auf seine Schulter

gelegt, „was ist Alles noch möglich — am Rande des Abgrunds! Das Leben ist doch schön — schön auch für mich! — Und es thut weh, von ihm scheiden zu müssen!“

Hugo sah plötzlich ernst auf sie. „Warum immer diese Gedanken?“ rief er mit dem Vorwurf der Güte. „Fühlst Du Dich nicht besser? Du gehst aufwärts, nicht abwärts! Also getrost!“

Helene schwieg; dann schüttelte sie gelassen den Kopf. „In meiner Seele,“ entgegnete sie, „ist keine Hoffnung. Ich verdiene nicht zu leben — und kann mir's nicht denken. Es wäre zu viel für mich!“

„Sei doch muthig,“ rief Hugo, „und hab' das Herz, glücklich zu sein! Wo ist denn der heroische Wille, der sonst in Dir war? Gebrauch ihn jetzt zum Leben!“

„Und Du willst, daß ich lebe?“ erwiederte sie mit einem Lächeln, dessen Wehmuth durch einen Schein zärtlicher Schelmerei erhellt war.

„Ich verlang' es von Dir," entgegnete Hugo, „Du bist mir's schuldig! — O könnte ich Wunder thun! Die Erde ist schön für die Guten, sie verdient, daß wir lange leben auf ihr und wirken, was nur auf ihr gewirkt werden kann!"

Das Mädchen sah für sich hin. Dann ihm die Hand gebend, sagte sie: „Ich versprech' es Dir — und will thun, was ich kann!"

Hugo schüttelte die Hand mit freudigem Beifall. — Ein Geräusch machte sie aufsehen, und bald darauf kam der Vater gegen sie heran. Helene ging ihm entgegen, der Liebende folgte und sagte für sich: „Ihr Herz ist froher geworden, und die Freude bekommt ihr. Nun, Liebe, thu' ein Uebriges, verstärke die Kunst des Menschen und führe sie zum Sieg!" — —

Zwei Tage später, an einem Sonntag nach Tisch, kam die Familie Wildau zum Besuch. Die Frau nahm das Wickelkind dem Dienstmädchen ab und der Gatte führte den bald dreijährigen

Knaben: so begrüßten sie im Hof die entgegengehenden Verwandten.

Es war ein erfreuender Anblick! Heiterkeit, Gesundheit, Selbstgefühl sprachen aus den Gesichtern so natürlich und so treuherzig, daß sie unmittelbar den schönsten Antheil erweckten. Die Eltern zeigten ihre Kinder und hörten die Lobeserhebungen mit glückseligen Augen. Man brachte die Kleine durch neckende Liebkosungen zum Lachen, und der blondhaarige Junge gab eigene naive Einfälle zum Besten, die auch dem alten Herrn ein Lächeln abgewannen.

Zu den wenigen Erscheinungen, die auf Erden ein Bild des Vollkommenen gewähren, gehört eine glückliche Familie. Die Freude der Eltern ist rein und ganz; nicht oberflächlich und immer zu entfliehen bereit, wie so manch andere Freude der Erde, sondern überschwänglich und aus unversieglichen Lebenstiefen immer wieder sich erneuend. Sie ist zugleich natürlich und heilig: die Frische

der unmittelbaren Luft von weihendem Licht übergossen. Die Eltern fühlen sich ergänzt durch die Kinder; sie blicken hinaus in eine unabsehbare Kette lebenhervorbringenden Lebens und triumphiren in ihrem Herzen über das Gefühl der Vergänglichkeit. Spricht sich das nicht als Gedanke aus, so ist es doch als Empfindung in ihnen und der wohlwollende Betrachter kann es von ihren Mienen lesen.

Während die Oberförsterin, die Kleine auf dem linken Arm wiegend, in verjüngter Schönheit bei dem Baron stand, ließ Helene das Auge auf ihr weilen. Die Züge des Mädchens drückten ein edles Mitgefühl aus; eine herzliche Freude glänzte aus ihrem Gesicht; der Ernst derselben ging aber endlich in Wehmuth über, und sie athmete, daß es wie ein Seufzer klang. Hugo, der sie beobachtet hatte, schien ihre Gedanken zu errathen. Er wurde ernst und nickte wie Einer, der sich etwas vorgenommen hat.

Der Nachmittag ging vergnügt hin. Dem Knaben konnte in Schloß und Garten Vieles gezeigt werden, was ihm Rufe der Bewunderung entlockte, die dann wieder seine Führer erheiterten. Die junge Frau, nachdem sie das Kind dem Dienstmädchen übergeben hatte, setzte sich zu Helene, rühmte ihr besseres Aussehen, ließ sich von ihrem Leben und Treiben erzählen und pries, um auf ihr Angesicht noch schöneres Licht zu rufen, den gemeinschaftlichen Freund. — Wildau seinerseits ermangelte nicht, Helene gegen Hugo für gekräftigter zu erklären und im Widerspruch gegen die frühern Aeußerungen seine Hoffnung auf ihre Genesung auszudrücken. Mit Befriedigung hörte er von ihm, daß dem Verwalter in aller Stille ein Wiederkauf bereits gelungen sei. Er erklärte seinen Beifall und rief ihm ein „Glückauf" zu, das eine allgemeine Bedeutung hatte.

Nach herzlichem Abschied, als die Familie schon wieder im Wagen saß, drückte der Knabe seine

Freude über die Heimfahrt so lustig aus, daß den Hierbleibenden das häusliche Glück, dem die Fahrt entgegenging, reizend fühlbar wurde.

Die Sonne sank, die Luft wurde kühler — die Drei kehrten in den Saal zurück. Der Vater begab sich von hier auf sein Zimmer, stumm, wie man das an ihm gewohnt war. Hugo und Helene waren allein. Auch sie schwiegen. In der Dämmerung, welche den Raum zu durchfließen begann, gingen die Seelen in sich zurück, die Bilder des Nachmittags stellten sich ihnen dar, und sie überließen sich ihren Gedanken.

„Wie schön ist's doch," begann endlich Helene, „Eltern und Kinder zu sehen, alle gesund und vergnügt! Man hat ein Gefühl, als ob's gar kein Leid auf der Erde gäbe und die Menschen ohne Ausnahme gut und glücklich wären!"

„Das," versetzte Hugo, „ist aber schon der Eindruck eben der Familie Wildau!"

„Ich verstehe Dich," sagte Helene. „Das

Schönſte am Glück iſt, zu ſehen, wie die Glücklichen es verdienen."

Hugo nickte. „Ich kann mir kaum einen Menſchen denken," verſetzte er dann, „bei deſſen Wohlſein man ſo ſehr das Gefühl hätte, daß es dauern werde, wie bei dem unſeres Oberförſters. Er iſt gebildet und urtheilt vortrefflich; aber doch hat er zugleich etwas von einem Naturmenſchen, und es wird ihm nicht ſchwer, in unbewußtem Vergnügen den Tag hinzuträumen. Ein echter Forſtmann, dem das Leben in Wald und Feld etwas von der Art des Landvolks gegeben hat und der nun mit ſeiner Geiſtescultur eine der angenehmſten Erſcheinungen geworden iſt. Das ſind Leute für dieſe Welt! Kernhaft, genügſam und ausdauernd leben ſie ein Leben goldener Zeit in's höchſte Alter hinein!"

„Die Frau," bemerkte Helene nach einem Schweigen, „iſt nicht weniger zu rühmen. Es iſt wunderbar, wie ſich hier gefunden hat, was zuſammenpaßt!"

„Nun," entgegnete Hugo, — „er hat ſie gewählt — und recht gewählt!"

„Zu ſeiner Freude!" ſetzte das Mädchen hinzu. „Zur Freude eines Hauſes von Glücklichen! — Wer ſo lebt und thätig iſt, — wer ſo liebe, ſchöne, geſunde Kinder hat, wie dieſes Paar, der weiß, warum er auf der Welt iſt!"

Hugo ſchwieg zu dieſen Worten, die mitfühlend, aber doch in einem Tone geſprochen waren, aus dem eine innere Trauer herausklang. Dann ſagte er: „Allerdings, liebe Helene; ſie ſind geborgen, ihr Leben hat Sinn. Aber — erlaube mir dieſe Bemerkung! — Die Natur iſt reicher, — und namentlich iſt Gott größer, als Du anzunehmen ſcheinſt!"

„Was meinſt Du?" fragte ſie.

„Kann man aus Deinen Worten nicht zugleich heraushören, daß diejenigen, denen es verſagt bleibt, eine Familie zu gründen, im Gegenſatz zu Jenen nicht wiſſen, wozu ſie auf der Welt ſind?"

„Und wenn dies meine Anſicht wäre?“ ſagte Helene nach kurzem Bedenken.

„Dann hätteſt Du über dem Einen das Andere vergeſſen, wie es einer Philoſophin nicht wohl geziemte!“ entgegnete Hugo. — „Es gibt nicht nur die Natur, ſondern auch den Geiſt! Nicht nur die Welt, ſondern auch Gott! Nicht nur die Erde, ſondern auch den Himmel!“

„Daraus folgt?“ erwiederte ſie.

„Daß der lebende, ſtrebende Menſch, wenn er in der erſten dieſer Sphären das Glück nicht zu erlangen vermag, um ſo tiefer in die andere eindringen und hier für das dort Entzogene den Erſatz finden kann.“

„Das mag ſein,“ entgegnete das Mädchen. „Gehören aber Geiſt und Natur nicht zuſammen, und ſchließt das Glück in der einen Sphäre die Befriedigung in der andern aus?“

„Nicht nothwendig,“ erwiederte Hugo. „Aber wie die Menſchen ſind, laſſen ſie ſich von einer

Sphäre anziehen und vertiefen sich in sie auf Kosten der andern."

„Allerdings," versetzte Helene nach einigem Bedenken; „das ist möglich!"

„Sogar gewöhnlich," erwiederte Hugo. Und nach kurzem Schweigen fuhr er fort: „Wie schön ist es, einer Familie vorzustehen, — wie süß und reich ist das Glück der Eltern! Aber eben dieses Glück und die Thätigkeit, die seine Erhaltung nöthig macht, zieht ab von der Sphäre des Geistes, von der Sphäre der Geister! Die Freuden der Natur durchströmen den Menschen in solcher Fülle, daß das Herz an ihnen sich genügen läßt, wogegen die beraubte Seele, nach Ersatz verlangend, diesen in der Sphäre des Geistes sucht und auch findet!"

„In der That," rief Helene, „so ist es! — Und es ist eine wahre Ausgleichung!"

„Wenn nun," fuhr Hugo fort, „das, was die

beraubte Seele findet, eben das Edlere wäre? Das Höhere und das Erhebendere?"

„Dann hätte sie," erwiederte Helene, „das bessere Theil erwählt, wie Maria —"

„Und könnte sich nicht beklagen. — Wenn das nicht wäre, liebe Freundin, dann hätte die Austheilung von äußerem Glück und Unglück, von Ueberfluß und Mangel, wie wir sie in der Welt finden, etwas Erschreckendes, ja Entsetzliches. Aber Unglück und Entsagung führen in Tiefen, die der Glückliche nicht kennen lernt, sie erfüllen mit einem Reichthum, den der Glückliche nicht erlangt, sie geben dem Geist Anlaß, in Höhen sich aufzuschwingen, in welche der Glückliche sich nicht erhebt, damit ist die Ungleichheit weggetilgt!"

„Wahrhaftig," rief Helene; „und wunderbar!"

„Die Freuden, welche die Natur gewährt, leuchten unmittelbar ein und scheinen die beglückendsten zu sein; aber die Seligkeiten in der Sphäre des Geistes wiegen sie auf und bieten eine feinere

Befriedigung: wenn das Leben des Geiſtes fruchtbar und liebevoll gelebt wird! — Erinnerſt Du Dich des Geſprächs, das wir letzthin über die Religioſität der früheren Jahrhunderte geführt haben? Die wahren Heiligen, die wahren Mönche und Nonnen (wie wenige es ſein mögen!) — die wahren Asketen und Myſtiker haben in der Liebe zu Gott, im innigen Verkehr mit ihm Wonnen empfunden, die ihnen theurer waren als alle Genüſſe der Erde; — ſie haben in ihrem innern Leben ein göttliches Gnadengeſchenk erblickt, wofür ihr Herz dankbar ſchlug, und vor der Berührung mit der Welt ſich geſcheut, als ob ſie dadurch befleckt und ihrer Ehren entſetzt würden. — Sind ſie wohl im Unklaren geweſen über den Zweck und Sinn ihres Daſeins?"

„O," rief Helene mit einem Ton bittender Abwehr.

Jener fuhr fort:

„Sie haben ſich erhaben gefühlt über die

Sphäre der Natur und haben heruntergesehen auf die Glücklichen in ihr wie auf glückliche Kinder. Sie wußten sich höhern Ranges, und mit Recht. Denn sie genossen den Umgang mit Gott und kosteten die lichtern und reinern Freuden. Armuth an irdischem Glück drängte sie grade näher an das Herz Gottes, erfüllte sie grade mit der heiligsten Liebe und rief die süßesten Schauer der Befriedigung in ihnen hervor. Alles das ist historische Wahrheit. Wir besitzen die eigenen Schilderungen dieser gottgeliebten Menschen, in Wort und Bild, und müssen erkennen: so reden, malen und singen konnte nur die wirkliche, lodernde, selige Liebe!"

Helene, von Herzen beistimmend, sagte: „Du hast mich widerlegt; ich muß meine Behauptung einschränken und sagen, daß neben glücklichen Eltern nur diejenigen sich beraubt fühlen werden, die ihr Glück entbehren, ohne sich in die Region des Geistes aufschwingen zu können."

„Ohne den schöpferischen Geist der Liebe zu

haben, der im höhern Kreiſe eben die ſüßeſten Blüthen des Glücks erzeugt," fügte Hugo hinzu.

„Wohl, mein Freund. Aber das Glück der Familie erſcheint hiernach faſt als etwas Untergeordnetes, und ſo kann ich's doch nicht anſehen. Die Liebe und Freude der Eltern iſt ſo ehrwürdig, in ihrer Art ſo heilig —"

„Gewiß," fiel Hugo ein. „Weil aber eben von ihm aus das Glück des innern Lebens gerne verkannt und in Frage geſtellt wird, darum hab' ich dieſes gegen jenes in ſeiner Glorie gezeigt. Natur und Geiſt bilden ein Leben, und wenn auch jedes etwas für ſich iſt, ſo haben ſie doch die Beſtimmung, liebend in einander zu ſein und ſich wechſelſeitig mit ihren Gaben zu erfüllen."

„Das Ziel wäre alſo doch das Leben in beiden Sphären," warf Helene ein, „und die glücklichſten Menſchen wären diejenigen, welche die Vorzüge von beiden in ſich vereinigen könnten?"

„Ohne Frage. Aber dies iſt in wahrer Har-

monie nur Wenigen vergönnt. Und wenn wir nun auf der Seite des Geiſtes ſtehen, ſtehen müſſen, — erkennen wir, was uns bleibt auch ohne jene Vereinigung!"

„Wohl," ſagte das Mädchen.

„Erkennen wir, daß von den beiden die höhere Region uns aufgethan iſt und daß wir in ihr Freuden ſchöpfen können, die für ſich allein überſchwänglich beglücken!"

„Allerdings; allein —"

„Erkennen wir," fuhr Jener mit Ernſt und Nachdruck fort, „daß wir die Freuden, die uns zunächſt verſagt ſind, uns ebenfalls aneignen können — durch Liebe! Durch liebevollen Antheil an dem Glück der Andern; durch herzliche Freude daran, durch gütige Förderung deſſelben!"

„Beim Himmel, ja!" rief Helene; „und das iſt die Hauptſache!"

Hugo nickte erfreut. „Denken wir uns," be-

gann er dann wieder, „eine glückliche Mutter, die der Familie lebt, und eine Heilige, die sich Gott geweiht hat. Es kann die Eine das Glück der Andern verkennen, obwohl der Heiligen dies am wenigsten zuständе. Beide können sich aber auch begreifen, ihren Werth und ihre Besitzthümer wechselseitig anschauen und sich dadurch wechselseitig ergänzen. Wie hold ist der verehrungsfrohe Blick der Mutter auf die Heilige, der theilnahmvolle Blick der Heiligen auf die Mutter! Wie schön wird die Heilige durch das liebevoll aufgefaßte Glück der Mutter bereichert — die Mutter durch das Glück der Heiligen erhöht und geadelt! Welch ein herzerfreuendes Bild, diese beiden Vertreterinnen des Geistes und der Natur! Welch eine Aufgabe für die Kunst, es uns in lebensvoller Charakteristik vor Augen zu stellen!“

„Schön, wahrhaft schön!“ rief Helene. „Und die Kunst hat es schon dargestellt! — Die Kunst,“ fuhr sie nach einem Moment fort, „hat aber auch

das Höchste schon dargestellt: die Heilige, welche Mutter ist — die Mutter des Heilands!"

„Ja," rief Hugo; — „und das ist das Ideal für alle Zeiten! — Aber das Ideal würde nicht erheben, sondern niederschlagen und wahrhaft schaden, wenn es den wirklichen Menschen, dem ein bestimmtes Loos zu Theil geworden, unfähig machte, sich desselben zu freuen! — Wir leben in der Zeitlichkeit, meine liebe Helene; wir müssen erkennen, was wir haben und was wir von unsern Bedingungen aus in Wirklichkeit oder nur in der Idee zu erreichen vermögen. Haben wir Alles erwogen, dann sind wir auf Alles gefaßt; und was das Geschick uns bringen möge, wir können unser Loos ergreifen und daraus gestalten, was für uns das Beste ist."

Helene gab Hugo, der neben ihr auf dem Sopha saß, hierauf die Hand und sagte: „Du hast Recht wie immer — ich danke Dir." Dann fuhr sie fort: „Wir Frauen sind darin eigen; wir

wiſſen's — und wir vergeſſen's wieder! — Wir ſind weltlicher, irdiſcher als ihr, trotz allem Philoſophiren, und das Glück der Natur erſcheint uns gar zu gern wieder als das Begehrenswertheſte. Wir ſehen es mit unſerer Seele, wir lieben es —"

„Lieb' es!" rief Hugo; „aber frei, mit freiem und heiterm Gemüthe! Lieb' es in glücklicher Liebe! — Wie wunderbar," fuhr er ihre Hand ergreifend fort, „kreuzen ſich Gefühle und Gedanken in uns! Bin nicht ich der Hoffende? Glaube nicht ich, daß das Glück für uns auf Erden noch möglich iſt?"

„Dies mit Unrecht, lieber Hugo," erwiederte das Mädchen jetzt. „Nein! Sehnen und trauern kann ich, glauben und hoffen kann ich nicht mehr! — Für dieſe Welt nicht mehr!"

„Das iſt nicht gut geſprochen," entgegnete Hugo mit einem Ton des Vorwurfs.

„Ich kann nicht anders," verſetzte Helene.

Hugo ſchwieg. „Nun," erwiederte er dann mit

Ernſt, „wenn dem ſo wäre, ſo erheben wir uns über das Glück der Erde! Was die Erde verſagt, das gewährt uns der Himmel in höchſter Fülle, wenn wir zur Vollendung uns fähig beweiſen. Denn in der Vollendung der Weſen und in der Vermählung des Geiſtes mit der Natur beſteht der Himmel. Vollendet in ſich wird jedes Weſen vollkommen lieben, Unendliches in Liebe geben und empfangen können. Die Fähigkeit, die uns ſchon auf Erden erfreut und ergänzt: Geſchick und Glück der Andern als Poeſie in uns aufnehmen zu können, ſie werden wir dort im höchſten Maße beſitzen. Die Liebe wird frei ſein, und die ſich vor Allen lieben und liebend ſuchen, werden ſich vor Allen finden und liebend beglücken! Was hier als Ideal vor unſerer Seele ſteht, das werden wir dort in idealer Wirklichkeit an's Herz drücken und göttliche Wonnen fühlen. — Sehnen wir uns darum auf Erden, lieben und leiden wir! Freuen wir uns des Glücks, das uns gegönnt iſt, in Hoff-

nung! Freuen wir uns des halben Glücks, wenn uns ganzes nicht zu Theil werden mag: zum ganzen führt endlich die Natur der Dinge und der Wille Gottes, der sich selber nur Genüge thut, wenn er die Strebenden zu ihrem eigensten Genügen vollendet."

Hugo hatte die letzten Worte kaum gesprochen, als die Thür sich öffnete, der alte Christoph mit einer brennenden Lampe hereintrat und der Baron, einen Brief in der Hand, ihm folgte.

„Es ist gut," rief er den sich Erhebenden zu, „daß ich Euch noch beisammen treffe! Nach so vielem Unglück hat es doch auch noch ein Glück für mich gegeben! Seht hier!" fuhr er den Brief emporhaltend fort. „Er ist von Karl und durch einen Expressen geschickt. Hört, was er schreibt!"

Er trat zu der Lampe und las:

„Lieber, theurer Vater! Ich melde Dir, was ich so eben aus dem Munde meiner Amalie vernommen. Sie gewährt mir die Hoffnung, Vater

zu werden! Das Herz schlägt mir, indem ich dieses schreibe. Ich nehm' es als ein Zeichen, daß Gott unserm Hause wieder gnädig ist und daß es wieder gedeihen und emporkommen soll! Dank Ihm — glühenden Dank! — Theil es nur gleich der lieben Schwester mit (ich bin ihr wahrlich eine Freude schuldig!) — und Hugo, dessen edles Gemüth sich mit uns freuen wird. Lebe wohl und sei glücklich! Dein über Alles glücklicher Sohn Karl."

Helene hatte sich vor den Vater gestellt, dem die Freude die ehemalige Helle und Frische des Geistes wiedergegeben zu haben schien; nach den letzten Worten fiel sie ihm um den Hals, küßte ihn unter Thränen und rief: „O das ist eine gute Nachricht! Das hat uns gefehlt! Lob sei Gott, daß er's uns gewährt hat! — Nun," setzte sie mit bewegter Stimme hinzu, „nun kann ich sterben!"

„Mein Kind!" rief der Vater; „was sagst Du da! Willst Du mich wieder unglücklich machen?"

„Nein, Helene," rief Hugo zu ihr tretend, „nun mußt Du grade leben! Du mußt ſehen, wie es aufwärts geht mit Deinem Haus, und mitgehen! — Ohne Dich gibt es kein Glück für uns!"

„Ja," rief der gute Vater mit überſtrömender Liebe, „Du mußt leben und glücklich ſein! — Ich kann nicht leben ohne Dich!"

Helene, mit naſſen Augen, reichte Jedem eine Hand und rief: „Ich will's verſuchen! — O, es thut mir wohl, ſo geliebt zu ſein!"

Sie legte den Kopf an die Bruſt des Vaters, um die fließenden Thränen zu verbergen; dann, ſich umwendend, ſagte ſie dem Freund mit weicher Stimme Gutenacht und ging mit dem Vater hinweg, um ihn auf ſein Zimmer zu geleiten.

Hugo ſchaute ihnen nach und ſagte zu ſich ſelbſt: „Nun hab' ich einen Lebenszweck — und eine Pflicht mehr! — Ich freue mich unendlich, ſie erfüllen zu können; und ich werde ſie erfüllen!"

Siebentes Capitel.

Die nächste Zeit brachte der Familie neue Befriedigungen. Dem Verwalter gelangen mehrere Wiederkäufe und namentlich wußte er einen herrlichen Wald, die Perle der frühern Besitzungen, mit geringen Opfern zu erwerben. Als der Baron dies erfuhr, drückte er Hugo die Hand mit einem Ausdruck, der neben der Freude auch etwas von Demuth hatte.

Der Beauftragte fand übrigens nicht für gut, dem philosophischen Herrn auch die kleinen Kriegslisten mitzutheilen, die er bei seinen Unternehmungen zu Hilfe zog. Er verständigte sich wegen

der nöthigen Ausgaben lieber mit dem Oberförster.

„Der Herr von Lichtenfels," sagte er einmal zu diesem, „muß nicht Alles wissen! Er ist zu grade, und würde mir am Ende meine kleinen Manöver gar verbieten. Aber die Welt ist die Welt. Wenn ich die Leute nicht einfädle, dann krieg' ich nichts von ihnen. Es ist eben nöthig!"

Wildau lächelte. „Es scheint," entgegnete er, „daß Sie dieses Nöthige doch auch nichts weniger als ungern thun!"

Der Verwalter lachte. „Gegen Sie, Herr Oberförster," sagte er, „will ich's nicht leugnen. Keine größere Freude hab' ich in der Welt, als wenn ich einen Kerl, der aus purem Eigensinn Nein und noch einmal Nein sagt, zuletzt doch fange. Die Bauern sind Stöcke; aber ich und mein Freund Baruch werden Herr über sie. — Nun, wenn Alles geht, wie's gehen soll, dann verdient unser Jude zu guter Letzt noch ein tüch-

tiges Präsent. Er ist ein Schlaukopf, wie's nur einen gibt, und wenn er einen Vorschlag macht, von dem er meint, er müsse zu etwas führen, dann glitzert er in einem Vergnügen, daß man ihn gern haben muß."

Der Oberförster, nach einer heiter bedenklichen Miene, sagte: „Nun, da die Leute dabei doch eigentlich zum Gelde kommen, so kann's passiren! — Wie habt ihr's denn aber angefangen, den Wald von dem Müller loszueisen, der einer der härtesten Köpfe in der ganzen Umgegend ist und sich so gefreut hat, ihn zu haben?"

„Ja," erwiederte der Verwalter mit einer schlauen Bewegung der Arme, „das hat auch ziemlich Mühe gekostet, und ohne die Müllerin wär's nicht gegangen. Wie ich das erste Mal dort war, um so drum herum zu reden, gab der Müller gar nicht auf mich Acht; aber ich merkte bei der Gelegenheit, daß die Frau ein eigenes Wohlgefallen an Herrn Hugo habe!"

„Ah," rief Wildau.

„Sie wissen," fuhr Jener fort, „es ist gar ein gutes Weib, und sie rühmt nun an Herrn von Lichtenfels besonders, daß er so gut sei und so treu, und so freundlich gegen die Leute, ein Mann, den man gern haben müsse u. s. w. Als der Müller einen Gang in den Hof machte, benutzte ich die Gelegenheit, ihr zu sagen, daß dieser gute Herr unglücklich wäre, wenn er den Wald nicht wieder bekäme. Denn er wolle Ellerburg an sich bringen und halte nun hauptsächlich auf den Wald, weil dieser seit Urzeiten dazu gehört habe. Wenn sie das machen könnte, dann würde er ihr von ganzem Herzen dankbar sein! Auch rechne er auf sie; denn er wisse, daß der Müller ihr nichts abschlagen könne und daß es also im Grund nur auf sie ankomme!"

„Lügner!" drohte der Oberförster.

Jener zuckte die Achsel. „Da wir den Wald um jeden Preis haben mußten," fuhr er fort, „so

that ich sogar noch etwas: ich ließ durch den Juden einen Halsschmuck kaufen und überbrachte ihn der Müllerin — als ein Geschenk von dem Herrn Baron."

„Aber das ist ja --"

„Nothwendig gewesen," unterbrach ihn der Wackere. „Der Glaube der Frau mußte gestärkt werden. — Unterdessen hatte der Jude seine Versuche mit dem Müller begonnen und wäre bei dem ersten fast zum Hause hinausgeworfen worden. Baruch ist aber nicht der Mann, auf so etwas viel zu geben. Er kam wieder und wieder, sagte dem stolzen Gesellen, was er gern hörte, und rühmte den Wald auf dem Fuchsberg, der gegenwärtig zu haben ist, mit einem Eifer, daß jeder Andere nachgegeben hätte. Wenn der Baruch Einem etwas beibringen will, kommt er in eine Leidenschaft, – er wird ganz roth und ordentlich zornig und macht's so ernsthaft – verzeih mir's Gott, ich ließ' mich selber von ihm anführen! Der

Müller blieb dennoch auf seinem Kopf. Nun, jetzt mußte eben die Müllerin dran! Da sie schön und jung ist, er alt und nicht mehr schön, so begreifen Sie, daß er endlich Ja sagen mußte. Wir wurden Handels einig."

„Aber Ihr seid ja Spitzbuben!" rief Wildau vergnügt.

Der Andere machte eine bescheiden ablehnende Bewegung.

„Was wird aber Baron Hugo sagen, wenn ihm die Müllerin für den Schmuck dankt?"

„Dafür ist schon gesorgt," erwiederte der Verwalter. „Sie wird mit Niemand davon reden, auch mit Herrn von Lichtenfels nicht, und ihn höchstens noch ein wenig freundlicher ansehen als bisher."

Wildau stand mit heiterer Miene. „Wissen Sie, daß Sie mir halb und halb vorkommen, wie der heilige Crispin?" — Sie kennen ihn?"

„Ganz gut," versetzte jener mit Lachen. „Aber

ich bin nicht der Einzige. In unserer Gegend ist z. B. ein Herr, mit dem ganz leicht zu handeln sein soll, wenn er für sich etwas kaufen oder hergeben will. Gilt's aber für das Forstamt ein Geschäft zu machen, dann hat man mir gesagt, dürfe man mit ihm auf seiner Hut sein!"

Wildau lachte. In der That gehörte er zu den in Deutschland nicht seltenen Menschen, die liberal sind in ihren eigenen Angelegenheiten, aber genau und schlau, wenn es sich um den Vortheil des Herrn oder des Staates handelt. — Er versetzte:

„Nun, Sie sind ein guter Verwalter. So eine Art Widerspiel von dem in der Schrift! — Wenn Sie sich am Ende nicht doch auch mit dem gesparten Mammon Freunde machen wollen in Ellerburg!"

„Ei, Herr von Wildau," entgegnete Jener, der ihn sogleich begriff, „das will ich gar nicht leugnen! Ich schau' auf den Vortheil des Herrn, und

thu', was ich kann. Ein solches Gut wieder schön beisammen zu sehen, ist an sich eine Freude. Aber allerdings glaub' ich, daß mich Herr von Lichtenfels als Verwalter behalten wird. — Er wird auch schwerlich einen bessern kriegen!"

„So ist's," versetzte Jener. „Ihr Lohn wird sein, daß Sie auf den Vortheil des Herrn sehen dürfen, so lange Sie leben!" —

An einem kühlen, aber trocknen Morgen der letzten Octoberwoche fuhr Hugo mit Wildau, den er im Forstamt abholte, zu Karl von Ellerburg auf Besuch. Die kleine Stadt, wo sich die Invaliden befanden, war hübsch gelegen und machte an einem still hingleitenden Fluß mit gärtenumkränzten Mauern einen idyllisch freundlichen Eindruck. Hugo bemerkte dies gegen den Oberförster und sagte:

„Hier kann ein liebendes Paar glücklich sein!"

„Wir werden es, hoff' ich, so finden," erwiederte dieser.

Der Empfang in einer einfachen, aber hellen

und zierlich gehaltenen Stube war überaus herzlich. Karl begrüßte den Jugendgenossen mit einem freudigem Ausruf und zeigte über den Besuch eine beinahe feierliche Genugthuung. Die junge Frau, etwas magerer als früher, aber glänzend froh, machte auf Hugo einen höchst angenehmen Eindruck. Man konnte sie als eine weiblich idealisirte Wiederholung des Bruders ansprechen, so sehr glich sie ihm und so viel anmuthiger und feiner waren doch ihre Formen. Sie schüttelte dem Wohlthäter ihrer Familie, dessen nähere Bekanntschaft sie jetzt erst machte, kräftig die Hand und sah ihn dabei mit einem Auge an, das ihm den Dank sonnig entgegenblickte.

Eine Vergangenheit, wie die des jetzigen Majors, konnte in der Seele eines ernsten Betrachters Gedanken der Sorge erwecken. Wenn aber Hugo mit dergleichen gekommen war, so entflohen sie beim Anblick der jungen Frau. Als er mit Karl allein war, sagte er:

„Du bist glücklich trotz Allem, und Du wirst es bleiben! Du hast einen Engel im Hause, vor dem das Unglück, wenn es Dir nahen wollte, wieder zurückgehen würde.“

„Das fühl' ich auch,“ versetzte Karl; „und das ist mein Trost!“

Nach einer fröhlichen Mahlzeit machte man einen Spaziergang um den Stadtgraben. Hugo hatte gute Nachricht von dem Befinden Helene's mitgebracht; diese wurde nun Gegenstand der Unterhaltung und ihre Genesung das Ziel der innigsten Wünsche. Endlich glaubte man sich der Hoffnung überlassen zu dürfen! Amalie betheuerte mit dem Erröthen des tiefsten Gefühls, daß Nichts auf der Erde sie mehr beglücken würde als die Wiederherstellung ihrer Schwägerin. Sie habe so viel gelitten, sei das geistvollste, beste und auch jetzt noch schönste Wesen, daß sie je gesehen! — Der Bruder konnte einen Seufzer nicht zurückhalten.

„Wenn das geschähe," sagte er, „dann wäre der letzte Druck von meinem Herzen genommen. In alles Andere, was mich betroffen hat, ergeb' ich mich, und," setzte er mit einem liebevollen Blick auf die Gattin hinzu, „es kommt mich nicht schwer an! Aber der Verlust meiner Schwester wäre der grausamste Schlag für mich! — Gott mög' ihn abwenden!"

Bevor man sich trennte, mußte das Ehepaar versprechen, an einem der nächsten schönen Tage zum Besuch nach Ellerburg zu kommen. Hugo hatte der Frau bemerkt, daß ihr Erscheinen jetzt namentlich den Vater über Alles beglücken würde!

Auf dem Heimwege tauschten die Freunde Worte des Vergnügens über das Wohlbehagen der Gatten und rühmten die Welt, auf der, wenn man auch schon entsagt habe, doch noch viel Genuß des Daseins möglich sei. — Vom Forstamt an allein in der Chaise, in sternheller Nacht, überließ sich Hugo seinen Gedanken, die einen frohen Lauf nah-

men. Der Anblick des glücklichen Ehepaares hatte eine ermuthigende Wirkung auf ihn geübt. Was hier möglich war, sollte es nicht anderswo in anderer Weise möglich sein? Welt und Natur sind nicht so gefühllos, als es zuweilen den Anschein hat; nach dem Sturm kommt auch wieder die Sonne, nach der Starrheit des Winters der Lenz, und in lebendigen Menschen liegen unendliche Hilfsquellen, die zuweilen das Unmögliche möglich und wirklich machen.

Der Liebende war so voller Muth, er fühlte sich an Körper und Geist selber so kräftig, so wohl, daß er unwillkürlich die eigene Stärke auf Helene übertrug und es ihm war, als müßten vor dem energischen Willen des Lebens die letzten Reste ihrer Krankheit weichen.

In den Hof eingefahren, sah er die Fenster noch hell und freute sich, die guten Nachrichten, die er von seinem Besuch mit heimgebracht hatte, heute noch melden zu können.

Er trat in's Schloß und wollte sich in den Saal begeben. Da sah er Christoph mit brennender Kerze vom Gange links herkommen, der zu dem Zimmer Helene's führte. Er wartete — warf einen Blick auf ihn und starrte ihn an: der alte Mann weinte, die Thränen liefen ihm die Wangen herunter. Bestürzt, erschreckt, rief Hugo:

„Was ist geschehen? Ist dem Baron etwas zugestoßen? Ist Helene — schlimmer geworden?"

Der treue Diener betrachtete ihn mitleidig. Dann wischte er sich die Thränen aus den Augen und sagte:

„Ach, Herr Baron, was würde es helfen, wenn ich's Ihnen auch verschwiege? Das Fräulein hat wieder einen Anfall gehabt und ist sehr schwach. Der Doctor ist bei ihr. — Aber," setzte er nach einem Blick auf den Bleichgewordenen hinzu, „sie fühlt sich jetzt schon wieder besser! O, sie hat eine gute Natur!"

Hugo, den Sturm in seinem Herzen mit Gewalt bezwingend, sagte:

„Kann ich sie sehen?“

„Warten Sie ein wenig,“ entgegnete der Alte nach kurzem Besinnen. „Ich muß ein Glas holen und will dann fragen.“

Er ging. Eiseskälte durchfuhr die Brust Hugo's.

„Großer Gott,“ rief er, „was hast Du mit mir vor? Hab' ich mich so grausam betrogen? Mich in den Himmel geträumt, um in einem Abgrunde des Unheils zu erwachen?“

Christoph begab sich in das Zimmer zurück, erschien wieder, lud ihn ein zu kommen, geleitete ihn an die Thür und öffnete sie. Hugo trat ein und ging auf das Bett zu, das von dem Arzt, dem Vater und der Dienerin umgeben war. Der Arzt trat bei Seite und Hugo stand vor Helene. Diese wendete das wachsbleiche Angesicht, das im Schein der Lampe einen seltsamen Schimmer hatte,

auf den Geliebten und ein bei allem Leid ſüßes Lächeln verklärte ihre Züge. Sie reichte ihm die blaſſe Hand und nickte, als ob ſie ſagen wollte:

„Nun iſt's gut!"

„Wie iſt Dir?" rief er mit gedämpfter Stimme.

„Beſſer," erwiederte ſie hauchend.

Hugo betrachtete ſie und die Worte des Laertes über Ophelia kamen ihm in's Gedächtniß. Krankheit und Leiden zerſtörten nicht, ſie veränderten nur ihre Schönheit! Das Werk liebender Geiſter, die ſchöne Seele, triumphirte über die grimmigſten Mächte des Haſſes, die ſie zu verhäßlichen ſtrebten. So lag ſie da, eine hinwelkende, aber im Welken und Vergehen noch leuchtende Blume!

Welche Schauſpiele bietet uns die Erde! Welchen Jammer bringt ſie dem liebenden, liebetief empfindenden Menſchenherzen!

Die Augen Hugo's füllten ſich mit Thränen. Helene ſah es und ſchüttelte den Kopf auf dem Kiſſen.

„Du weißt nicht!“ ſagte ſie dann. „Es iſt doch recht —“

Ein Huſten unterbrach die Rede. Der Arzt gab ihr und dann Hugo einen Wink. Dieſer ergriff nochmals die dargereichte Hand, fühlte ſich von den zarten Fingern gepreßt, blieb, die Liegende anſchauend, noch eine Weile und verließ erſt auf eine neue Mahnung des Arztes mit dem Vater das Zimmer.

Sie gingen in den Saal. Hier brach der Vater zum erſten Mal ſein dumpfes, troſtloſes Schweigen.

„Es iſt wieder nichts geweſen, Hugo,“ ſagte er mit einem ſchmerzlichen Seufzer. — „Es iſt aus mit uns!“

Jener, der die Pein des Vaterherzens fühlte, ſprach von Hoffnung.

Der alte Mann antwortete mit einem bittern Lächeln.

„Es iſt aus," wiederholte er; „wir gehen unter! — Ich glaub' an Nichts mehr."

Hugo ſchwieg, warf ſich in einen Lehnſtuhl, bedeckte ſein Geſicht mit den Händen und ließ den ſchmerzlichen Gefühlen, die ſich in ihm erzeugten, ihren Lauf.

Nach einer Viertelſtunde kam der Arzt. Er meldete, daß er eine Wiederholung nicht befürchte. Die Anordnungen für die Nacht ſeien getroffen, die Kranke habe ſich Allem gefügt und ſei, nachdem ſie Herrn von Lichtenfels geſehen, überhaupt viel ruhiger. — Den Vater ermahnte er, ſich ſchlafen zu legen. Gertrud und Chriſtoph würden bei dem Fräulein wachen und ſeien für alle Fälle unterrichtet; würden auch ihn, wenn es nöthig ſei, wieder wecken. Die ehemalige Wärterin ſolle morgen kommen.

Der Baron nahm Abſchied und entfernte ſich.

Hugo faßte den Arzt bei der Hand und ſagte: „Lieber Doctor, in Ihrem Geſicht liegt ein

Geheimniß. Iſt dieſes Unglück von ſelber gekommen oder iſt ein äußerer Grund vorhanden? — Reden Sie! Die Wahrheit kann ich ertragen, wie ſie auch laute, die Ungewißheit tödtet mich!"

Der Arzt ſah einen Moment für ſich hin.

„Wer kann hier mit Sicherheit antworten?" ſagte er dann. „Ich muß aber leider glauben, daß ein äußerer Grund die Schuld hat! — Als ich kam — ich war glücklicherweiſe ſchon auf dem Wege in's Schloß! — lag die Patientin im Bette, ich that, was nöthig war, und trat von dem Lager erſt wieder zurück, als ſie beruhigt, in einer Art Schlummer dalag. Zufällig warf ich einen Blick auf den Schreibtiſch am Fenſter und ſah hier mehrere Briefe, deren zwei mit Blut geröthet waren. Ich betrachtete ſie — und erkannte die Handſchrift des Fräuleins! — Es waren die Briefe, die ſie an ihren ehemaligen Verlobten gerichtet hatte!"

„O Himmel!" rief Hugo.

„Von Christoph und dem Baron," fuhr Jener fort, „brachte ich heraus, daß die Arme stets davon gequält war, ihre Briefe an den Grafen nicht wiedererhalten zu können. Sie hatte durch den Vater nämlich die Briefe Geierstein's den Erben desselben zugestellt und die ihrigen dafür zurückverlangt! Aber es war erwiedert worden, man könnte sie nicht auffinden. Der alte Herr ergab sich darein und auch Helene schien sich endlich zu beruhigen. Im Stillen muß sie ihre Bemühungen doch fortgesetzt haben. Sie sagte zum Vater einmal: sie vermuthe, daß die Staatsräthin, die ihr nach dem Tode des Grafen als der Unheilstifterin bittern Groll kundgegeben, sie besitze und verleugne. Es muß in der That so gewesen sein. Vor drei Wochen ist die Frau gestorben und heute gegen Abend sind die Briefe durch die Post an das Fräulein gelangt. Ich sah in den, welcher vorn lag und fast ganz mit Blut übergossen war — als Arzt hatte ich nicht nur das Recht, sondern die

Pflicht dazu! — er enthielt Betheuerungen der zärtlichsten, leidenschaftlichsten Liebe!"

Ein tiefer Seufzer war Hugo's Antwort.

„Alle Wunden ihrer Seele scheinen dadurch wieder aufgerissen worden zu sein. Die Scham über den Irrthum ihres Herzens brachte das Blut in Wallung, die Selbstanklage, wozu sie einen so verhängnißvollen Drang besitzt, tobte gegen ihr Innerstes — und in der wilden Aufregung brachen die kranken Organe."

„Schrecklich, schrecklich!" rief Hugo. „Das Geschick ist also unerbittlich? Es verfolgt die Unglückliche mit einem wahren Scharfsinn der Grausamkeit? — O Welt des Unheils! Welt des Elends!"

Der Arzt nickte mit traurigem Ernst.

„Ja," sagte er, „es ist eine Welt des Elends: das wissen wir am besten! Die Zeit härtet uns ab; aber wir werden nicht ganz gefühllos; — ich

wenigſtens nicht.“ Er drückte Hugo mit feuchtgewordenen Augen die Hand.

Der Liebende ſtand mit athmender Bruſt.

„Denken zu müſſen,“ rief er in Verzweiflung, „daß ſie ohne dieſen Zufall gerettet worden wäre! — O Dämonen, Dämonen!“

Der Arzt, mitleidig, erwiederte:

„Noch iſt nicht alle Hoffnung verloren! Faſſen Sie ſich!“

Hugo nickte — glaubenslos. Plötzlich rief er:

„Die Briefe! die Briefe! — Sie müſſen entfernt werden!“

„Sie ſind es!“ verſetzte Jener. „Ich habe auf meine Verantwortung gehandelt, und ſie in's Feuer geworfen ohne Ausnahme! — Die Eigenthümerin, wenn ich's ihr mittheile, wird mich losſprechen.“

Die Nacht verging ohne Störung. Hugo, im Saale verweilend oder im Gange leiſe gehend und horchend, wachte bis gegen Morgen und begab ſich erſt zur Ruhe, als Chriſtoph ihm ſagte, daß das

Fräulein ſchlafe und daß es über Erwarten gut gehe.

Am andern Morgen erſchien der Arzt mit der erprobten Wärterin aus dem Flecken, wo er ſelbſt wohnte, und es wurde die ſorgſamſte Pflege angeordnet. Aus den Mienen der Kranken ſprach eine Ergebung, die faſt den Ausdruck der Zufriedenheit hatte. Sie verlangte nach Hugo. Dieſer erſchien, erfreute ſie mit Worten und Bezeigungen der Liebe und blieb den ganzen Vormittag, indem er der Wärterin einen Theil ihrer Dienſte abnahm. Der Baron, als er die zarte Wachſamkeit und den Eifer ſah, den Hugo dabei an den Tag legte, wurde bis zu Thränen gerührt.

Am zweiten Tage kamen die Nächſtverwandten, die ihren Beſuch verſprochen hatten, zu ſchmerzlichem Wiederſehen. Man grüßte ſich trauervoll, ſprach Worte der Hoffnung und verlebte einen Tag der Bangigkeit und des Kummers. Am tiefſten darniedergedrückt erſchien Karl. Amalie, voll inni-

gen Mitleids, trug die Last ihrer Gefühle mit Seelenstärke. Liebevoll tröstend nahm sich die lebenskräftige Gestalt rührend aus neben der bleichen Rose, die mit inniger Zärtlichkeit zu ihr, der Hoffnung ihres Geschlechts, emporsah. Auch unter diesen Verhältnissen beglückte die Gesegnete Vater und Tochter und warf einen süßen Schein in ihre Seelen.

Karl, der eine Stütze suchte, hielt sich mit Wildau zu Hugo. Dieser hatte seine Klagen zu hören, bei der Wiedererzählung dessen, was ihm der Arzt mitgetheilt, seine verzweifelnden Ausbrüche zu beschwichtigen, und ward ihm recht eigentlich ein Stab, an dem er sich wieder aufrichtete. Der seit jenen tragischen Vorgängen innerlicher gewordene und zarter fühlende Mann sprach dies auch gegen ihn selber aus und sagte zum Abschied:

„Du bist mein einziger Trost, Hugo; ich hoffe noch, weil Du sie liebst! — Was wären wir

ohne Dich? Es ist eigennützig, wenn ich's sage, aber ich muß es sagen: Verlaß uns nicht!" —

Eine Schilderung der Krankheit und ihres Verlaufs gehört nicht zum Zwecke dieses Buches. Der Dichter kann das Elend der Welt erscheinen lassen, damit die Seelen es in seiner Tiefe fühlen und seine Schauer empfinden; aber ihm zu folgen in seine besondern Entfaltungen, ist nicht seine Aufgabe.

Sagen wir darum, was zu sagen ist, in Kürze. Die Hoffnungen, die man nach dem wiederholten Anfall in den ersten Tagen hegen konnte, erfüllten sich nicht. Ein Husten stellte sich ein, der die Kranke bedrängend ängstigte. Die Züge verfielen sichtbar. Das arme Mädchen, die trotz Allem doch so viel Süßes, Holdes und Begeisterndes erfahren hatte, lernte nun das Bitterste kennen — den Schmerz und die Unmacht des Leibes, die auch das Licht in der Seele auslöschen und das Herz nur zum Fühler der Leere, der Ungestalt machen.

Es ſind Augenblicke, wo alle Beſitzthümer verloren, alle ſchönen Momente der Vergangenheit in den Graus der Gegenwart verſchlungen zu ſein ſcheinen! — Augenblicke, wo die verkehrte Welt ihre quälendſten Spitzen gegen die bebende Seele richtet und das Nichts hold und lockend erſcheint vor der grauſamen Wüſtheit des Seins! — —

Es kamen dennoch wieder Tage der Milderung des Leidens und einer verhältnißmäßigen Ruhe. Die Nahrung, welche Helene zu ſich nahm, bekam ihr ſogar endlich wieder und das Reden ging ihr leichter. — Ihr Geiſt konnte nicht ruhen. Sie richtete Fragen an Hugo, welche dieſer beantworten mußte, und führte ſo Geſpräche herbei, die der Arzt vielleicht nicht gutgeheißen hätte, die ihr aber wohlzuthun ſchienen.

Eines Nachmittags, wo die Sonne, durch Wolken gedrungen, mit ihrem länger entbehrten Licht das Zimmer erhellte, war ſie wieder aufgeſtanden und ſaß auf einem Lehnſtuhl gegenüber

dem Freunde. Sie hatten über Allerlei gesprochen und schwiegen. Helene, aus ihren Gedanken sich erhebend, sah mit einem eigen melancholischen Blick auf Hugo und sagte:

„O über die Nichtigkeit des menschlichen Daseins! Man kommt auf die Welt, und das Leben in ihr ist ein stetes Hinschwinden des Lebens! Eine Flamme, die im Winde zittert und die ein Hauch ausblasen kann! Warum schaudert man — warum freut man sich nicht lieber des Todes?"

Hugo sah sie an und schüttelte den Kopf.

„Die Pflicht," versetzte er, „gebietet uns zu leben. Man darf nicht sterben wollen, so lange man lebt! — Du mußt leben wollen, meine Liebe," setzte er herzlich mahnend hinzu; — „immer, immer wieder!"

„Und wer sagt Dir, daß ich's nicht will?" entgegnete sie. „O, ich wollte schon! In meinem tiefsten Herzen lebt der Wunsch darnach. Ich hab' eine Phantasie, die mir immer wieder die schönsten

Bilder vorzaubert, und wenn ich ſcheiden muß, weiß ich wohl, wovon ich ſcheide! Aber es erhebt ſich in mir eine Stimme und ruft: Es iſt beſſer, wenn Du gehſt! Du ſollſt nicht leben, ſollſt nicht glücklich ſein! Die Gerechtigkeit duldet's nicht! Deine Buße muß völlig ſein!"

Ein Blick der Mißbilligung ging aus dem Auge Hugo's.

„Antworte dieſer Stimme," rief er, „daß Du genug geduldet haſt — übergenug!"

Helene machte ein Zeichen der Verneinung und ſchwieg. Dann ſagte ſie:

„Die Ruhe iſt ſüß; und mein Herz wird um ſo ruhiger ſein, je mehr ich leide. Das Leiden macht mich frei. Ich fühle mich losgeſprochen, wenn ich Alles dulde bis zu Ende, und es iſt mir, als wenn ich nie von dem Pfade der Ehre gewichen wäre!"

„Unſeliger Hang!" entgegnete Hugo. „Du

biſt unendlich viel ſtrenger gegen Dich, als ich's gegen mich wäre!"

Das Mädchen richtete einen ruhig überlegenen Blick auf ihn.

„Weißt Du denn, wie Dir's wäre," ſagte ſie, „wenn Du Dich pflichtwidrig benommen hätteſt? Du haſt ja davon gar keine Erfahrung!"

Hugo prüfte das Angeſicht Derjenigen, die ſo ſprach, — er erkannte den Geiſt, der in ihr ſich offenbarte — und auf einmal war es ihm, als ob auch er für ſie keine Hoffnung mehr hegen könnte. Ein Schauer erfaßte ihn — tiefer Ernſt nahm ihn ein; aber zugleich ſprang in ſeinem Geiſt ein eigener Quell des Troſtes. Hinter dem fliehenden irdiſchen erſchien ihm das ewige Leben in leuchtenden Farben. Die Sinnendecke fiel von ſeiner Seele: er ſah die Gegenwart als Schein, die verheißene Zukunft als Wahrheit; die Erkenntniß, die er bisher nur im Geiſte gehabt hatte, war That und Leben geworden!

Er wollte reden und die Gedanken seiner Seele aussprechen — die Geliebte kam ihm entgegen.

„Lassen wir den Streit," fuhr sie fort. „Meine Worte sind strenger als meine Gefühle; was ich aber auch empfinden mag — es ändert nichts. Mein Leben geht hin — und was ist's denn auch? Wir scheiden ja nur von der Erde! Wir leben fort und tauschen für das mängelvolle Dasein ein besseres ein. An diesem Glauben halt' ich und er tröstet mich im Angesicht des Todes!"

„Und dieser Glaube ist Wahrheit," versetzte Hugo. „Wir werden in das irdische Dasein nur geboren, um den Anfang zu machen eines Lebens, das ewig währt. Wir sind, sind selber; und wie wir sein wollen, werden wir sein."

„Ein Wunder," sagte Helene nach einem Schweigen, „ist schon dieses Leben! Das fühlt man nicht im Glück und in der Gesundheit, wo man's hinnimmt und meint, es müßte so sein. Man fühlt es, wenn es vergehen will und zum Staunen doch

immer noch da ist. — Woher kommt es? Wem danken wir's?"

Hugo sah sie an, — er glaubte sich der Antwort und einem Gespräch, das ihr tröstlich werden konnte, nicht versagen zu dürfen. Mit einem Lächeln, als ob er über die Frage sich wunderte, sagte er:

„Wem anders, als dem Einen, der Alles ist? Von dem ewig Seienden haben wir, die geworden Seienden, das Sein!"

„Und dieses Sein ist ewig, weil es von dem Ewigen kommt?" entgegnete Helene nach einer Pause des Nachdenkens. „Es ist ewig, weil er es gewollt hat und werden ließ?"

„Und ewig will!" setzte Hugo hinzu. „Alles, was entsteht, ist werth, daß es zu Grunde geht, sagt der böse Geist mit Recht. Aber was der Unentstandene zum Leben berufen hat und ewig lebend haben will, um sich ewig daran zu freuen, das vergeht nicht."

Helene nickte, als wollte ſie ſagen: das iſt begreiflich!

„Die Beweiſe für die Unſterblichkeit der Seele,“ fuhr Jener fort, „ſetzen alle Gott voraus — den lebendigen Gott, den Vater und Herrn aller Dinge. Wäre dieſer Gott nicht, dann könnte von einer Fortdauer des Menſchen nach dem Tode nicht die Rede ſein; dann wäre aber auch ſchon der Menſch auf Erden, das thatſächlich wollende und denkende Weſen, unerklärlich!“

„Wir haben darüber geſprochen,“ verſetzte Helene nach kurzem Schweigen, — „ich erinnere mich's. Du ſagteſt: Wollende und denkende Weſen können nicht aus Dingen entſtehen, die nicht wollen und nicht denken —“

„Weil die hervorbringenden Dinge nicht Fähigkeiten mittheilen können, die ſie ſelber nicht haben,“ vollendete Hugo. „Da der Menſch, das ſelbſtbewußte Einzelweſen, iſt, ſo muß nothwendig das ſelbſtbewußte abſolute Weſen ſein, aus dem

allein ſolche Einzelweſen hervorgehen konnten. Gott iſt der Herr des Univerſums und mit dem Univerſum, das ihm, der es durchwaltet, lebendig verbunden iſt, Alles; er iſt Geiſt, wollendes und denkendes Weſen, das wollende und denkende Weſen hervorgebracht hat, um liebend ihrer froh zu werden. Er läßt die Menſchen auf Erden entſtehen und ſich bilden und hilft ihnen zur Vollkommenheit, um an ihnen ſeine vollkommene Freude zu haben: darin, und darin allein liegt die Gewähr unſerer Unſterblichkeit!"

„Ja," rief Helene, „das iſt der Fels, auf den wir bauen können!"

„Wenn dieſer Hauptgrund feſtſteht," begann Hugo wieder, „dann erſt gelten auch die andern Gründe für jene Lehre. — Es iſt eigen. Die Unſterblichkeit der Seele iſt ſo vielfach bezweifelt worden, und eben jetzt kommen wieder Geiſter empor, die ſich anſtellen, als ob ſie des Vergehens im

Tode gewiß wären; und doch sprechen alle Gründe für die Fortdauer, keiner dagegen."

„Keiner?" versetzte Helene.

„Keiner!" wiederholte Jener. „Denn der einzige, den die Gegner aufzubringen vermögen, ist keiner. Alles, was von dieser Seite vorgebracht wird, läuft nämlich auf das einfache Bekenntniß hinaus: Wir sehen nicht ein, wie der Mensch nach dem Tode fortleben soll! Das ist aber offenbar kein Grund. Die meisten Menschen sehen das Meiste nicht ein: es wäre sehr schlimm, wenn das Meiste schon deswegen auch nicht wäre!"

Ein Schein von Heiterkeit ging über die Züge der Hörerin.

„Wenn wir Gott haben und seinen Willen, uns ewig zu besitzen," bemerkte sie, „dann ist's allerdings genug. Er, der uns auf Erden entstehen ließ, wird auch wissen, uns zu erhalten, was in Wahrheit kein größeres Wunder ist als

das Hervorbringen. Wir können ihm das Vertrauen wohl schenken und die Sorge überlassen!"

„Und es ist schön," versetzte Hugo, „wenn wir ihm vertrauen, schön, wenn wir glauben, ohne zu sehen. Durch solchen Glauben ehren wir ihn, wie wir auch Menschen ehren, denen wir ohne Beweise glauben; — und er wird den Glauben belohnen, der ihn ehrt!"

„Ja," sagte die Kranke. „Der Glaube an Gott und seine Endzwecke ist edel und süß. Er ist eine Kraft und stammt aus einer Tugend. Wir glauben an die Liebe, wenn wir selber Liebe haben. Wir glauben an das Heil, wenn wir es selber Allen verschaffen möchten."

„Das ist's!" rief Hugo mit einem zärtlichen Blick auf die Geliebte. „Wie könnte uns die mangelnde Einsicht in das Wie des Fortlebens ein Grund seiner Leugnung sein, wenn wir erkannt haben, daß Gott ist und unser Fortleben wollen muß? Sprechen alle Gründe dafür, daß wir

fortleben werden, dann wiſſen wir zu unſerm Troſt genug, und wir können ſogar mit einer eigenen Luſt, weil mit einem eignen Schwung des Muthes, dem annoch Ungewiſſen entgegengehen!"

„Ja," rief Helene mit glänzendem Auge. „Das iſt die Empfindung!"

„Wir müſſen fortleben!" verſetzte Hugo mit Nachdruck. „Ein Leben, das zu Nichts vergeht, iſt ſinnlos und wäre beſſer gar nicht entſtanden. Ein Weſen, das wird und lebend ſich bildet, muß ſich ausbilden zur Vollkommenheit und in Vollkommenheit ewig leben — dann allein hat ſein Werden Sinn und der vernünftige Menſch wird ſagen: Nun begreif' ich es; dazu war's der Mühe werth, in's Daſein zu treten!"

„Offenbar!" erwiederte ſie.

„Alles weiſt auf dieſes Ziel und fordert es! — Die Natur ſtrebt nach Glück, nach reinem Genuß des Daſeins; Geiſt und Herz trachten nach Erkenntniß, nach ſittlicher Vollendung und harmo-

niſcher Thätigkeit. Alles das wird uns aber auf Erden in Wahrheit nicht zu Theil. Wir können hier nur ſuchen und ringen und werden nur durch unzulängliche und flüchtige Erfolge belohnt. Welchen Sinn hätten jene Triebe nun, wenn dieſes irdiſche Leben nicht bloß der Anfang, ſondern ſchon Alles wäre, und ſie nach der höchſt unvollkommenen Befriedigung in dieſem Leben nicht eine ſtets vollkommenere, ſondern das Nichts erwartete?"

„Keinen," verſetzte Helene. „Das Menſchenleben wäre die kläglichſte Erfindung, die troſtloſeſte Gaukelei!"

„Was aber die Triebe des Menſchen fordern, das fordern mächtiger noch die Triebe der Menſchheit. Auch die Menſchheit entwickelt ſich und geht einem Ziel vollkommenen Lebens entgegen: das lehrt uns die Geſchichte, das lehren uns die übereinſtimmenden Ideen ihrer edelſten Vorkämpfer. Wird ſie dieſes Ziel in der gegenwärtigen Ord-

nung der Dinge erreichen? Sie mag ſich glücklich preiſen, wenn ſie vor ihrem Ausgang nur noch ein angenähertes Gleichniß jener Lebensharmonie verwirklicht, die uns allein befriedigen kann!“

„Für dieſe Welt,“ bemerkte Helene, „iſt allerdings auch das ſchon eine kühne Hoffnung!“

„Die ſich auch nur erfüllen kann, ſofern der Menſchheit das Ideal vor Augen ſteht, welches Gott ſelbſt realiſiren wird! — Auf dieſes Ideal weiſen alle Kräfte und Arbeiten des Menſchengeſchlechts: die Wiſſenſchaft, die nach allſeitiger Erkenntniß, die praktiſche Thätigkeit, die nach ſteter Verbeſſerung, die Kunſt, die nach vollendeter Schönheit ſtrebt. Auch dieſe Mächte erreichen auf Erden ihre Zwecke nur gewiſſermaßen und annähernd: die Weihe der Vernunft, die ganze Rechtfertigung ihres Strebens können ſie alſo nur erhalten, wenn ſie ſich in einer Sphäre der Vollkommenheit vollkommen genügen dürfen! — Du haſt ein Bedenken?“ ſetzte er nach einem Blick auf ſie hinzu.

„Das Du heben wirſt," entgegnete ſie. — „Man könnte einen Widerſpruch darin finden, daß in der Sphäre der Vollkommenheit ſich auch noch ein Trieb der Verbeſſerung befriedigen ſoll!"

Hugo verſetzte:

„Ich muß mich genauer ausdrücken. Die Vollkommenheit, die ich meine, iſt das vollkommene Leben, zu deſſen Vollkommenheit eben die Möglichkeit des Fortſchrittes, die ſtete Erneuerung, Erweiterung und Verſchönerung gehört. Der Unterſchied zwiſchen den beiden Sphären des Himmels und der Erde iſt nur, daß wir hier auf eine grobe und materielle Weiſe fortſchreiten, dort auf eine feine und geiſtige. Hier mit der ſpröden, feindſeligen Materie kämpfend, unter Leiden und Sorgen, dort von der freundlich gewordenen unterſtützt, mit Selbſtgewißheit und Freude."

„Ach wohl!" rief das Mädchen. „Und die Vernunft in uns will eben dieſe Vollkommenheit!"

„Könnte sie etwas Besseres wollen?“ entgegnete Hugo.

„Nein,“ versetzte Jene, indem sie ihn freundlich ansah.

Hugo, nach kurzer Pause, fuhr fort:

„In ganz besonderm Sinne heischt der Grund und Boden alles Lebens — die Gerechtigkeit, die Fortdauer des Menschen. Wir verlangen für jedes Thun die natürlichen Folgen in Lohn oder Strafe. Wir verlangen Wohlsein und Ehre für die bewiesene Güte, Züchtigung und Schmach für die bewiesene Bosheit. Wir erkennen, daß nichts Gutes ohne solchen Lohn, nichts Böses ohne solche Strafe bleiben dürfe, wenn uns nicht das Leben selbst als ein hohles Possenspiel der Willkür erscheinen soll. Und diese Forderung der Gerechtigkeit rechtfertigt sich auch vor der Liebe: denn nur die Strafe beruhigt das Gewissen und nur das Leiden bewirkt Selbsterkenntniß und Besserung.“

Helene stimmte zu.

„Wird aber," fuhr Jener fort, „die Gerechtigkeit durch die Geschicke der Menschen auf Erden befriedigt? Allerdings trägt die Tugend ihren Lohn, die Sünde ihre Strafe in sich selbst; und könnten wir in das Herz des Bösen, der äußerlich glücklich ist, und in das Herz des Guten sehen, der äußerlich zurückstehen muß, wir würden schon hier unvergleichlich mehr Justiz wahrnehmen als mit dem bloß sinnlichen Auge. Aber auch dann würden wir sehen, daß noch unendlich viel zu thun übrig bleibt. Gemeinheit und Bosheit freuen sich bei verstocktem Sinn und weitem Gewissen und, setzen wir hinzu, bei gesundem Leib ihres Lebens bis zu Ende, während der Edle, mit der verkehrten Welt ringend, oft bis zu Ende leidet und die bittersten Tränke zu sich nehmen muß. Auch die göttliche Rechtspflege und die Erziehung der Menschen durch sie beginnt nur auf der Erde und kann Abschluß und Sinn erst in andern Regionen finden. Die Seele, die vom Leibe scheidet, muß darum in

eine Sphäre gelangen, wo sie Alles erfährt und duldet, was zur Befriedigung der Gerechtigkeit eben so wie zu ihrer eigenen Reinigung und Erhöhung nothwendig ist."

„Und wohl ihr," rief Helene, „wenn sie dahin gelangt! — Wohl der edelsten und besten wie der niedrigsten und schlimmsten!"

„Wohl auch der schlimmsten," erwiederte Hugo, „allerdings! Denn die Buße, wenn sie voll wird, erzeugt die Rettung. — Hab' ich nun wohl zu viel gesagt, wenn ich behaupte, daß alle Gründe für die Unsterblichkeit der Seele sprechen, keiner dagegen? Erlangt der Mensch in andern Sphären die ihm entsprechende Vollkommenheit — wird er, wie er ist, endlich zur mitverdienten Vollkommenheit erhöht, dann hat das gegenwärtige Leben Sinn! Außerdem hat es keinen, und nur der sinnlose Mensch kann sich damit zufriedengeben. Ein solcher sieht den Tod, kann sich das Fortbestehen der Seele ohne Leib nicht denken, meint,

das Nichtswerden der Seele verstehe sich nun von selbst und behauptet es darum. Aber dieses Nichtswerden versteht sich nicht von selbst, vielmehr, da das Dienende, der Leib, nicht vergeht und sich nur verwandelt, so ist das Nichtswerden des Herrschenden und wahrhaft Seienden, des Geistes, gradezu undenkbar! Nichts beweist der Tod als die Scheidung des bisher Verbundenen — das Ablegen der groben Hülle, die ihre Dienste gethan hat und dem Geist in die höhere Sphäre nicht mehr folgen kann."

„Wahrlich," rief Helene, „so ist es! — So muß es sein!"

„Wir haben," fuhr Hugo fort, „auf der einen Seite die Triebe und Forderungen des Menschen und der Menschheit; wir haben den Willen der Vernunft, die nur durch den erreichten, höchsten Zweck des Lebens, das vollkommene Leben, befriedigt werden kann, die gegenüber dem unvollkommenen und nun gar verkehrten immer klagen und fragen wird:

„Warum das?“ um nur vor dem harmoniſchen auszurufen: „So hab' ich's gewollt!“ — Auf der andern Seite haben wir den Tod und das Nichtswiſſen unwiſſender Menſchen über die Art des Fortlebens der Seele! — Werden wir in Zweifel ſein, auf welche Seite wir uns ſchlagen ſollen?“

„Gewiß nicht!“ rief Jene.

„Glauben wir darum an Gott und hoffen wir auf ihn — in Harmonie mit der Natur und der Vernunft — mit den Idealen der Natur und der Vernunft! Für Gott iſt dieſes irdiſche Leben nur Material, woraus er das allvollendete Kunſtwerk ausarbeitet! Er kann ſich nicht zufrieden geben, bis er es zu Stande gebracht; und wenn die Erziehung und Vollendung freier Weſen eine für uns unabſehbare Zeit erfordert — Er wird nicht ruhen, bis ihm das allgemeine Heil gelungen iſt. Die Geſchaffenen gehören zu ihm, dem Schöpfer, ſind ſeine Glieder, ſeine Organe, und wenn er ſie nicht vollendete, würde er nach außen ſelbſt unvollendet

bleiben. Den Wuſt der ſittlichen und ſinnlichen Zerfahrenheit, wie er uns in dieſer Welt erſcheint, in den Organismus ewiger Schönheit zu wandeln, das iſt ſein Ideal, und erſt wenn das verwirklicht iſt, wird ihm ſelber der Sabbath erſcheinen, an dem er von der Arbeit der Erziehung ruhen kann, um mit vollkommenen Organen das allſelige Leben der Vollkommenheit zu leben."

Hugo, wie es ihm wohl begegnete, wenn er auf die ihm theuerſten Ueberzeugungen zu ſprechen kam, hatte ſich gehen laſſen, und ſah nun, ſich erinnernd, mit einiger Beſorgniß auf die im Stuhl hingelehnte — leidende Hörerin. Aber ihr Blick, der Blick aus einer tief befriedigten Seele, beruhigte ihn.

„Schön und troſtvoll," rief ſie. „Troſtvoll, weil es wahr iſt! — Ich danke Dir, mein Freund! — Was auch mir ſchon durch den Kopf gegangen war, aber ſtückweiſe, das haſt Du mir zuſammenhängend, überzeugend gegeben."

„Es hat Dich also nicht angestrengt?“ versetzte Hugo.

„So wenig wie das Trinken eines labenden Trankes den Durstigen!“ erwiederte sie. „Das da,“ fuhr sie, mit einem Lächeln auf die edle, reine Stirn deutend, fort, „ist noch in gutem Zustand und kann schon noch etwas aushalten. Ja, mir ist, als ob der Kopf gewonnen hätte, was der armen Brust genommen worden ist! Wenigstens in gewissen Augenblicken hab' ich dies Gefühl — und eben jetzt!“

„Liebste!“ rief Hugo, indem er sie mit gerührtem Blick ansah. — „Gottlob,“ fuhr er nach einem Moment fort, „wir sind geboren für ewiges Leben, wozu das irdische nur die Einleitung ist. Wir sollen in diesem lieben und streiten und dulden und erkennend und sehnend uns für das ewige bereit machen. Nicht auf die Länge dieses Lebens kommt's an, sondern auf die rechte Benutzung desselben für die Ewigkeit. Wer in kurzem Leben zur

Erkenntniß göttlichen Geiſtes und Sinnes und ſeiner wunderbaren Schönheit, wer zum lebendigen Glauben an Gott, zur innigen Liebe gelangt, der hat der Erde den höchſten Segen abgewonnen und ſchwingt ſich mit Einem Flügelſchlag aus der niedern Sphäre des Drucks in die Region der Freiheit!“

„Gott geb' es!“ rief Helene bewegt.

„Die Erde,“ fuhr Hugo fort, „iſt nur dazu da, daß man auf ihr ſich kennen und lieben lernt. Iſt dies geſchehen — ob in kurzem oder langem Leben — dann iſt der Zweck des Hierſeins erreicht. Auf der Erde ſollen wir uns nur treffen, um uns einander für die Ewigkeit zu beſtellen. Wir ſollen auf ihr das Weſen finden, mit dem wir am liebſten und innigſten das Leben der Ewigkeit lebten! Wer ein langes Leben verbringt, ohne es zu finden, iſt unglücklich — wer es in kurzem findet, iſt ſelig!“

„Ja,“ rief das Mädchen, — „die Seele, die

wir allen andern vorziehen, für uns gewinnen auf ewig, das ist Alles, und etwas Glückseligeres kann es nicht geben! — Aber — —" Sie schwieg, indem sie erröthete und die Wimpern senkte.

Hugo schaute sie an und errieth sie. Er faßte sie bei der Hand, sah ihr mit zärtlichem Lächeln in's Auge und sagte:

„Zweifelst Du an meiner Liebe?"

„Nein," antwortete Helene, „es wäre Sünde. — Aber ich kann Dir nicht sein, was Du mir bist. Ich scheide, Du bleibst; Du bleibst, um zu leben, zu wirken und glücklich zu sein —"

„Das Bleiben, wenn Du uns wirklich verlassen würdest," fiel Hugo ein, „geb' ich zu. Ich würde leben, so lange ich müßte!"

„Auch das Andere darf und wird nicht ausbleiben," versetzte sie mit dem Tone edler Liebe. „Wenn ich todt bin, ist Dir eine Schwester gestorben — Du wirst ein Weib suchen, und Du wirst die finden, die Du verdienst!"

„Niemals!“ rief Hugo mit Nachdruck.

„Wie!“ rief Helene, indem eine Röthe über ihre Wangen flog. „Du willst Dich nicht vermählen? Bei Deinen Glücksgütern? — In Deinen Jahren?“

„Ich liebe Dich,“ erwiederte Hugo, „und,“ setzte er mit Nachdruck hinzu, „ich bin von Dir geliebt! Ich bin geliebt von Dir, die ich mit Wonne und Schmerzen geliebt habe, mit der ich in Wonnen und Schmerzen bis in die geheimsten Fasern verwachsen bin! Dich allein will ich haben, und Du Einzige sollst mir Alles sein für alle Zeiten!“

„Unmöglich!“ rief das Mädchen, indem ihre Augen übergingen.

„Thörin!“ erwiederte Hugo mit liebendem Vorwurf. „Willst Du Dich selbst verkennen? Willst Du nicht sehen, wie klug ich bin, wenn ich mich frei lasse für das, was mir das Liebste ist?“

„O Güte, Güte!“ rief sie.

Er, mit dem Humor der Zärtlichkeit, fuhr fort:

„Es ist nicht ohne Mühe gewesen, daß ich Dich gewonnen habe. Es hat uns Beiden viele Noth gemacht, bis Eins dem Andern das Rechte geworden ist. Jetzt gehörst Du mir, Du bist mein Eigen — mein lang und bang ersehntes, glücklich errungenes Eigen — und ich sollte Dich wieder weggeben?"

„Das würdest Du nicht," entgegnete sie.

Er, es überhörend, fuhr fort:

„Ich habe Deine Schönheit vor Augen in den Tagen des Glücks und des Leides. Ich sehe mit meiner Seele das Holdseligste, was es auf Erden und im Himmel geben kann: die liebende Seele der Geliebten! Ich sehe Dich im Geiste, wie Du sein wirst, verklärt, in verklärter Schönheit — ich weiß, daß Du in ihr mein sein wirst auf ewig — und ich sollte mich nicht damit begnügen? Ich sollte mir wieder verderben, was ich errungen habe?"

„O Hugo," rief sie mit weinenden Augen — „Du bist ein Heiliger!"

„Nichts als ein Liebender," entgegnete er zärtlich. „Andere mögen anders handeln, mir ist nun einmal dies das Liebste. Und eben dies," fügte er mit heiterm Blick auf die Seligbewegte hinzu, „scheint auch Dir die meiste Freude zu machen?"

„Nur zu viel Freude," rief sie aufathmend. „Ich kann's nicht tragen!"

Der Liebende faßte ihre Hand, und sie, mit seiner Hilfe, erhob sich. Er sah ihr in's Angesicht und sagte:

„Gott ist gut! Er ist mächtig und groß und er will uns zu seinen Genossen haben! Gott ist die Liebe und er hat keine größere Freude, als Liebende zu beglücken! Weihen wir uns ihm für Zeit und Ewigkeit, ihm, dem Urquell der Liebe, dem ewigen Herrn des Lebens!"

Er küßte sie auf die Stirn, und während

Thränen der Wonne und Wehmuth über ihre Wangen liefen, rief er:

„Mögen unsere Geschicke sich erfüllen! Mit dem Herrn des Lebens werden wir über sie triumphiren und leben!"

Achtes Capitel.

Das irdiſche Daſein iſt ein unerforſchliches Räthſel. Man könnte ſogar begriffen haben, durch welche Thätigkeit von Kräften das Menſchenleben entſteht und durch welches Nachlaſſen derſelben es hinſchwindet, — immer bliebe die Frage: wie entſteht und vergeht eben dieſes Eine Leben? Warum ein Weſen mit eben dieſen körperlichen und geiſtigen Fähigkeiten? Und warum erliegt dieſes eine den Mächten des Verderbens, während ein anderes wieder zum Leben ſich erhebt? Was iſt der Grund, daß Leidende, die hoffnungslos darniederliegen, wieder geneſen, um lange zu leben, während an-

dere, von eigener und der Ihrigen Hoffnung ermuthigt, dem Tode in die Arme sinken?

Die Antworten darauf bleiben die Eine wahre Antwort immer noch schuldig.

Wir müssen uns beugen. Wir müssen, vor dem Gewordenen stehend, sagen: es ist so — durch welche Mischung von Plan und Zufall es so geworden sein mag. Wir müssen glauben, daß Gott, für den Alles nur Stoff ist, auch aus diesen Geschicken eine Gestalt werde bilden wollen.

Als am Tage nach dem Gespräch Hugo zu Helene kam, sagte diese:

„Du hast gestern meiner Seele recht wohl gethan! Eben diese Belehrung hab' ich nöthig gehabt, und Du glaubst nicht, wie ruhig ich nun bin! Ich habe Alles behalten — mein Geist denkt es und meine Phantasie malt es aus."

Sie gab ihm die Hand und sah ihn mit einem gutmüthigen Lächeln an.

„Wir sind doch eigentlich recht für einander

geſchaffen!“ ſagte ſie dann im Ton ſcherzender Liebe. „Es wäre ſchade, wenn wir uns nicht gefunden hätten!“

„Das war unmöglich!“ rief Hugo mit Sicherheit.

Helene machte eine eigene Bewegung.

„Mit mir,“ bemerkte ſie dann, „mußte doch eine große Veränderung vorgehen!“

Hugo fand den Humor, zu lächeln.

„Wir haben uns gefunden,“ rief er; „und das iſt die Hauptſache!“ —

Dieſes kurze Geſpräch war das letzte, in welchem die mit Selbſtvergeſſenheit Liebenden über die wirklichen Zuſtände hinwegſehen konnten.

Der November brachte ſeine rauheſte Zeit. Ein Sturm erhob ſich von Weſten her, Regen ſchlug an die Fenſter, die Schornſteine heulten und ließen zumal des Nachts ein ſchauerliches Aechzen und Stöhnen hören. An tiefdüſtern Tagen ſah die reiz- und leblos gewordene Landſchaft ſchwarz-

grau und schmutzig herauf, naßkalte Luft strich durch die Gänge des Schlosses, Hof und Garten boten einen öden und wüsten Anblick.

Für den Gesunden ist's an solchen Tagen heimlich in geheizter Stube, und mit seltsamer Lust vernimmt er in dem Asyl das Sausen des Windes, der die Bäume schüttelt, und das Prasseln des Regens, der an den Scheiben niederrinnt. Aber die Phantasie des Kranken regt es allzu schaurig auf, und seine Organe drückt es nieder. Die Natur in diesen rauhen Aeußerungen verstärkt die Macht der Krankheit.

Der Schein der Besserung, der sich an Helene gezeigt hatte, verlor sich wieder. Ihre Kraft sank und sank. An ganzen Tagen beschränkte sich der Verkehr der Liebenden auf abgerissene Worte bei den Diensten der Pflege, auf schmerzlich besorgte und wehmüthig dankende Blicke.

Was Hugo in dieser Zeit litt, wollen wir nicht beschreiben. Einmal, unter Einwirkung seiner

Phantaſie, hatte er ein Gefühl, als ob ſeine eigene Bruſt krank wäre. Die Täuſchung erkennend lächelte er über ſich ſelber, empfand aber, auf Helene ſehend, mit um ſo tieferm Schauer die peinvoll unerbittliche Wirklichkeit des Leidens. Ein Troſt kam ihm in dieſen Tagen nur durch ſie — durch den Ausdruck ihres Geſichts! Es war nicht nur Ergebung, was ihn daraus anſah, ſondern eine wahre innere Genugthuung; und er verſtand ſie. „Je mehr ich leide, deſto reiner wird meine Seele; je geduldiger ich das Leid ertrage, deſto gewiſſer iſt mein Glück!“ Das las er aus den Zügen, und ſein eigenes Herz wurde ſtark und die gehobene Miene verkündete ſeine Faſſung. „Welche Macht,“ rief's in ihm, „iſt der Geiſt! Ein Wunderthäter! Nacht und Grauen, Todesnoth und Tod müſſen ihm dienen zum Erweis ſeiner Herrlichkeit!“

In Momenten der Ruhe hatte er doch auch jetzt noch ein Mittel, ſie zu erfreuen — durch Vor-

leſen von Gedichten, die er für ſie ausgewählt hatte. Hie und da miſchte er eines von ſich darunter, und es war ihm ein eigen ſüßes Gefühl, wenn eben dieſes wohlthuend auf ihre Seele wirkte.

Nachdem eine Woche ſo verfloſſen war, ſchrieb er einen Brief an den Profeſſor, mit welchem er ſich nach ſeiner Rückkehr aus Italien wieder in Verbindung geſetzt hatte. Wir theilen die Stellen daraus mit, die unſere Schilderung ergänzen.

„Die Hoffnungen, lieber Freund, die ich noch einmal gehegt habe, ſind noch einmal zu nichte geworden. Wir ſtehen vor der Entſcheidung! — Erlaß mir zu ſchildern, was ich empfinde! —

Ich verliere Helene, nachdem ich ſie noch am reinſten habe kennen, am tiefſten habe bewundern lernen!

Von ihrem idealen Vermögen hab' ich Dir früher Beweiſe gegeben. Dieſes iſt aber eben in der Zeit des Leidens gewachſen. Das Schwie-

rigſte, was ich ihr zu begreifen vorgelegt habe, nahm ſie als ihr Eigenthum hin und erfreute ſich ſeiner unmittelbar! Das Licht wurde ihr zur Erquickung! — Wenn es der Geiſt allein vermöchte, — wenn er nicht gebunden wäre an die Natur, die ihre Mitwirkung verweigert — ſie würde leben!

Ja, lieber Freund, ihr Geiſt iſt hell und ſchwungvoll, mächtig und gut in Einem!

Seltſame Widerſprüche! — Das Weib kann ſo ſchwach ſein, ſo unſicher und unzuverläſſig! Der Schein blendet ſie, der Zauber des Scheins reißt ſie an ſich heran — und ſie erliegt. Aber wenn ihr die Fackel der Erkenntniß geleuchtet, wenn ihr Geiſt ſich für die Wahrheit entſchieden, ihre Liebe dem Ewigen ſich geweiht hat, dann iſt ſie ſtark, ſtark und groß; und jeder Verſuchung überlegen, rückſichtslos, geht ſie den Weg zum Licht empor.

Was iſt das Beſte? Rein in Treue zu bleiben, ruhig und glücklich der Pflicht zu leben — oder mit lodernder Phantaſie kühn es zu wagen

mit dem Dämon, und nach unvermeidlichem Unheil so sich zu bekehren — so sich emporzuschwingen in desto höhere Höhen des Geistes und den begangenen Abfall mit um so glühenderer Liebe zu vergelten?

Beide Seelen sind Gottes! Und das Heil vollendet jede! Wer gefehlt und büßend, leidend — gerne leidend, ja mit leidenschaftlichem Wollen leidend —, sich wieder erhoben hat und inniger Liebe, heiliger Demuth fähig geworden, der hat mit dem Reinen die Gleichheit wieder erlangt. Die Liebe tilgt die letzten Trübungen der Schuld, Alles verschönend, und die Vergangenheit in Irren und Wiederfinden und all ihren gewaltigen Erschütterungen wird ein Schatz der Erinnerung für die göttlich gesinnte, menschlich fühlende Seele. —

Du hast nach dem Schreiben, worin ich Dir die Katastrophe des Grafen Geierstein gemeldet, ein strenges Gericht über meinen Stand gehalten und die Gefahren, welche dem Angehörigen so

nahe liegen, scharf bezeichnet. Ich habe Dir nicht entgegentreten wollen, und will es auch jetzt nicht. Aber die Gerechtigkeit zwingt mich, auf eine Thatsache hinzuweisen, die einen Vortheil in sich schließt. Die Pflichten, die ein Stand sich auferlegt — ja, die Ansprüche, die er macht, haben ihre Folgen. Gebietet die Ehre bei ihm, was sie bei einem andern nicht gebietet, dann erlangt der Mensch in ihm doch vorzugsweise eine Gewöhnung, auf die Stimme der Ehre zu hören. Ein edler Stolz erfüllt ihn, nach den Gesetzen derselben zu handeln und mit ihr das Außerordentliche zu leisten. Allerdings kommt es nun eben auf den Geist an, der dem Einzelnen gegeben oder in ihm erweckt wird; aber der gute Geist findet in der unter Ehrbegriffen aufgewachsenen Natur ein vorbereiteteres Land! Und so ist es denn gekommen, daß bis jetzt wenigstens außergewöhnliche Entschließungen am meisten von Angehörigen unseres Standes gefaßt und vollführt worden sind. Das Standesideal hat seine

Wirkung gethan. Wenn die gemeinen, selbstsüchtigen Naturen dadurch zum Schein, zur Anmaßung der Wahrheit, zum frechen Stolz gereizt wurden, so hat es die bessern zu sich selbst emporgehoben, und es sind Dinge geschehen, an denen unsere Seelen sich weiden können.

Mag es sein, daß an dem Irrthum Helene's die verhängnißvolle Seite der ererbten Denkweise mit Schuld hatte. Aber solch eine Wiedererhebung — solche Ausdauer im Erdulden des Leidens, solche heroische Consequenz und solche Freiheit des Geistes, worin dieser sogar der Heiterkeit wieder fähig wird — alles das in dem einzig edlen Stil der Erscheinung gestehe ich mir von einem andern Weibe kaum denken zu können. —

Mein Freund, was ist es um die Liebe, die sich geliebt weiß! Jugend, Jugendmuth und Freude sind schön. Schön sind die rosigen Wangen der Geliebten, herrlich ist das Kraftgefühl des Mannes, entzückend die Aussicht auf ein Erdenparadies, das

eines an der Seite des andern zur Freude ruft. Aber schöner ist der Blick, der dem Liebenden die Gewißheit ewiger Liebe in die Seele strahlt. Denn die Jugend und ihre Schönheit gehen vorüber, und das Auge des Geistes erblickt schon in ihrer glänzendsten Blüthe den Schatten des Vergänglichen, während ihn an der Liebe selber das Licht der Ewigkeit beseligt. — Wenn solch ein Blick von einem Auge kommt, das aus bleichem, zerfallenem Angesicht leuchtet, ist er nur um so rührender. Erschütternd wirkt die himmlische Güte, umgeben von den Vorboten des Todes — und Thränen, heiße Thränen stürzen aus dem Auge des unselig Seligen, den sie beglücken will. Aber das Hochgefühl des Ewigen überwiegt! — Es überwiegt auch jetzt in mir, der ich meine Seele in der Offenbarung an den Freund entflammt habe und emporgetragen durch die lodernden Gluten hinwegschaue über das Elend des Erdenlebens.

Der Sturm, der sich wieder erhoben, umtobt

mich. Fernes Rauſchen und Sauſen, nahes Pfeifen und Raſſeln dringt in mein Ohr. Aber mir iſt's wie Klang der Orgel, wenn ein gewaltiger Meiſter ſie erbrauſen läßt! — Das Leben klingt hin. Gottes Wille geſchehe! Ich dank' ihm, dem Spender des Lebens; denn ich hab' in ihm den Schatz gefunden für die Ewigkeit! —

Ja, ich ergebe mich! Ich klage nicht, ich preiſe! — Und doch! — Beweinenswerth erſcheint uns das Geſchick zweier Liebenden, die den Bund geſchloſſen vor dem Altar und nach kurzem Wonnemond durch den Haß der Welt auseinandergeriſſen werden? Beneidenswerth iſt es! Wär' es, hätten ſie auch nur einen Tag, eine Stunde ſich angehört! Wär' es, hätten Sie nur das Ja ſagen und ſich einmal anſehen dürfen als Braut und Bräutigam! —

Leb' wohl, geliebter Freund! — Und möge Deine Gattin, deren inniger Antheil mich ſtets

beglückt hat, auch jetzt mit mir fühlen! — Lebt, liebt euch und seid glücklich!" — —

Durch ein sonderbares Zusammentreffen, das man aber im Leben nicht selten wahrnimmt, gelangen dem Verwalter und seinem Gehilfen grade in diesen Tagen einige der erwünschtesten Käufe. Während die Blume von Ellerburg hinwelkte, gedieh die Herrschaft, deren höchste Ehre darin hätte bestehen sollen, ihr zum Wachsthum, zur Ehre und Freude zu dienen!

Die Geschäfte, die sich dabei für ihn ergaben, zogen den Liebenden von den schmerzlichen Aufregungen seines Herzens ab und gewährten ihm eine in ihrer Flüchtigkeit dennoch heilsame Zerstreuung. Durch Arbeiter, die er aufgestellt hatte, wurden jetzt auch die letzten Verbesserungen und Verschönerungen an und in den Gebäuden ausgeführt; und als er sie betrachtete, hob sich ihm dennoch die Brust mit einem Gefühl der Befriedigung. — Alles — die ganze Welt sank aber

wieder dahin, wenn er die Schritte zu Helene lenkte. Ihr Anblick war unendlich rührend. Sie schien auf die letzten, geheimsten Reste der Lebenshoffnung verzichtet zu haben. Das Lächeln der Liebe, womit sie ihn betrachtete, hatte einen tiefen schmerzlichen Zug; die Lippen drückten in leisem Verziehen die ganze Trauer des Scheidenmüssens aus. Ihre Miene war zuweilen die eines bittenden Kindes; — und sie schien um Erlösung zu bitten! —

Die Natur hatte sich wieder beruhigt und scheidende Wolken ließen die Strahlen der Sonne wieder zur Erde gelangen. Der Arzt war mit der Wärterin allein bei der Kranken. Als er nach einiger Zeit aus dem Zimmer kam, trat ihm Hugo entgegen, der auf ihn gewartet hatte.

„Doctor," redete er ihn an, „ich ersuche Sie um einen Beweis Ihrer Freundschaft. Sie kennen mich — sagen Sie mir die Wahrheit! — Helene ist nicht mehr zu retten?"

„Ihnen," erwiederte der Arzt, „gesteh' ich, was

ich dem armen Vater, der gestern dieselbe Frage an mich gerichtet hat, nicht gestehen mochte. — Sie stirbt! — Das Uebel ist zu weit vorgeschritten und geht jeden Tag weiter. — Ich habe keine Hoffnung mehr!"

Hugo, obwohl er nichts Anderes erwartet hatte, war dennoch erblaßt. Dann aber, mit einem feierlichen Glanz auf seinem Gesicht, erwiederte er:

„Wie viel Tage geben Sie ihr noch?"

„Nur wenige," versetzte Jener bewegt. „Vielleicht —"

„Es ist gut," fiel der Liebende ein. — „Ich dank' Ihnen," setzte er nach einem Moment hinzu, indem er ihm die Hand drückte. „Ich dank' Ihnen für die Wahrheit und — für Ihr Mitgefühl!"

Dies war an einem Sonntag, Vormittags. Nachmittags, während im Schloß eine feierliche Stille herrschte, begab sich Hugo von seinem Zimmer auf das der Kranken. Sie lag mit geschlossenen Augen da, in leichtem Schlummer, und ihre

Züge hatten einen eigenen friedlichen Charakter. Hugo nickte für ſich. Auf einen Wink von ihm entfernte ſich die Wärterin, und er blieb am Bette ſtehen, die leiſe Athmende betrachtend. Endlich ſchlug dieſe die Augen auf, erblickte ihn und rief mit einem Schein der Freude:

„Ah Du!“

„Wie geht's Dir, liebe Helene?“ fragte er.

„Beſſer,“ verſetzte ſie. „Ich fühle mich ſchwach, aber wohler als geſtern.“

„Das freut mich,“ erwiederte er.

Er ergriff ihre Hand, ſah ihr in's Angeſicht und ſagte mit liebevollem Ernſt:

„Du biſt mein?“

Ein Lächeln erhellte ihre Züge, ihr Auge glänzte. Sie fühlte den Ernſt, ahnte die Abſicht dieſer Frage und erwiederte:

„Ja!“

„Auf ewig?“ ſetzte er hinzu.

„Auf ewig,“ erwiederte ſie.

Hugo, nach einem dankbaren Blick, fuhr fort:

„Und was Du gewollt haſt, das willſt Du noch? Auch im Jenſeits willſt Du mir gehören? Im Reiche des Geiſtes — im ewigen Leben?“

Das Mädchen ſah ihn an, und mit einem eigenen Ausdruck entgegnete ſie:

„Eben da! — Für dieſes Leben,“ ſetzte ſie mit einem Lächeln hinzu, „wäre mir die Freude zu kurz!“

„Du willſt mir gehören,“ fuhr Hugo fort, „in allen Wandelungen — allen Seligkeiten jenes Lebens?“

„In allen!“ erwiederte ſie. „Nur mit Dir will ich ſie haben! Mit Dir will ich ſie theilen, und das iſt für mich eben das Süßeſte dabei! — Eine Wonne geht mir durch's Herz bei dem bloßen Gedanken!“

Mit einem Blick der innigſten Liebe drückte Hugo ihr die Hand. Dann, gerührt, mit heiterer Zärtlichkeit rief er:

„Du willſt mein Weib ſein?“

Eine Röthe flog über die Wange des Mädchens, ihre Bruſt hob ſich, und ein leiſes Ach entfloh ihrem Munde.

„Du willſt mein Weib ſein?“ wiederholte er. Und ſie, mit unendlicher Liebe zu ihm aufſehend, drückte ihm die Hand.

„Dann,“ verſetzte er, „will ich Dein Mann ſein! Dein Gatte für dieſes und jenes Leben!“

Die Augen Helene's füllten ſich mit Thränen — mit Thränen der Freude, des Dankes.

„Du willſt Dich wirklich an die Sterbende binden?“ rief ſie; „allem Lebensglück entſagen um meinetwillen? Du willſt ausführen, was nur einmal gewollt zu haben ſchon unendliche Güte war?“

„Dazu,“ erwiederte Hugo, „bin ich gekommen.“

„O,“ rief ſie, „Du biſt die Güte ſelbſt — die Großmuth —“

„Ich liebe,“ verſetzte Hugo mit innigem Nachdruck; und mit edlem Ernſt fuhr er fort: „Die

Liebe ist das Höchste, der Geist ist das Höchste; aber das Symbol darf nicht fehlen. Was innerlich geschieht, das soll auch äußerlich geschehen; wir sollen es nicht nur sein und fühlen, sondern auch schauen. Darum, geliebte Helene, weil wir innerlich verbunden sind, wollen wir es nun auch äußerlich sein! Die Zeichen, wenn unser Blick auf sie fällt, sollen uns den Besitz und das Gefühl der Seelen in's Auge strahlen."

Während der letzten Worte hatte er ein Etui aus der Brusttasche gezogen. Er öffnete es, nahm zwei Ringe heraus und gab ihr den einen. Dann, emporsehend, mit tief bewegter Stimme sagte er:

„Gott im Himmel, sieh auf uns! Segne uns! Wir wollen eins sein für das Leben, zu welchem Du uns berufen hast! Sie mein Weib und ich ihr Mann; beide ein Wesen in Liebe, welche beide vollendet, jedem, was er nicht selber hat, schöner gibt und in wechselseitiger doppelter Verklärung Alles bereichert und Alles erhöht. Sie, Helene

von Ellerburg, ist die Hälfte, die ich gesucht und glücklich gefunden habe, und der ich mich nun auf ewig verbinde. Verbunden wollen wir Dein sein, Deine Kinder, und alles Glück, das unsere Herzen ersehnen, liebend und dankend aus Deiner Hand empfangen!"

Zu Helene gewendet, sagte er:

„Ist das auch der Sinn Deines Herzens? — und willst Du so die Meine sein?"

„Ja," antwortete sie.

„So wechseln wir die Ringe!"

Es geschah. Hugo neigte sich über sie und küßte sie, und sie küßte ihn.

„Meine Braut!" rief er. „Mein Weib! Meine Einziggeliebte!" — Unbeschreibliche Empfindungen durchströmten die Herzen der wunderbar Vereinten.

Sie, im Bette sitzend, weinte. Dann, indem sie die Thränen aus ihren Augen wischte, ging

ein himmlischer Glanz in ihrem Antlitz auf — eine heilige Freude, eine bräutliche Wonne. Das Leben der Liebe ersetzte Alles, was das Leid ihr geraubt hatte; — mit einem rosigen Schein auf den Wangen, mit feierlich süßem Lächeln, sah sie holdseliger aus als jemals. Den Geliebten, der mit Entzücken an ihr hing, mit Entzücken betrachtend rief sie:

„Wer hätte geglaubt, daß das für mich noch möglich wäre! Am Rande des Grabes! — O Hugo — Gott ist groß, — groß und unendlich gut!"

Und als sollte der Geprüften, Reinen, Nichts zur Verschönerung mangeln, so fiel in diesem Augenblicke der letzte Strahl der Sonne durch's Fenster auf ihre Züge. Sie kehrte sich dem Lichte zu und ihr Auge schien es begierig einzusaugen. Dann wandte sie sich wieder zu Hugo, gab ihm die Hand und nickte, als wollte sie sagen: Es ist gut! — —

Am andern Morgen war ſie todt. Hugo hatte bei ihr gewacht, — ihr Leben geleitet bis zum letzten Athemzug und ſie verſcheiden ſehen. —

Neuntes Capitel.

An demſelben Tage kamen die Nächſtverwandten. Sie wollten die Kranke beſuchen — und wurden mit der Nachricht empfangen, daß eine Todte im Hauſe ſei!

Ich ſchildere nicht den Jammer der liebenden Herzen, die trotz Allem und Allem wieder gehofft und an Helene mit leidenſchaftlicher Zärtlichkeit gehangen hatten.

Ergreifend war der Schmerz des Bruders. Er ſtand blaß und zitternd vor dem Leichnam und ſeine Bruſt bewegte ſich in ſchweren Athemzügen. Noch einmal hatte ſein Gewiſſen ſich gegen ihn

geſtellt und ihm zugeflüſtert: „An dem Untergange dieſes herrlichen Weſens biſt Du ſchuld! Wäreſt Du damals gegen den Vater und ſeine Rathgeberin für den Freund aufgetreten, hätten Dich nicht ſelbſt eigennützige Zwecke verführt, ſie, die entſeelt hier liegt, würde leben — und ein glückliches Paar würde Dir danken!“ — Er war von Leid und Anklage ſo gebeugt, daß der erſchütterte Hugo ſelber Mitleid mit ihm fühlte und ihn durch Andeutung früherer Geſtändniſſe Helene's zu beruhigen ſuchte.

Der Tag, an welchem die Beiſetzung ſtattfand, war ſchön und mild. Eine große Zahl von Leidtragenden und Zuſchauern aus der Umgegend hatte ſich eingefunden. Der Geiſtliche, ein Mann von literariſcher Bildung, der erſt ſeit Kurzem im Amte war, hielt eine rührende, tröſtende Rede; und die herzlich betonten Worte, an geweihter Stelle vorgetragen, wirkten ſo erhebend, daß nach der Feierlichkeit auch Karl mit einem Blick ernſter Faſſung

Hugo die Hand drückte, als ob er sagen wollte: „In Gottes Namen!“

Hugo, um den letzten Stachel aus der Seele des Freundes zu nehmen, sagte:

„Lieber Bruder, es gibt ein Geschick, das uns beherrscht, indem es auch unserer eigenen Schwächen und Leidenschaften sich gegen uns bedient. Wir erkennen die begangenen Fehler und rechnen uns die Schuld allein an; aber darin irren wir uns. Es ist nur eine andere Art von Selbstüberhebung. Ergeben wir uns! Und statt uns in unfruchtbarer Reue zu quälen, thun wir Gutes auf dieser Erde, so viel wir vermögen!“

Die Freunde blieben noch zwei Tage beisammen, indem sie die für die nächste Zukunft nöthigen Anordnungen und Verabredungen trafen. Endlich trennte man sich; und Jeder suchte wieder den Pflichten des Tages zu leben und den Trost der Zeit anzunehmen.

Hugo fand sich in seine Lage. Sinnverwirrend

gingen in den ersten Tagen der Einsamkeit seine Gefühle durcheinander, und zuweilen erfaßte ihn eine unendliche Traurigkeit. Aber sein Geist, auf's Ewige gerichtet, siegte, und er widmete sich den Aufgaben, die er übernommen hatte, mit der Ruhe eines Mannes, der seiner selbst Herr geworden.

Nur Einer konnte sich von dem erlittenen Schlage nicht wieder aufrichten: der alte Vater. Zu der Leiche der Tochter geführt, hatte er sich einem Schmerz hingegeben, der in seiner Hilflosigkeit erschütternd war. Auf sein Zimmer zurückgekehrt, saß er ein Bild stummen, dumpfen Grames. Er verließ das Schloß nicht mehr, und sein Geist verdunkelte sich allmälig ganz. Helene war sein Lieblingskind gewesen, sein höchster Stolz, die Wonne seines Lebens! Mit ihr war ihm jede Freude genommen, und selbst die Aussicht auf die Fortdauer seines Geschlechts, die ihn so sehr beglückt hatte, konnte ihn nicht mehr oben erhalten.

Gegen Ende des Winters wurde auch er in die Gruft gesenkt.

Hugo brachte die Besitzung an sich, und es gelang ihm, sie in der alten Größe wiederherzustellen. Er wollte sie dem von ihm erwarteten Sohne Karl's hinterlassen und schmeichelte seiner Seele mit der Vorstellung, der Urheber einer neuen Blüthe des Geschlechts zu werden. Als nun der Erbe bald darauf wirklich kam, empfand er das ganze Glück eines Vaters. Er hob den wohlgebildeten Sprößling aus der Taufe, gab ihm seinen Namen und gestand bei der Festlichkeit seine Absicht den Eltern, die ihn mit Freudenthränen umarmten.

Zunächst widmete er sich ausschließlich dem Gute. Die ihm theuere Besitzung wurde immer mehr, wie er sie wünschte. Gehoben durch seinen Glauben und seine Liebe, im Geiste mit der Geschiedenen lebend, war es ihm ein eigen süßer Gedanke, das Haus, in welchem ihre Gebeine

ruhten, so gefällig und schön als möglich herzustellen, und er ließ nicht nach, bis im Einzelnen und Ganzen seiner Forderung vollkommen genügt war.

Das menschliche Herz hat wunderbare Bedürfnisse. Sagt uns Glaube und Erkenntniß, daß die Seele der Geschiedenen fortlebt und daß wir ihr am innigsten verbunden sind in liebendem Gedenken, wo wir uns auch befinden mögen, so erfüllt es uns doch mit tiefer Beruhigung, in der Nähe des Raumes zu weilen, der die irdischen Ueberreste birgt, und wir glauben dem geliebten Wesen damit selbst näher zu stehen. Sind es doch Stoffe, die ihm gehörten und von ihm gebildet wurden! Symbole, die auf das Verewigte weisen, und das Bild des Ganzen, wie es war und wie es sein wird, vor die Seele rufen! Im Grab oder Sarkophag ist auch dem leiblichen Auge etwas geblieben; — in der Nähe der bedeutungsvollen Reliquien wird uns feierlich und heimlich zu Muth und wir

sinnen am liebsten über die großen Räthsel des Daseins. — —

Die Zeit ging hin. Seine Beschäftigungen als Gutsherr in ihrem gesunden Wechsel gaben dem Einsamen die körperliche Kraft wieder, die er in den Tagen des Leides verloren hatte; und in dem innern Leben, das er pflegte, fand er den Frieden, ja das Glück, wie viel Trauer auch in seine Gefühle sich mischen mochte.

Wer die Mittel des guten, liebevollen, schöpferischen Geistes kennt, der wird das nicht unbegreiflich finden.

Unserm Freund waren seine religiösen Ueberzeugungen nicht bloße Theorie, sondern Leben. Sie ruhten nicht bloß in seinem Kopf, sondern erfüllten sein Gemüth, sein ganzes Wesen. Der dichterische Geist nahm das Leben des Himmels voraus und machte die Zukunft mit ihren Freuden zur Gegenwart.

Der Geschiedenen widmete er einen zusammen-

hängenden Cultus. Er schrieb die Geschichte seiner Liebe zu ihr, zeichnete die Gespräche auf, die er mit ihr geführt hatte, beleuchtete ihre Erscheinung, ihren Charakter, ihre ganze Persönlichkeit. Die Gedichte, die er auf sie gesungen, vermehrte er durch eine zweite Reihe, worin er seine jetzigen Gefühle aussprach und den Verkehr, der des Vollendeten mit der Vollendeten wartete, in den Farben der Sehnsucht und beglückenden Einbildungskraft malte. Diese letztern betrachtete er mit einer eigenen Genugthuung; er mußte darin etwas noch nicht Gewagtes, ja noch nicht Gekonntes erblicken, während sie für ihn gleichwohl nur die tiefste Wahrheit offenbarten.

Das Zimmer, das Helene bewohnt und in dem sie gestorben war, hatte er sich zu einem geweihten Raum der Erinnerung gemacht. Dem Bruder war in einem Schrank eine Art Tagebuch in die Hände gefallen, worin die Verewigte nach dem Wiedererscheinen Hugo's ihre Gefühle — ihre Urtheile

über ihn und sich selbst niedergeschrieben hatte. Sie drückte sich auch hier über ihre Vergangenheit rücksichtslos aus; allein was sie als Gegenstand der Beurtheilung verlor, das gewann sie doppelt und dreifach als Richterin ihrer selbst. Scharfsinn und Adel des Wollens charakterisirten ihre Worte; die Stellen über Hugo waren von der innigsten Liebe und von einer Bewunderung eingegeben, wie sie nur dem zärtlichsten Herzen entquellen kann. — Für den Ueberlebenden wurden diese Blätter das theuerste Vermächtniß. Manche Stunde verbrachte er, sie lesend und austräumend, süß gehoben und zu Thränen gerührt, in dem stillen Gemach.

Inneres und äußeres Leben verbanden sich ihm harmonisch. Er mußte sich selber gestehen, daß keine Thätigkeit ihm weniger Störung und zugleich heilsamere Zerstreuung hätte bereiten können, als eben die des Landwirths.

Im dritten Jahre durfte er sich sagen, daß unter der bewährten Verwaltung der Betrieb des

Gutes im besten Gange und auch sonst Alles nach seinen Wünschen geordnet sei. Er hatte die Freude, die wir immer empfinden, wenn wir etwas Verkommenes wieder empor und auf eine Bahn gebracht haben, auf der es nach menschlicher Ansicht nur gedeihlich weitergehen kann. — Da meldete sich in ihm ein Drang nach einer andern, intensivern Thätigkeit und gewann allmälig eine Stärke, die ihn zum Entschlusse trieb.

Er fühlte, daß er das Pfund seiner geistigen Erkenntnisse und Fähigkeiten nicht vergraben dürfe; daß die Nation ein Recht an ihn habe; daß er durch die fruchtbringende geistige Thätigkeit auch der Verklärten sich immer würdiger machen und sie durch sich mit bereichern würde.

Alte Gedanken und Wünsche erstanden in seiner Seele; — er überlegte. — Sollte er sich um ein Staatsamt bemühen, in welchem er seine Kräfte handelnd verwerthen konnte? Sollte er die Leitung des Kunstinstituts zu bekommen suchen, woran

er schon früher gedacht hatte? — Oder sollte er als Bewerber auftreten, um einen Platz in der Kammer der Abgeordneten zu erlangen?

In der Hauptstadt, wohin ihn ein Geschäft rief, setzte er die Erwägungen fort; und die Entscheidung für das einzig ihm Gemäße wurde ihm von außen her erleichtert.

Universitätsfreunde, die in Amt und Würden standen und denen er sich eröffnete, riethen ihm dringend, seine Freiheit nicht an den Staat hinzugeben und sich keine regelmäßige Thätigkeit aufzubürden, die sein entwöhnter Sinn bald als eine schwere Last empfinden würde.

Er mußte das zugeben und richtete sein Augenmerk auf die Bühne. — Wenige Tage der Beobachtung genügten, um auch diese Möglichkeit als einen Traum zerfließen zu machen.

Der alte Lenker war gestorben; aber ein jüngerer Verwandter hatte den Posten inne und schien sich in ihm eben so zu genügen wie Jener; jeden-

falls war er in Bezug auf Kunst eben so genügsam. Man gab Schauspiele, Ballete und Opern mit Bühnenkräften, wie man sie eben hatte — so gut als es eben ging — und Hof und Publicum zeigten sich damit im Grunde zufrieden. Artistischer Dirigent war, in Ermangelung eines persönlichen, der Zufall, der sich aber so gut aus der Affäre zog, daß jenen, mit Ausnahme einiger Kritiker, Niemand vermißte. — Hugo, als er vor dieser Wirklichkeit an seine Ideale dachte, lächelte über sich selber. Er hatte ein Ziel vor Augen, das nur mit ausdauernder Mühe zu erreichen war. Und wenn er sich dieser nun unterzog, hatte er Dank dafür? Diejenigen, die mit der gegenwärtigen Leitung so sehr zufrieden waren, drohten, die seinige verwerflich zu finden. — „Ich überlasse," war sein Schluß, „die Ausführung meiner Ideen auf diesem Gebiete der Zukunft. Ist die Nation mit andern Dingen im Reinen, dann wird man sich auch wieder des Theaters erinnern und es be-

handeln, wie der Künstler den Stoff behandelt, den er zu einem Kunstwerk ausarbeiten will. Bis dahin mag's eine Unterhaltungsanstalt bleiben!"

Ernstlicher und länger erwog er seinen Beruf zum Deputirten. Eben tagten die Kammern, und auch unter ihren Mitgliedern fand er alte Bekannte wieder. Seine Absicht verschweigend, ließ er seine Kenntniß des Geschäftsganges, wie sie ihm der Besuch des Hauses verschafft hatte, durch ihre Mittheilungen ergänzen. Er fühlte sich lebhaft interessirt und gewann von dem Einfluß und der Wirksamkeit eines ausgezeichneten Redners und Facharbeiters eine sehr hohe Meinung. Wie er sich aber sein eigenes Eingreifen in die complicirte Maschine vorzustellen suchte, fand er, daß er dazu einer entschiedenen, also dauerfähigen Neigung ermangelte. Die bestimmten sachlichen, mitunter auch nebensächlichen Fragen, die an die Kammer gelangten, übten nicht den Reiz auf ihn, den er zu froher Thätigkeit bei sich voraussetzen mußte. Die

Nothwendigkeit, zu einer Partei zu ſtehen und ihren Entſcheidungen ſich unterzuordnen, erregte in ihm ein widerſtrebendes Gefühl, da ſie der Grundforderung ſeines Weſens — unbedingter Freiheit im Forſchen und im Ausſprechen des Erkannten — entgegentrat. Er entſagte.

Indem er nun weiter mit ſich zu Rathe ging, fand er endlich das Rechte.

„Gar Vieles iſt nöthig und ehrwürdig und heilvoll," ſagte er ſich eines Abends auf ſeinem Zimmer, „was der Einzelne nicht zu leiſten vermag. Gaben und Luſt dazu haben Andere, und dieſe widmen ſich nun den gebotenen Arbeiten um ſo gedeihlicher. Sehe Jeder, daß er das ergreife, wozu ihn die Grundneigung ſeines Weſens beruft!

Warum ſuch' ich umher nach einer gebundenen Function? Gibt es denn, um auf die Menſchheit zu wirken, bloß Aemter und Stellen im Organismus des Staates? Gibt es nicht auch eine Thätigkeit, welche frei den Verlangenden ſich bietet und

so grade am besten — am reichsten und weitestgreifenden wirkt?

Eine solche Thätigkeit ist die des Schriftstellers. Und wenn ich Alles in Allem erwäge: hier liegt mein Beruf!

Wiederholt hab' ich diesen Gedanken schon erwogen und an seiner Vollziehung mich geweidet. Er entschwand mir wieder. Aber jetzt, wo mich alle Motive darauf weisen, soll er ausgeführt werden in Vollständigkeit!

Denn Schriftsteller sein heißt nicht bloß schreiben. Schriftsteller sein heißt mit Lust und Liebe zum Zwecke schreiben, für die Nation schreiben — und das Vollendete der Nation vorlegen.

Mein Hang ist es, nach Wahrheit zu forschen — die Wirklichkeit aus dem ewig Seienden zu erklären und Einsicht zu gewinnen in eine Entwicklung, die zur Vollkommenheit führen muß. Was ich auf diesem Wege erschaue, fasse und fühle, das drängt es mich darzustellen in der schönsten,

lebendigſten Form und es Andern eindringlich zu zu machen in gebundener und ungebundener Rede. Und dieſem Hang will ich folgen, uneingeſchränkt, und was ich lebe und im Leben begreife, ſoll ihm dienen.

Ich will mich prüfen, was ich am beſten und nachdrücklichſten hervorzubringen vermag, und ſehen, welche von meinen Leiſtungen der Mitwelt am erfreulichſten und erſprießlichſten zu werden verſpricht. Und dieſe will ich ihr bieten, und auf dem Wege meines eigenſten Berufes ohne Anſehen der Perſon vorwärts gehen.

Bin ich nicht der Glücklichen Einer geworden durch Erlangung vollkommener äußerer Unabhängigkeit? Der Wahrheit die Ehre geben ſoll Jeder, und Jeder ſoll ſie und ihre Vertretung über alle Vortheile ſtellen. Wenn aber dem Bedrängten, der um die Exiſtenz kämpfen muß, Acte der Schwachheit vergeben werden können — Jener, der zur Tugend frei ſie dennoch nicht übt und

kleinen Rückſichten des Tages die Miſſion des Geiſtes opfert, iſt nachſichtslos zu verurtheilen.

Schriftſteller zu ſein im edelſten, männlichſten Sinne des Wortes, das iſt meine Pflicht — mein Amt; und ihm gelob' ich mich feierlich.

Mehr als einmal hab' ich den eigenthümlichen Vorwurf hören müſſen: Ich ſei zu gut! Daß man, wenn das Wort ſeinen Sinn behält, zu viel Güte haben kann, glaub' ich nicht. Aber allerdings, man kann zu tolerant ſein, zu nachſichtsvoll und langſam zum Angriff auf das Unwahre und Schlechte. Bin ich wirklich zu gut geweſen in dieſem Betracht, ſo will ich mich beſſern. Ich nehme mir vor, nach dem Wahren und Rechten zwar umſichtig und gewiſſenhaft zu forſchen, die erkannte Wahrheit aber mit Kraft rückſichtsloſer auszuſprechen; — und ich werd' es halten. Es gibt eine Wehleidigkeit, die, der Züchtigung unfähig, dem Ungezogenen die Schläge erſpart, die ihn allein erziehen können. Von ihr muß ſich befreien, wer mit ihr behaftet

iſt, und Inhumanität lernen aus Humanität. — Ich glaube nicht, daß mich die Härte ſo hart ankommt, wenn ich meiner guten Abſicht gewiß bin; und hab' ich einigermaßen gethan, was ich zu thun gedenke, ſo hoff' ich jenen Vorwurf nicht mehr zu hören.

Erkenntniſſe zu gewinnen und überzeugend mitzutheilen, Grundſätze darzulegen, die den Thätigen mahnend auf die edelſten Ziele weiſen, das iſt meine Aufgabe! — Was ich in die Geiſter und Herzen pflanze, die mir empfänglich entgegenkommen, mag Frucht bringen in ihnen, und ſie mögen ausführen im Beſondern, was ich gedacht und gefordert im Allgemeinen. — Es gibt eine Scala menſchlicher Berufe. Der Eine iſt zur Aufſtellung der oberſten Principien, zur Veredlung und Erhöhung des Wollens begabt, der Andere zur Auffaſſung und ſiegreichen Durchführung im äußern Leben. Jeder hat ſeinen Poſten in dem einen Gottesſtaate der Menſchheit, und ich ſtelle mich

auf den meinen, zuversichtlich rechnend auf die Andern, mit denen ich Bereicherung und Förderung tauschen soll.

Viel hab' ich gesehen und gelernt — viel erfahren und gelitten; in die lichtesten Höhen des Geistes hab' ich mich aufgeschwungen, in die süßesten Wogen der Freude mich getaucht, — in den tiefsten Abgründen des Leides hab' ich geschmachtet. Ich kenne das Leben; ich habe den Willen und die Fähigkeit, es rein abzuspiegeln, und ich will es die Geister schauen lassen zur Erleuchtung, zur Erhebung und zum Troste. Wahrheit will ich der Welt geben — die ganze Wahrheit, die Hinaussicht in die Vollendung, wo die Wahrheit Schönheit geworden.

Meine Lust und mein Gewinn, mein Leid, meine Entbehrung und meine Hoffnung sollen der Welt fruchtbringend werden." —

Mit diesen Gedanken weihte sich Hugo zum Schriftsteller.

Er empfand eine große Befriedigung und eine eigenthümliche Freudigkeit. Denn etwas Anderes iſt es, producirend ſeiner Neigung zu folgen, wohin dieſe führen möge, und etwas Anderes, die Thätigkeit des Schriftſtellers als ein Amt zu ergreifen, womit man Pflichten verbindet. Zur Uebernahme eines ſolchen gehört ein Entſchluß — und zur erſprießlichen Verwaltung eine Fülle von Schöpferkraft, die ſich dem zweckmäßig arbeitenden Geiſt unverſieglich bieten muß. Hugo, dieſe Kraft in ſich fühlend, ſah in eine Zukunft edelſter Wirkſamkeit. Und es war ein ſchöner Beitrag zu ſeiner Genugthuung, daß er mit ihr weder an Zeit noch Ort gebunden war, daß er mit ſeinem Aufenthalt wechſeln, ſo lang es ihm gefiel ſein ſchönes Gut bewohnen und auf ihm den kleinen Hugo zum künftigen Beſitzer erziehen konnte.

Er kehrte nach Ellerburg zurück und gab ſich ohne Verzug der neuen Arbeit hin.

Hugo war vor Allem Denker, mit einem eige-

nen ethiſchen Zug. Den Lebenden Aufgaben zu ſtellen und ſie zur Verbeſſerung des Ueberkommenen anzufeuern, die Herrſchaft des Geiſtes herbeiführen zu helfen und mit ihr die ſchönſte Ausbildung des geſammten Lebens, das war ſein eigentliches Ziel. Auch ſeine Dichtungen trugen dieſen Charakter; und nach einfachen Stimmen des Herzens entſtanden immer wieder ſolche, in denen er Ideale zeichnete, um durch ihre hohe Schönheit zur Verwirklichung zu begeiſtern. Er wollte dem Vorhandenen ſein Recht zuſprechen vom Standpunkt der Geſchichte, aber ihm von eben dieſem die Fortentwicklung zur unumgänglichen Pflicht machen. Kurz: er gehörte zu den reformatoriſchen Naturen; und die Zeit, es zu beweiſen, war gekommen.

Wird man ſich nun wundern, daß er vor Allem die Frage ſeines Standes wieder in's Auge faßte? Ihn zog zu dieſem eine natürliche Liebe; aber ſein Geiſt ſah mit gleicher Deutlichkeit die Gebrechen wie das Gute, die Gefahren wie das

Verheißende an ihm — er würdigte die Ansprüche der Zeit, und sein Bestreben richtete sich nun darauf, ihm das Verhalten vorzuschreiben, durch das er sich als nothwendiges, nützliches Element der Gesellschaft würde rechtfertigen und ferner behaupten können.

Nicht lange darauf übersandte er dem Professor ein Schreiben, worin er ihm seinen Lebensplan mittheilte. Beigelegt waren „Gedanken über den Adel," die er, wenn sie die Prüfung des Freundes bestünden, zu einer größern Schrift verarbeiten wolle.

Einige Stellen setzen nicht nur die Denkart und den Standpunkt des adeligen Autors in helleres Licht, sondern schließen zugleich ab, was an verschiedenen Punkten der Erzählung angeregt worden ist; wir glauben sie daher den Lesern nicht vorenthalten zu dürfen.

* * *

„In einer höhern Sphäre aufgewachsen, zur Ueberlegenheit des Benehmens erzogen, haben die

Angehörigen unſeres Standes ein eigenthümliches höheres Selbſtgefühl erlangt und ſich ein herrſchendes Anſehen gegeben. Und auch jetzt noch liegt auf dem Adel eine Weihe der Zeit und ein Schein Jahrhunderte lang beſeſſener Herrlichkeit, während er im Boden der Nation die Wurzeln des Althergebrachten geſchlagen hat. Es iſt Täuſchung, wenn man glaubt, ihn wegdecretiren zu können. Der adlige Name hat in der Geſellſchaft immer noch einen bevorzugten Klang und man erweiſt dem Träger gern die Aufmerkſamkeit, auf die er ſchon durch ſeine Geburt Anſpruch zu haben ſcheint. Dramatiker und Romanſchreiber können ſich nicht enthalten, auf das bon sang hin Erfindungen zu gründen, und nehmen ausgezeichnete Repräſentanten der Tugend und des Laſters immer noch gern aus den höhern Ständen.

Man kann dem Adel die politiſchen Vorrechte nehmen, die er noch hat. Seine Geſchichte und ſeine geſellſchaftliche Geltung wird man ihm ſo

wenig nehmen können wie den Geist und das Blut, das er von seinen Ahnen geerbt hat.

* * *

Mit der bevorzugten Stellung, dem Ergebniß der Laufbahn ganzer Geschlechter, sind aber freilich Gefahren verbunden, Gefahren zu verkehrtem Denken und Handeln, die dem Adel eben gegenwärtig den größten Schaden drohen.

Die geringste ist noch, daß der Sprößling eines altedeln Hauses, dem der höhere Rang in die Wiege gelegt worden, darauf pochend hochmüthig, herrisch, anmaßend werde. In unsern Tagen dürften der Anmaßung des Adeligen so viel andere Anmaßungen entgegentreten, daß er selber dadurch wieder zur Besinnung gebracht, sein Unterfangen aufgewogen und unschädlich gemacht werden mag.

Schlimmer ist die Möglichkeit, daß der Adlige, stolz auf das, was die Geburt ihm verliehen hat, geistig und sittlich etwas aus sich zu machen ver-

säumt. Daß er sich in dem Glauben gefällt, er bedürfe der Selbsterziehung nicht, weil ihm der überlegene Geist angeboren sei; daß Eitelkeit und Bequemlichkeit ihn von zusammenhängendem Fleiß abhalten, der allein zu wahrer, tiefer, lebendiger Bildung führt.

Wer sich für zu gut hält zum Lernen und gleichwohl vor Allen berechtigt, über die schwierigsten Fragen mitzureden oder gar zu entscheiden, der kann unmöglich der Ungerechtigkeit, dem Schimpf und der Selbstaushöhlung entgehen.

Die größte Gefahr droht aber dem Adel auf dem sittlichen Gebiet. Die höhere Meinung, die man von sich hat, der Glaube zumal, daß man ohne Weiteres edler sei von Gesinnung als Andere, verblendet gewisse Geister auf die verhängnißvollste Weise. So einer, der sich schon als Abkömmling einer altadligen Familie für edel hält, kann es durchaus überflüssig finden, wirklich edel zu denken und zu handeln, die Ehre solchen Verhaltens aber

dessenungeachtet entschieden und vollständig in Anspruch nehmen. Und dies ist noch die erträglichere Selbsttäuschung. Gräulich ist es aber zu sehen, wenn „Edle" dieser Art Infamien begehen und meinen, von ihnen begangen wären es keine! Wenn der Bettler von Adel glaubt, ihm stünde die hungrige Gier nach fürstlichen Geschenken wohl an, weil er sie nutzlos wieder vergeudet! Wenn der Betrüger, der Dieb und Räuber von Adel sich sagt, er nehme nur, was ihm gebühre und gehöre, weil er, der Edle, es brauche!

* * *

Der äußerlich höhern Stufe, auf welcher der Adel in der Gesellschaft immer noch steht, kann innere Würdigkeit entsprechen, muß aber nicht. Es liegt nun keinem Stande die Versuchung so nahe, das Aeußere auch schon für das Innere, den Schein für das Sein zu nehmen und dieses über jenem zu vernachlässigen, als eben dem Adel, dem,

wenn er mächtig und reich ist, auch die Welt so gern das Aeußere und Zufällige schon für das Wesen anzurechnen die Schwachheit hat.

* * *

Wenn der Adel auf seinen Lorbeeren ruhen und sich das, was er thatsächlich zu beweisen hätte, nur einbilden und prahlerisch zusprechen — wenn er die Früchte des Fleißes Anderer verzehren und zum Dank dafür gnädig oder gar verächtlich auf sie herabsehen — wenn er, des Noblesse oblige uneingedenk, nur genießen will ohne zu leisten, und nehmen ohne zu geben — wenn er nicht strebt und lernt, durch Leisten und Geben sich vielmehr hervorzuthun: dann wird er die Prüfung des Geistes der Wahrheit nicht bestehen und die Geschichte wird über ihn hinweggehen — von Rechts wegen!

* * *

Der Adel muß vor Allem erkennen, daß wir einer Zeit des Geistes entgegengehen, in welcher die mächtigsten Waffen die Waffen des Geistes sein, Unwissenheit aber und Unfähigkeit, wenn sie mit Anmaßung gepaart sind, dem Schwerte des Geistes verfallen werden.

Wenn er nun in der That mehr Geist hat als Andere, wie er glaubt — hauptsächlich aber mehr Ehre, Ehrgefühl, Hochherzigkeit, Opfermuth, und wie die schönen Tugenden alle heißen mögen: so zeige er's jetzt! Er sei eifrig im Beweisen dessen, was er sich beilegt, denn eben dies ist jetzt mehr als je gefordert, und nur damit wird er die neue, strengste Prüfung zu bestehen vermögen.

* * *

Ich will ein Wort sagen, das Manchem vielleicht um so wunderlicher erscheint, je wahrer es ist: Das Schicksal des Adels hängt von seiner Betheiligung an der Wissenschaft ab. Muth und

Weltverstand genügen jetzt nicht mehr zum nachhaltigen Erfolg in der Welt — die Erkenntniß der Wahrheit, die Fähigkeit der gerechten Ausgleichung zwischen den Parteien muß dazukommen. Bis jetzt ist die Geschichte im Großen und Ganzen ein Kampf der Gegensätze gewesen und die Eigenschaften des Kämpfers waren die nöthigsten und obersten. Das Ideal der Epoche, der wir entgegengehen, ist aber die Verständigung, und wenn gekämpft wird, so geschieht es um ihretwillen: es muß also schon der Kampf mit dem Willen der Gerechtigkeit geführt werden. Es muß gekämpft werden um's Recht, mit dem Zweck, daß Jedem sein Recht, Jedem das Seine werde. Und dazu muß man erkennen, was für Jeden sein Recht ist, im Hinblick auf die höchsten Ziele des Ganzen. Blind zu streiten — blind dem Gegner zu schaden und sich zu nützen und dem Schicksal die Entscheidung zu überlassen, das ist nicht mehr an der Zeit. Wir müssen sehend streiten und um das

Unſere kämpfen, nicht wie die Selbſtſucht es fordert, ſondern die Gerechtigkeit es erweiſt; und wir müſſen die Entſcheidung ſelber herbeiführen in Herſtellung eines Friedens, der in ſchöpferiſchem Zuſammenwirken der bisherigen Gegner beſteht.

Zur Betheiligung an der Wiſſenſchaft und zur Aufnahme des Lichtes, das nur ſie erſchließen kann, iſt der Adel gegenwärtig durch Alles gemahnt. Wie könnte er den Forderungen der Zeit nachkommen, wenn er erzogen wird in der Anſchauung früherer Jahrhunderte — wenn er ſeinen Geiſt beugen lernt vor den Bekennern einer Weisheit, die vor dem prüfenden Geiſt der Wiſſenſchaft nicht mehr beſtehen kann? Allerdings, gleich und gleich geſellt ſich gern; aber dem Veralteten darf der Adel nicht mehr gleich ſein wollen, er muß mit ihm brechen und dem ſich erweiſenden Lichte der Zukunft ſich weihen, wenn er ſelbſt eine Zukunft haben will.

Der Adel muß ſich aufrichten an der Philo-

sophie, die ihn Gott und die höchsten Ziele des Lebens erkennen lehrt und Ernst macht mit der Herrschaft des Geistes. Er muß die Anschauung der Tugend erlangen, die in der Sphäre des Ewigen gilt, und in ihr einen Maßstab gewinnen für die äußern Vorzüge, die ihn schmücken, — eine Richterin des auf sie gegründeten Stolzes. Er muß Einsicht gewinnen in ein ewiges Sein, um dessentwillen es der Mühe werth ist, irdische Vortheile zu opfern und den höchsten Pflichten zu leben. Eine Religiosität, die den äußerlich Obenstehenden mit Gott sich abfinden lehrt, während seine Herrschsucht und Selbstsucht dieselben bleiben, ist Lüge, und der Adel, der mit ihr sich zu beruhigen fortführe, würde aus dem verdummenden Traume zu grausamer Wirklichkeit erwachen.

* * *

Ich sehe eine Zeit kommen, die dem Schein und der Anmaßung des Scheines unerbittlicher zu

Leibe gehen wird als irgend eine frühere. Ich seh' einen Tag des Geistes anbrechen, in dessen Licht sich keine Täuschung mehr wird geltend machen können, die in der Nacht früherer Epochen möglich war. Es ist Thorheit, davor die Augen zu verschließen und in eitler Sicherheit den rechten Moment der Entschließung zu versäumen. Es ist Blasphemie, sich auf Gott zu verlassen, während man seinen klaren Willen mißachtend ihn beleidigt. Wer dieser Thorheit und dieser Blasphemie sich schuldig macht, der verfällt dem Untergang; und vor dem Untergang möcht' ich den Adel bewahren!" — —

* * *

Wenige Tage nach Uebersendung der Skizze lief die Antwort des Professors ein. „Lieber Freund," hieß es darin, „Deine Ideen über den Adel hab' ich gelesen und wünsche sehr, daß Du die grundlegenden Punkte zu einem tüchtigen Buch

ausarbeiten möchteſt. Die gehaltene Wärme, womit Du Deine Anſichten vorträgſt, hat ſich mir mitgetheilt, ſo daß ich nun bis zu einem gewiſſen Grad auch Deine Hoffnungen theile. Jedenfalls ſteht es Dir zu, Deinen Stand bekehren und ihn wieder zu einem werthen Organ der Geſchichte machen zu wollen; und ſicher werden Deine Bemühungen nicht ohne Früchte bleiben. Du mußt aber den politiſchen Beruf des Standes noch beſonders in Erwägung ziehen und in Bezug auf ihn Vorſchläge machen, die ein richtigeres Verhältniß desſelben zum Volksganzen herbeiführen können. Du begreifſt, daß das mir als die Hauptſache erſcheinen muß." —

Das Leſen dieſer Zeilen erfüllte Hugo mit großer Freude. Bei der Ehrlichkeit des Mannes und bei einer gewiſſen bürgerlichen Eiferſucht, die er an ihm ſchon bemerkt zu haben glaubte, war ihm ein bedeutendes Zugeſtändniß gemacht. Er konnte vertrauensvoll an die Arbeit gehen, deren

größere Ausdehnung zwar neue Anstrengungen nöthig machte, aber auch eine neue Befriedigung verhieß. Die beste Stimmung des Autors, wo man schon glücklich ist, die erkannte Wahrheit nur sagen zu dürfen, kam über ihn; und in dieser Stimmung begann er sein Werk.

Zehntes Capitel.

Hugo beſaß einen zugleich in die Tiefe und in die Weite gehenden, zugleich umſchauenden und gründlichen Geiſt. Die erkannte Lebensaufgabe und die damit empfangene Weiſung auf das Innerliche, regte alle Kräfte ſeines Weſens an. In unwillkürlicher Aeußerung derſelben erweiterte ſich nun ſchon das Werk, das er unter den Händen hatte. Er machte Studien und zeichnete Gedanken auf, die er nur in einem ungleich umfangreichern Buche verwerthen konnte, als er's entworfen hatte. — Daneben ſtiegen aber andere Ideen in ihm auf. Er erkannte die Nothwendigkeit, ſeinen Anſichten

über die Zukunft des Adels durch ein geschichtsphilosophisches Werk über die Entwicklungsstadien der Menschheit einen wissenschaftlichen Boden zu geben, und sah sich zu Untersuchungen fortgezogen, aus denen ihm eine neue, große und schöne, aber ebenso schwer zu lösende Aufgabe erwuchs. — Die Geschichte des Mittelalters endlich, die er vorzugsweise zu studiren hatte und auch mit besonderer Vorliebe studirte, brachte die anmuthigsten romantischen Bilder vor seine verwandte Seele und diese riefen seine dichterische Kraft auf. Ideale ritterlicher Jungfrauen erschienen ihm, Männer und Frauen aus allen Ständen gesellten sich dazu, eine eigenthümliche Welt bewegte sich vor ihm in Liebe und Streit, und ihn dünkte es nun außerordentlich reizend, aus jenen Zeiten ein auf Wahrheit gegründetes lebensvolles Gemälde auszuführen. Er gedachte der Sage, welche durch eine Hedwig von Ellerburg eine rettende That vollbringen ließ, — erinnerte sich, daß Helene, in der ersten Rosenzeit

ihrer Liebe, von ihm die poetische Behandlung dieses Gegenstandes gewünscht hatte, und sein Herz erwärmte sich nun für ihn. Die Aussicht, seine eigenen Vorfahren dichterisch wieder zu beleben — die Menschen jener Tage culturgeschichtlich treu und in verklärender Liebe dennoch schön vorzuführen, sein liebes, freud- und leidgeweihtes Ellerburg mit den Zauberfarben einer naturwahren Romantik zu malen, übte ein Anziehungskraft auf ihn, daß er sich vorzugsweise an diese Arbeit hingab. Unwillkürlich hatte sich ihm die Heldin nach dem Bilde Helene's gestaltet, und es war ihm der süßeste Gedanke, die Geliebte in den mächtigern Formen jener Tage fühlen, handeln und Lebensglück sich erobern zu lassen.

Mit alledem sah er sich von einer Fülle der Arbeit umströmt, deren Bewältigung ihn in eine Zeit reichster Thätigkeit blicken ließ. Wurde durch die neuen Unternehmungen die Vollendung der ersten vertagt, so drängte ihn ja nichts zur Eile,

und durch sein tiefes Interesse, seinen schon zur andern Natur gewordenen Fleiß war ihm die Vollendung doch verbürgt. Er sah, wie die verschiedenen Werke sich wechselseitig förderten, überzeugte sich mehr und mehr, wie Philosophie und Poesie, Moral und Geschichte zusammengehörten, wie eins am andern lebensvoller und frischer wurde: und folgte dem Zuge seines Herzens und dem Wohlgefallen seines Geistes mit freudiger Sicherheit.

Ein Brief, den ihm auf eine neue Meldung in jenen Tagen der Professor schickte, enthielt die eigenthümliche Stelle: „Der Ton Deines letzten Schreibens hat mich mit wahrer Freude erfüllt. Er offenbart die Gehaltenheit und den vertrauenden Muth eines Mannes, der sich im Besitz erwünschter Lebensgüter befindet. Bist Du denn in der That glücklich? Diese Frage läßt namentlich meine Frau an Dich richten, und Du wirst nicht umhinkönnen, irgendwie darauf zu antworten."

Hugo, nachdem er diese Zeilen gelesen, saß er-

wägend. Seine Züge nahmen den Ausdruck edlen Selbstbewußtseins an, er setzte sich hin und schrieb:

„Auf die Frage der lieben Freundin, ob ich glücklich sei, antworte ich: Ja, ich bin es!

Daß das menschliche Herz es auf so verschiedene Weise sein kann, das ist das nie genug zu preisende Wunder des Lebens!

Sein, was man sein will, haben, was man haben will, das ist's! — Mein innerstes Wollen und der tiefste Zug meines Herzens ist es, Einer zu gehören und Eine mein zu wissen — mein über's Grab hinaus! Und dieses Verlangen ist erfüllt. Sogar das hat nun für mich einen Reiz, meine Liebe zu beweisen in Entsagung und dadurch des höchsten, reinsten, vollkommensten Glückes, das meiner harrt, mich würdig zu machen.

Hab' ich kein Weib im irdischen Leben, so weiß ich, daß die Einzige mir ganz und gar gehört im ewigen; und jetzt ist sie mein Ideal — das wunderbar schöne Bild der Erinnerung, die Wonne

meines Denkens und Träumens, umflossen von einem Duft und einem Glanz der Poesie, daß ich in Entzückung zu ihr emporstaune. — Kann ich die lebende Gestalt nicht in meine Arme schließen, und entbehr' ich der Freuden, die das Glück Andern — die es Euch gegönnt hat, so hab' ich dafür die Sehnsucht, die mein Herz mit süßen Schauern erfüllt; ich habe die Trauer der Liebe, die es wundersam bedrückt, und die Thräne, die es entlastet; ich habe das Glück der Hoffnung und des unendlichen Gottvertrauens.

Du erfährst wohl nichts Neues, wenn ich Dir sage: es ist ein christlicher, mittelalterlicher Zug in mir. Ich besitze eine Fähigkeit, ideale Liebe bis zur Glut der sinnlichen zu steigern und ihr hingegeben in meiner Seele von dem Duft eines Rosengartens mich umhaucht zu fühlen. Die Glücksempfindungen meines Herzens wogen auf zu brennendem, leuchtendem Leben, daß in Götterfülle jedes Verlangen schweigt. Erhebt sich in der

Einſamkeit ſchmerzliche Sehnſucht wieder, um alles vorhandene Glück wegzuraffen und das verſagte mir in dämoniſcher Schöne vorzuhalten, ſo iſt doch ihr Leid und ihre Bangigkeit ſelber von ſo wunderbarer Art, daß das bebende Herz in ihr ein Geſchenk feſthält. — Und die Wogen verlaufen wieder, der Geiſt ſchwebt wieder empor, und wie die Sonne durchleuchtet ihn die Wahrheit, daß dem Schönen das Schönere und Schönſte folgen müſſe: das Heil allſtillender Befriedigung.

Ja, lieber Freund, es gibt eine Fähigkeit und eine Kunſt, das ewige Leben ſchon im irdiſchen zu leben; und ich hab' etwas davon.

Zu Allem aber — ich bin ein Mann! Die Natur hat mir einen feſten Willen und einen ſchöpferiſchen Geiſt verliehen und mich damit des Gebens fähig gemacht. Und ich will geben, und mein Geben ſoll mir verſchaffen, was im Nehmen mir verſagt bleibt.

Ich habe Ehrgeiz, mein Freund; ja, ich kann

ſagen, ich habe den größten: den Ehrgeiz, empor-zukommen nicht nur bei der Welt, ſondern bei Gott; emporzukommen in der Geiſterwelt durch gute Thaten, durch Thaten des Lichtes, und in ihr auch der Glorie der Guten theilhaft zu werden.

Es iſt beſeligend, das Höchſte zu wollen; es iſt beſeligend, zu fühlen, daß man etwas vermag, — und nun dem zeugenden Drange ſich überlaſſen kann mit dem Bewußtſein, daß man ſeine Pflicht thue und den Folgen getroſt entgegenſehen darf.

Die Thätigkeit aber erhebt, kräftigt und würzt den ganzen Menſchen. Sie erneut ihn und gibt ihm ein neues Verhältniß zu ſeinem Geſchick, ſeinen eigenſten Beſitzthümern.

Wenn ich mitten in geiſtiger Arbeit an Helene denke und ihr Bild mir erſcheint, ſo hab' ich ein ganz eigenthümliches Gefühl. Es iſt mir, als ob mich von ihr nichts mehr trennte; als ob ſie mir zuſähe bei meiner Arbeit und ich meinen Lohn holen könnte durch einen Blick auf ſie. Heiterkeit

erfüllt mich wie den Gatten, der die Gattin an seiner Seite erblickt und bei männlichem Thun sich sagen kann, daß es vollendet ihren Beifall haben wird.

Wenn sie mir nun auch wieder ferner tritt — in die Höhen des Himmels zurückschwebt, so behält ihre Gestalt doch den lichtfrohen Charakter. Ich sehe in ihr den Engel, der den Sieger über das Leben mit dem Palmzweig begrüßen wird. — —

Mein Erbe, der kleine Hugo, wird ein frischer, fröhlicher Bube. Amalie hat ihrem Gatten im vergangenen Jahr eine Tochter und jüngst noch ein Söhnchen geschenkt. Wenn der Erstgeborene zwei Jahre mehr zählt, soll ich, an dem er schon mit Liebe hängt, ihn zur Erziehung erhalten. — Ich will einen Edelmann in meinem Sinn aus ihm formen.

Ich freue mich der Menschen, die um mich herum glücklich sind und Gutes thun. Ich freue mich des Lebens und der Früchte meiner Thätig-

keit. Die Zeit aber, durch die sich Mancher beraubt fühlt, mich begabt sie, und ihr Hinschwinden kann mich nicht traurig machen. —

Damit, lieber Freund, möge diese Frage beantwortet und — erledigt sein. — Wirken wir! Ergreifen wir unser Schicksal, gebrauchen wir es zur Darstellung unseres Ideals und sagen wir: Das ist unser!“

LG
M6151ew

Meyr, Melchior
Ewige Liebe.
2 v. in 1

634059

University of Toronto
Library

DO NOT
REMOVE
THE
CARD
FROM
THIS
POCKET

Acme Library Card Pocket
LOWE-MARTIN CO. LIMITED